

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben

— von der —

Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Synode von Wisconsin
und anderen Staaten.

Redigiert von der Fakultät des Ev.-Luth. Seminars
zu Thiensville, Wis.

Motto: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede,
so seid ihr meine rechten Jünger, und
werdet die Wahrheit erkennen, und die
Wahrheit wird euch frei machen.“

Joh. 8, 31. 32.

Preis per Jahrgang \$1.50.

Jahrgang 30.

1933.

Inhaltsverzeichnis zum 30. Jahrgang.

Abhandlungen.	Seite
Präsidentialrede. L. Fürbringer.....	1
Das Königtum Christi. John Meyer.....	6, 179, 240
Die Herrlichkeit des Herrn. Aug. Pieper.....	20, 98
How the Lord God Educates His People. Aug. F. Zich.....	31
Neuendettelsau und die Verbalinspiration. W. Bodamer.....	43
Lebensbild St. Pauli. G. A. Dettmann.....	57, 140, 205, 284
Die Lutherstadt Torgau und die evangelische Kirche Deutschlands. M. Lehninger.....	81
Lux Veritatis. John Meyer.....	118
Der 23. Psalm. Aug. Pieper.....	161
Die Proklamation unserer deutschländischen Brüder gegenüber den Hitlerischen Kirchenplänen. Aug. Pieper.....	199
Rede zur Eröffnung des Schuljahres 1933-34 in Thiensville. Aug. Pieper.....	225
Defeatism in the Church. Aug. F. Zich.....	264
Kirchengeschichtliche Notizen.	
überschätzung der Schulbildung.....	73
Five-Year Anti-Religion Plan.....	74
Neue Quellenchriften zum Manichäismus.....	76
Cui bono?.....	147
Was haben wir dazu zu sagen?.....	149
Das Hitlerprogramm.....	150
Verfälschung der zur Synodalkonferenz gehörenden Synoden.....	152
† Dr. Theodor von Zahn. †.....	154
† Melvin Grove Kile, D. D., L. L. D. †.....	211
† Landesbischof D. Ludwig Schmels. †.....	212

A. Besprechungen.

Hurlbut's Story of the Bible.....	77
Joy to the World. A Christmas Service. Herman Voigt.....	79
Beginning at Jerusalem. Wm. H. Lehmann, D. D.....	79
Winning the Outsider. Wm. E. Schramm.....	79
Bergebung der Sünden. Pfarrer Otto Gerß.....	154
A Summary of the Gospels. Loraine Boettner.....	155
Hymns for Lower Grades of Christian Day Schools.....	156
Thesen zur kurzen Darlegung der Lehrstellung der Missouri-Synode	156
Proceedings of the 33th Convention of the Ev. Luth. Syno- dical Conference.....	157
Bartholomäus Ziegenbalg. G. W. Zorn.....	158
The Lententide Family Altar. F. W. Herzberger.....	158
Home Support of the School. A. C. Stellhorn.....	158
The Millennium and the Bible. L. A. Heerboth.....	159
God and the Cosmos. Theodore Graebner, D. D.....	159
The Four Horsemen of the Apocalypse. Philip Mauro.....	160
Sons of Sheba. Stuart Bergsma.....	160
What Is Christianity? Rev. Prof. F. Pieper, D. D.....	213
Statistical Yearbook of the Ev. Luth. Synod of Missouri.....	213
The Education of My Children. A. C. Stellhorn.....	214
Martin Luther: The Formative Years. Barend Klaas Kuiper	214
Of Things Which Soon Must Come to Pass. Philip Mauro	216
Notable Confessions. Theodore Walz.....	220
Interpretation of St. Matthew's Gospel. R. C. H. Lenski.....	220
Verhandlungen der Synode der Ev.-Luth. Freikirche in Sachsen. 1933	223
Unser Reichsbischof.....	223
Das Tausendjährige Reich. Heinrich Willkomm.....	301
Aufruf zur Vorausbestellung und Unterstützung. Pastor Lic. Wilh. Möller	301
Martin Luther, the Reformer. W. G. Polack.....	302
Luther, the Gift of God. Herman Voigt.....	302
A Short Exposition of the Prophecy of the 70 Weeks. Philip Mauro	303

B. Kurze Anzeigen.

Seite

Kalender.

Ev.-Luth. Hausfreund-Kalender. Martin Willkomm. 1933	80
Amerikanischer Kalender. Pastor C. Eckhardt. 1933.....	80
Lutheran Annual. Rev. E. Eckhardt. 1933.....	80
Now I Lay Me Down to Sleep.....	158
Minutes of the 8th Biennial Convention of the United Lutheran Church in America. 1933.....	160
Brief Statement of the Doctrinal Position of the Missouri Synod	303
Report of the 16th Regular Convention of the Norwegian Synod of the American Ev. Lutheran Church. 1933.....	304
Convention Year-Book of the 41st International Convention of the Walther League. 1933.....	304

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 30.

Januar 1933.

No. 1.

Präsidialrede.

Verehrte Väter und Brüder der Synodalkonferenz, teure Glaubensgenossen! *)

Es ist sonst nicht Sitte bei den Versammlungen der Synodalkonferenz, daß eine besondere Eröffnungs- oder Präsidialrede am Anfang der Sitzungen nach der Organisation gehalten wird. Nicht einmal bei der allerersten Versammlung geschah dies. Die Eröffnungspredigt galt als Eröffnungsgrede, wie schon in dem ersten gedruckten Bericht hervorgehoben, daher denn auch die Eröffnungspredigt im Druck mitgeteilt wird. Wenn der Vorsitzende sich diesmal erlaubt, eine Ausnahme zu machen und mit einer kurzen Ansprache die Sitzungen einzuleiten, so hat dies seinen Grund in der Tatsache, daß es dieses Jahr gerade sechzig Jahre her sind, daß die Synodalkonferenz zu ihrer ersten Versammlung zusammentrat und dies die einfachste Weise schien, an diese Tatsache zu erinnern.

Vom 11. bis zum 13. Januar 1871 war nach längeren Vorverhandlungen eine Konvention von Vertretern der Synoden von Ohio, Missouri, Wisconsin und der norwegisch-lutherischen Synode in Chicago abgehalten worden, auf der der Entwurf einer Form der Vereinigung dieser Synoden beraten worden war. Vom 14. bis zum 16. November desselben Jahres hatte dann eine zweite Vorversammlung in Fort Wayne getagt, zu der sich auch Glieder der Synoden von Illinois und Minnesota eingefunden hatten. Auf dieser

* Diese Rede wurde in der ersten Sitzung der Synodalkonferenz in Mankato, Minnesota, am 10. August 1932, gehalten und sollte im gedruckten Bericht erscheinen. Da dieser der Kosten wegen auf das Allernötigste beschränkt werden muß, wird sie hier ihres historischen Inhalts wegen mitgeteilt.

Vorversammlung wurde die beabsichtigte Konstitution nochmals besprochen und zugleich revidiert, und es wurde beschlossen, diese Konstitution in den Blättern der betreffenden Synoden zu veröffentlichen und den Synoden vorzulegen, worauf dann auf Grund dieser Konstitution die Synodalkonferenz ins Leben treten sollte. Zugleich wurde dieser Versammlung eine Denkschrift vorgelegt, in der die Gründe dargelegt waren, weshalb die betreffenden Synoden sich nicht an eine der bereits bestehenden Verbindungen von Synoden zu einem Synodabund angeschlossen hätten, sondern durch den Zusammentritt zu einer Synodalkonferenz eine gesonderte kirchliche Körperschaft zu gründen vorhätten.

Von der ersten dieser Versammlungen heißt es in einem öffentlichen Bericht darüber, daß die Verhandlungen „in innig brüderlicher Liebe“ gepflogen worden seien („Lutheraner“, 27, 82), und von der zweiten Vorversammlung, die von 67 Pastoren und Professoren, 2 Gemeindepredigern und 9 Schullehrern besucht war, berichtet Walthers im „Lutheraner“ (28, 36): „Wir reden die Wahrheit, wenn wir hierdurch versichern, daß diese Konvention in Fort Wayne an jenes Bild der Kirche erinnerte, welches der heilige Lukas mit den Worten entwirft: ‚Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele‘, Apost. 4, 32. Es handelte sich hier nicht darum, Einigkeit erst herzustellen, viel weniger, durch allerlei erzwungene gemeinsame Beschlüsse und Formeln den Schein solcher Einigkeit nach außen hervorzubringen, sondern der bereits vorhandenen Einigkeit nur Ausdruck zu geben. Mit Freuden erkannten die Gegenwärtigen, daß nicht Menschenrath und Kirchenpolitik, sondern wirklich Einigkeit des Glaubens und Bekenntnisses sie zusammengeführt habe, damit das innerlich Geeinte auch äußerlich durch das Band des Friedens verbunden erscheine. Allerdings erschien es bisher berechtigt, wenn die Feinde der Treue gegen das lutherische Bekenntnis in Lehre und Praxis höhnisch erklärten, daß diese Treue nur Spaltung hervorrufe; aber Gott, der nichts von seinen Haushaltern fordert, als daß sie treu erfunden werden, hat bis hieher geholfen, daß nun jedermann erkennen muß, daß Treue gegen sein heiliges Wort nicht trennt, sondern wahrhaft einigt. Wir verhehlen uns zwar keineswegs, daß in den verschiedenen die Synodalkonferenz befürwortenden Synoden noch gar manche Gebrechen sich finden, welche die Einigkeit zu stören drohen, aber durch Gottes

Gnade sind alle diese Synoden auf demselben rechten Wege zu einem rechten Ziele; sie schämen sich ebensowenig, ihre Mängel einzugestehen, als das Ziel anzuerkennen, dem sie nachzujagen haben. So wird es denn auch Gott, der verheißt hat, daß er es den Aufrichtigen gelingen lassen wolle, denen gelingen lassen, welche der Wahrheit die Ehre geben, obgleich zum Wollen das Vollbringen noch hinzukommen muß.“

So trat nun im folgenden Jahre die Synodalkonferenz ins Leben und hielt ihre erste Versammlung ab vom 10. bis zum 16. Juli 1872 in Milwaukee, in der St. Johanniskirche Pastor F. Vadings von der Wisconsinynode. Prof. C. F. W. Walther von der Missouriynode hielt die Eröffnungspredigt über 1 Tim. 4, 16 und wies in dieser Predigt darauf hin, „wie wichtig es sei, daß wir vor allem die Seligmachung der Seelen zu dem Endzweck unserer gemeinsamen Arbeit im Reiche Christi machen.“ Prof. M. Loy von der Ohioynode leitete die Besprechungen über die Frage: „Was ist unsere Aufgabe der englischen Bevölkerung unsers Landes gegenüber?“ Besonders aber referierte Prof. J. A. Schmidt von der Norwegischen Synode über die Lehre von der Rechtfertigung, und die Konferenz widmete diesem Gegenstande sieben ihrer Sitzungen. Ein Komitee stellte dann Sätze auf und legte einen Bericht ab über Innere Mission, die nach eingehender Besprechung angenommen wurden. Konstituierende Glieder der Synodalkonferenz waren die sechs Synoden, die sämtlich durch beglaubigte Delegationen vertreten waren: Ohioynode, Missouriynode, Wisconsinynode, Norwegische Synode, Illinoisynode und Minnesotaynode. Alle damaligen Delegationen sind nun eingegangen zu der Ruhe des Volkes Gottes; auch von den zahlreichen sonstigen Besuchern und beratenden Gliedern ist wohl keiner mehr am Leben außer dem betagten norwegischen Pastor Widven, der als Student an den Sitzungen teilnahm. Aber namentlich sind auch unter den konstituierenden Synoden der Synodalkonferenz in den verfloßenen sechzig Jahren mancherlei Veränderungen vor sich gegangen. Die Ohioynode, der sich im Jahre 1877 die seit 1876 zur Synodalkonferenz gehörende Synode von Virginia als Distrikt angeschlossen hatte, trat im Jahre 1881 aus der Synodalkonferenz aus wegen des Streites über die Lehre von der Gnadenwahl; im Jahre 1883 ebenso die Norwegische Synode, um den in ihrer Mitte schwebenden Streit leichter beizulegen; sie unterhielt jedoch immer, namentlich in späteren Jahren, freundschaftliche, glaubensbrüder-

liche Beziehungen zur Synodalkonferenz, die aber trotz aller Vorstellungen der Synodalkonferenz durch ihre Vereinigung mit andern auf einem andern Lehrstandpunkt stehende norwegische Körperschaften 1917 gelöst wurden. Die Illinoisynode vereinigte sich 1880 mit dem Illinois-Distrikt der Missourisynode; die Minnesotasynode ging 1892 eine Vereinigung ein mit der Wisconsinynode und bildet nun einen Distrikt derselben. Infolge des Gnadenwahllehrstreits bildete sich die Concordiasynode aus ausgetretenen Gliedern der Ohioynode und schloß sich 1882 der Synodalkonferenz an, löste sich aber später wieder auf und vereinigte sich 1886 mit der Missourisynode. Die Englische Synode von Missouri schloß sich im Jahre 1888 der Synodalkonferenz an, wurde jedoch 1911 ein Distrikt der Missourisynode. Die Michiganynode ging im Jahre 1892 eine Vereinigung mit der Wisconsinynode ein, wurde Glied der Synodalkonferenz und bildet nun nach Kämpfen in ihrer eigenen Mitte, in denen auch die Synodalkonferenz zu handeln hatte, einen Distrikt der Wisconsinynode. Die Distriktsynode von Nebraska, aus Gemeinden und Pastoren der Wisconsinynode bestehend, schloß sich 1906 der Synodalkonferenz an und bildet ebenfalls einen Distrikt der Wisconsinynode. Aus der alten Norwegischen Synode traten eine Anzahl Pastoren und Gemeinden um des Bekenntnisses willen aus und schlossen sich 1920 als neue Synode der Synodalkonferenz an. Ebenso war die Slowakische Synode schon 1906 der Synodalkonferenz beigetreten, so daß diese seit 1920 bis zum heutigen Tage aus vier Synoden besteht: der Missourisynode mit dreißig Distrikten, der Wisconsinynode mit acht Distrikten, der Slowakischen Ev.-Luth. Synode von Amerika und der Norwegischen Ev.-Luth. Synode. Und die Synodalkonferenz unterhält glaubensbrüderliche Beziehungen zu freikirchlichen Synoden in Deutschland, Elsaß-Lothringen, Finnland, Polen und Australien.

Darüber sind nun sechzig Jahre ins Land gegangen. Menschen sind gekommen und gegangen: Bading, Ernst und Höncke von der Wisconsinynode, Walthers, Wyncken, Sihler und Schwan von der Missourisynode, Preuß und Koren von der Norwegischen Synode, Sieker von der Minnesotasynode, die alle Delegaten bei jener ersten Versammlung waren. Kirchliche Verbindungen sind in der Synodalkonferenz in den verfloffenen sechzig Jahren geschlossen, gelöst und verändert worden. Aber durch Gottes Gnade ist die Synodalkonferenz selbst **g e b i e b e n** und ist **g e b i e b e n**, was sie **w a r**, eine

Konferenz lutherischer Synoden, die es mit dem Bekenntnis zu Gottes Wort und zu den Symbolen der lutherischen Kirche ernst nehmen und in keinem Stücke davon weichen wollen. Die Synodalkonferenz ist geblieben, was sie war, auch in den Zeiten heißer Kämpfe, wie ihre kurz angedeutete Geschichte zeigt. Sie hat heute noch denselben Zweck und dasselbe Ziel, wie sie es im Jahre 1872 im dritten Paragraphen ihrer Konstitution niedergelegt hat: „Äußerer Ausdruck der Geisteseinigkeit der betreffenden Synoden; gegenseitige Stärkung im Glauben und Bekenntnis; Förderung der Einigkeit in Lehre und Praxis und Beseitigung vorkommender drohender Störung derselben; gemeinschaftliche Tätigkeit für die gemeinsamen Zwecke; Anstrengung einer Abgrenzung der Synoden nach territorialer Grenze, vorausgesetzt, daß die Sprache nicht scheidet; Vereinigung aller lutherischer Synoden Amerikas zu einer rechtgläubigen amerikanisch-lutherischen Kirche.“ Sie hat heute noch dieselben Gegenstände der Tätigkeit, wie sie im fünften Paragraphen genannt werden: „Kirchliche Lehre und Praxis; Verhältnis der Prediger und Gemeinden der einen Synode des Verbandes zu denen einer andern; Verhältnis des ganzen Körpers und einzelner Teile desselben zu kirchlichen Körperschaften außerhalb seines Verbandes; Angelegenheit Äußerer und Innerer sowie der Immigrantemission; Kranken- und Waisenhausfache; lutherische Literatur im allgemeinen und lutherisches Traktatwesen insonderheit; Sache der Ausbildung von Predigern und Schullehrern und dergleichen.“ Ist noch nicht jedes einzelne Stück erreicht und vielleicht in Folge veränderter Verhältnisse weniger im Vordergrund der Bestrebungen, so sind andere auf derselben Linie liegende Stücke dazugekommen. Es braucht nur erinnert zu werden an das feste Zusammenhalten der jetzigen Synoden im Gnadenwahllehrestreit, an das Zusammenarbeiten in dem großen, ausgedehnten Werk der Negermission, an das gemeinsame Wirken der geistlichen Versorgung unserer Soldaten im Weltkrieg und an das andauernde, beständige Bemühen, die Einigkeit im Geiste zu erhalten und aufsteigende Schwierigkeiten in brüderlicher Weise zu besehen und zu beseitigen. Dafür sei Gott bei einem solchen Ruhepunkt in der Flucht der Zeit, wie es dieses Jahr des sechzigjährigen Bestehens ist, von Herzen Dank gesagt. Er wolle nach seiner Gnade mit uns sein, wie er gewesen ist mit unsern Vätern, und weiterhin Treue, Einigkeit, Brüderlichkeit, Liebe geben und erhalten! Und

dazu dienen ganz besonders auch die zweijährigen Versammlungen, wie wir zu einer solchen jetzt wieder zusammengekommen sind. Das ist die Erfahrung aller, die diesen Versammlungen wiederholt beigewohnt haben.

Gott sei uns gnädig und segne uns; er lasse uns sein Antlitz leuchten! Er lehre uns tun nach seinem Wohlgefallen, denn er ist unser Gott; sein guter Geist führe uns auf ebener Bahn! Sein Wort sei unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Wege! Amen.

L. F ü r b r i n g e r.

Das Königtum Christi.

Vorbemerkung. Zum leichteren Verständnis dieser lückenhaften Arbeit über Christi Königtum dürften folgende Angaben aus ihrer Entstehungsgeschichte dienen. Die ganze hier erscheinende Arbeit hat der Versammlung der Synodalkonferenz zu Mankato, Minn., im August vergangenen Jahres vorgelegen. Die Versammlung beschloß die Aufnahme des dritten Teils in den zu druckenden Bericht. Nun widerrät aber das Concordia Publishing House, in dessen Verlag frühere Berichte immer erschienen waren, aus finanziellen Gründen die Herausgabe eines umfangreichen Berichts. Es werden infolgedessen nur die Geschäftsverhandlungen gedruckt werden. — Es war meine Absicht bisher gewesen, den ersten Teil, der auch dem West-Wisconsin-Distrikt unserer Synode in La Crosse vorgelegen hatte, in völliger Umarbeitung als selbständigen Artikel in der Quartalschrift zu bringen. Infolge der veränderten Umstände aber mag nun das ganze Referat mit all seinen Mängeln in wesentlich unveränderter Form hier erscheinen.

Das Werk, das unser Heiland für uns tut, wird durch mancherlei Namen, die ihm beigelegt werden, kurz zum Ausdruck gebracht. Das Wort Heiland selbst, das sich an zahlreichen Stellen des Neuen Testaments findet, ist ein solcher. Jesus ist der Retter, der der verlorenen Menschheit Heil schafft. Er zerreißt die Sündenbände, damit wir gefesselt waren, und predigt den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Öffnung (Jes. 61, 1), daß sie frei, los und ledig ausgehen sollen. — Andere derartige Namen sind: Hirte, der mit eigener Lebensgefahr und Legenshingabe seine Schafe aus dem Rachen des Wolfes errettet, sie aus ihrer Zerstreung durch den lockenden Ruf seiner Stimme sammelt und zu einer Herde vereinigt, der sie weidet auf grüner Aue und zu stillen Wassern führt, der sie mit seinem Stecken und Stab im Tal des Todeschattens

tröstet, der den Verirrten nachgeht und das Verlorene sucht, das Zerstoßene verbindet und das Kranke heilt; der endlich seine Schafe von den Böcken scheidet und sie einführt zu seiner ewigen Freude. — Andere Namen wären: Erlöser, Mittler, Prophet, Priester, Knecht des Herrn, König und ähnliche.

Auf ihrer Versammlung vor vier Jahren hat die Synodalkonferenz das Hohepriestertum Christi eingehend besprochen. Das legte ihrem diesjährigen Referenten, als die Aufforderung des ehrw. Herrn Präses zur Viefierung eines Referats an ihn erging, den Gedanken nahe, besonders auch um der gegenwärtigen Weltlage willen das Königtum Christi zum Gegenstand zu wählen. Der Vorschlag fand auch die Billigung des Herrn Präses.

Es ist nun nicht meine Absicht, nach irgendeinem dogmatischen Schema etwa unter Zugrundelegung der herkömmlichen Dreiteilung des Reiches Christi in Machtreich, Gnadenreich und Ehrenreich, allenfalls mit Hinzunahme noch eines vierten, des Reiches der Gerechtigkeit, das Königtum Christi darzustellen, sondern Einzelbilder, wie sie die Heilige Schrift in großer Zahl bietet, in kurzer Darstellung aneinanderzureihen.

Zwei Gedanken wären der eigentlichen Behandlung noch vor auszuschicken. Einmal dieser. Man ist es nach herkömmlichem Gebrauch gewohnt, das Amt unsers Heilandes als ein dreifaches, das prophetische, das hohepriesterliche und das königliche, zu bezeichnen. Das ist ganz recht auf Grund der Schrift. Man darf es nur nicht so verstehen, als ob durch die drei Ämter drei streng gegeneinander abgegrenzte Abteilungen der Heilandstätigkeit Jesu bezeichnet würden. Es ist auch nicht so, daß nur etwa die Grenzen unklar wären, daß eine Tätigkeit in das Gebiet der anderen übergriffe, sondern jedes Amt bezeichnet das ganze Werk des Heilandes nur von einem andern Gesichtspunkt aus betrachtet. Daß, um ein Beispiel anzuführen, Jesus am Kreuze stirbt, kann als eine Handlung seines Hohepriestertums dargestellt werden, da er hier seine Seele zum Sühnopfer für die Sünden der Welt dem Vater darbringt. In seinen Gleichnisreden vom guten Hirten bezeichnet Jesus seinen Tod selbst als eine Hirtentat, dadurch gerade ein echter Hirte sich von einem Mietling unterscheidet. Auch dürfen wir, wenn wir uns jetzt anschicken, Jesum als unsern König zu betrachten, unsre Arbeit nicht auf eine bestimmte Periode des Lebens Jesu, etwa von seiner Auferstehung an, oder auf bestimmte Handlungen, etwa seine mannig-

fachen Wunderwerke und seinen Einzug in Jerusalem, beschränken. Jesus ist als König geboren, hat sein Königsamt in seiner dreijährigen öffentlichen Wirksamkeit beständig verrichtet, ist als König in den Tod gegangen, und lebt und regiert heute als König, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden.

Zum andern wäre dieser Gedanke vorauszuschicken. Nach dem heutigen Sprachgebrauch sind wir gewohnt, mit dem Begriff Reich den Gedanken an ein bestimmt umgrenztes Land, eine gewisse klar umschriebene Gruppe von Menschen und an eine bestimmte Kultur zu verbinden. Das trifft aber nicht zu, wenn in der Heiligen Schrift von Gottes Reich, vom Himmelreich, vom Reich Christi geredet wird. Da handelt es sich nicht um eine örtlich und kulturell zusammengefaßte Gruppe von Menschen. Welche Torheit würde z. B. die zweite Bitte, dein Reich komme, aussprechen, wenn wir Reich in diesem Sinn fassen wollten! Reich bezeichnet in der Schrift vielmehr einen Tätigkeitsbegriff (vgl. Mt. 11, 18; Mtg. 1, 6; 1. Kor. 4, 20; Röm. 14, 17), wie Luther das in seiner Erklärung der zweiten Bitte dadurch zum Ausdruck bringt, daß er sagt, Gottes Reich komme so zu uns, daß der himmlische Vater durch seinen Heiligen Geist uns zum Glauben an sein heiliges Wort bringe und in einem göttlichen Leben hier zeitlich und dort ewiglich leite und regiere. Und im Großen Katechismus sagt er etwas ausführlicher: „Was heißt nun Gottes Reich? Antwort: Nichts anderes, denn wie wir droben im Glauben gehört haben, daß Gott seinen Sohn, Christum, unsern Herrn, in die Welt geschickt, daß er uns erlöste und freimachte von der Gewalt des Teufels und zu sich brächte und regierte als ein König der Gerechtigkeit, des Lebens und Seligkeit wider Sünde, Tod und böses Gewissen. Dazu er auch seinen Heiligen Geist gegeben hat, der uns solches heimbrächte durch sein heiliges Wort und durch seine Kraft im Glauben erleuchtete und stärkte“ (Tgl. S. 710, 51).

Die Stelle im zweiten Artikel, auf die sich Luther hier bezieht, hat folgenden Wortlaut: „Was ist nun das: ein Herr werden? Das ist's, daß er mich erlöst hat von Sünden, vom Teufel, vom Tode und allem Unglück. Denn zuvor hab ich keinen Herrn noch König gehabt, sondern bin unter des Teufels Gewalt gefangen, zum Tode verdammt, in der Sünde und Blindheit verstrickt gewesen. Denn da wir geschaffen waren und allerlei Gutes von Gott dem Vater empfangen hatten, kam der Teufel und brachte uns in Ungehorsam,

Sünde, Tod und alles Unglück, daß wir in seinem Zorn und Ungnade lagen, zu ewiger Verdammnis verurteilt, wie wir verwirrt und verdient hatten. Da war kein Rat, Hilfe noch Trost, bis daß sich dieser einige und ewige Gottessohn unsers Jammers und Elends aus grundloser Güte erbarmte und vom Himmel kam, uns zu helfen. Also sind nun jene Tyrannen und Stockmeister alle vertrieben, und ist an ihre Statt getreten Jesus Christus, ein Herr des Lebens, Gerechtigkeit, alles Gutes und Seligkeit, und hat uns arme verlorne Menschen aus der Hölle Rachen gerissen, gewonnen, freigemacht und wiedergebracht in des Vaters Schuld und Gnade und als sein Eigentum unter seinen Schirm und Schutz genommen, daß er uns regiere durch seine Gerechtigkeit, Weisheit, Gewalt, Leben und Seligkeit“ (Apgl. S. 684, 27–30).

Das ist der ursprüngliche und eigentliche Sinn des Wortes Reich in der Schrift; es bezeichnet Gottes oder Christi königliches Walten. Metaphorisch ward das Reich, so gesagt, dann dargestellt als ein Gut, das man ererben, oder auch als ein Ort, in den man eingehen kann. Die Grundbedeutung aber, aus denen diese Redefiguren abgeleitet werden, bleibt dieselbe: Es ist Christi königliches Walten, das wir als ein herrliches Gut ererben, es ist Christi königliches Walten, unter das wir treten.

I. Vorgesichte.

Wenn wir uns jetzt anschicken, einige Einzelbilder aus der Königswirksamkeit unsers Heilandes kurz zu betrachten, so wollen wir, um den nötigen Hintergrund zu gewinnen, zuerst einen Blick in die Vorgesichte seines Reiches werfen.

A. Ein blühendes Reich.

Der Herr ist König; des freue sich das Erdreich und seien fröhlich die Inseln, soviel ihrer ist, so jubelt der Psalmist im 97. Psalm. Denselben freudigen Ton schlagen viele Psalmen an; man vergleiche nur der Reihe nach diejenigen, die dem genannten 97. unmittelbar voraufgehen und folgen. Der Psalmist verspricht sich von der Regierung des Herrn lauten Segen. Sein Gang ist lauter Segen, sein Tun ist lauter Licht.

Es gab eine Zeit, da der Herr, der dreieinige Gott, als unumschränkter König ganz nach seines Herzens Wohlgefallen auf Erden schaltete und waltete. Das war vor dem Sündenfall. Moses schil-

dert uns die Herrlichkeit und Seligkeit dieser Regierungszeit im zweiten Kapitel seines ersten Buches.

Wir gehen hier natürlich nicht auf die Frage ein, ob das zweite Kapitel einen zweiten Schöpfungsbericht enthält, noch weniger auf die Frage, ob nicht der Gebrauch eines anderen Gottesnamens, Herr, Jehovah, auf eine zweite Überlieferungsquelle deute, aus der der Bericht in Mose geschöpft sei. Wir halten die Genesis nicht für ein buntscheckiges Flickwerk eines unkritischen Sammlers, sondern für das einheitliche Werk eines Meisters; und das zweite Kapitel bringt nicht einen zweiten Schöpfungsbericht, sondern bildet mit dem 3. und 4. Kapitel zusammen einen kunstvoll gegliederten, in sich geschlossenen Abschnitt, darin uns Moses, wie er selbst sagt, einen Überblick über die ganze Weltgeschichte gibt, speziell, wie der Herr, Jehovah, in der Weltgeschichte wirkt, damit wir merken, was wir am Herrn haben, und im Glauben uns ihm allein vertrauen.

Der Herr ist König, und wie herrlich war sein Reich, ehe die Sünde kam! Sorgfältig formte er den Menschen mit eigener Hand. Der Gegenstand des besondern Wohlwollens des Königs sollte nicht nur in jeder Beziehung fehlerfrei sein, der König fühlte das Liebesbedürfnis, die Bildung des Menschen in eigener Person auszuführen. — Von der Erde nebst allem, das darauf lebte und webte, konnte zwar nach sorgfältiger Prüfung gesagt werden: Siehe da, es war sehr gut. Dennoch schien es dem Könige Himmels und der Erde noch nicht gut genug für seine Untertanen, die Menschen; sich selbst überbietend ruhte er nicht, bis er einen Garten von ausgesuchter Schönheit bereitet hatte, den er den Menschen als Wohnsitz anwies. Er übergab das Paradies den Menschen, darin nach Belieben zu schalten. Doch ließ er nicht den geringsten Zweifel aufkommen, daß er König, die Menschen seine Untertanen seien. Er gab ihnen ein strenges Gebot, ein Gebot, das ihnen zwar keinerlei Beschwerden auferlegte, aber sie doch beständig an ihr Untertanenverhältnis erinnerte und ihnen Gelegenheit bot, durch bewußte Übung die ihnen anerschaffene Heiligkeit und Gerechtigkeit zu beweisen und zu entfalten. Das neuerschaffene Volk sollte in dankbarem Vertrauen den Segen aus seines Königs Hand empfangen und seine Erkenntlichkeit durch Glaubensgehorsam betätigen.

Wiewohl die absolute Autorität des Königs von seiner Seite mit aller Entschiedenheit betont, von seiten des Menschen bereitwilligst anerkannt wurde, so war doch nicht die geringste Spur von

äußerlichem Zwang vorhanden. Die dem Gebote angefügte Darlegung der Folgen einer Übertretung hatte nicht den Zweck, den Menschen durch Furcht in Botmäßigkeit zu halten, und hatte auch nicht diese Wirkung, ehe die Sünde kam. Furcht hätte ja das Glück des Menschen gestört, auf das der König doch so sehr bedacht war und in dessen Bereitung er sich selbst einmal nach dem andern überbot. Jeglicher Zwang war ausgeschlossen. Es war ein freiwilliger Gehorsam, der aus dankbarem Herzen, aus den Motiven des Glaubens und der Liebe floß.

Diese Art der Regierung Gottes leuchtet wunderhell aus der Mitteilung eines weiteren Segens hervor, der Stiftung des Ehestandes. Es war Gottes Wille, daß die Menschen sich mehren und die Erde füllen sollten. Er hatte in seliger Freude dem Menschen von seinem Geiste gegeben, den Menschen zu seinem Bilde gemacht. Er wollte die Erde mit seinen Bildern füllen. Es war seine Absicht, den Menschen an dieser Freude, Ebenbilder Gottes heranzubilden, teilzugeben. Aber er zwang doch Adam dieses Werk nicht auf. Er hatte Adam zu seinem Bilde gemacht, er hatte ihm unter seiner eigenen Oberhoheit die freie Verwaltung der Erde und aller Creaturen übergeben. Nun behandelt er ihn als einen freien Untertan, von dem er ohne Zwang willigen Gehorsam erwarten darf. Er weiß, daß Adam mit Freuden auf seines Königs Gedanken eingehen wird. Er zeigt ihm seine Pläne, indem er ihm die Tiere zuführt, ihre Art, ihren Zweck in seiner Schöpferordnung, besonders ihre geplante Vermehrung und Fortpflanzung offenbart. Adam erkennt den Willen seines Herrn und Königs. Mit Freuden nimmt er den neuen Segen aus seiner Hand entgegen und proklamiert die Ordnung des heiligen Ehestandes, den er selbst in ungetrübtem Glück genießt.

Das ist in kurzen Zügen das reizende Bild des neugestifteten Gottesreiches auf Erden, das Moses im zweiten Kapitel seines ersten Buches zeichnet. — Das Bild sollte sich bald ändern.

B. Ein feindlicher Einfall.

Wenn wir die Seligkeit des Gottesreiches, die Art seiner Regierung, die Gesinnung der Untertanen in ein einziges Wort zusammenfassen sollen, so ist es das Wort Glaube. Es war Glaubensseligkeit, Glaubensregierung, Glaubensgehorsam. Um einen Ausdruck von Paulus zu entlehnen, es war ein Reich aus Glauben in Glauben; modern ausgedrückt, es war Glaube von A bis Z. So-

lange das Glaubensverhältnis bestand, blühte dieses Reich; wurde das Glaubensverhältnis gestört, so zerfiel es. Das erkannte der Feind. Darauf baute er seinen Angriffsplan.

Von diesem feindlichen Einfall in das selige Gottesreich auf Erden erzählt Moses im dritten Kapitel.

Mit einem naserümpfenden: Ja, sollte Gott gesagt haben? beginnt der Feind seinen Angriff. Er faßt das Gebot als eine lästige Beschränkung der Freiheit der Menschen auf. Andere Zwecke eines Gebots als den, daß es einen lästigen Druck und Zwang bedeute, scheint er nicht zu kennen. Ein Gebot, das Stellen eines Gebots, der Gehorsam gegen ein Gebot kann doch ganz anderen Zwecken dienen, Zwecken, die vielleicht das gerade Gegenteil von unbequemer Freiheitsbeschränkung sind. Kann nicht durch ein Gebot einfach das doch wirklich bestehende Verhältnis zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf äußerlich zur Darstellung kommen? Kann nicht ein Gebot dazu gegeben werden, daß die Untertanen Anlaß haben, ihren Herzensgehorsam durch eine äußere Leistung zu betätigen, ihre Dankbarkeit durch eine äußere Tat, von der sie durch das Gebot klar wissen, daß sie Gott gefällt, zum Ausdruck zu bringen, ihren Gehorsam zu üben, ihren Willen durch bewußtes, überlegtes Handeln in seiner Harmonie mit Gottes Willen zu kräftigen, u. dgl. m.? Wo das Glaubensverhältnis zwischen Gott und seinem Geschöpf ungetrübt besteht, da bedeutet ein Gebot nie Druck und Zwang, sondern ist den Untertanen köstlicher als Gold und viel feines Gold, süßer als Honig und Honigseim.

Diese Bedeutung eines Gebotes kennt der Versucher nicht; für ihn ist jedes Gebot eine unbequeme Beschränkung seiner Bewegungsfreiheit. Er redet so, als könne es gar nicht anders sein. Auf Grund dieser Lüge sucht er Eva eine zweite Lüge einzulösen. Gott hat sich den Menschen gegenüber bisher in all seinem Handeln so gestellt, als ob er sie liebe, als ob ihm nichts höher als ihr Wohlergehen am Herzen liege. Aber wie kann das sein, da er doch ein lästiges Gebot, ein Verbot, gegeben hat? Beides kann nicht zusammen bestehen. Hat er wirklich das Verbot gegeben, so ist seine viel gerühmte königliche Fürsorge unecht; ist sie aber echt, so muß die Annahme, daß er ein hemmendes Gebot gegeben habe, auf Irrtum beruhen. Das sind die eigenen, selbsterfundnen Gedanken des Teufels. Das ist die Lüge, mit der er die Herzen der Menschen von der süßen Wahrheit Gottes abzuwenden sucht, um sie in Tod und Ver-

derben zu stürzen. Diesen Gedanken im Herzen Raum geben heißt vom Könige abfallen, es ist ja das gerade Gegenteil von Glaube und liebevollem Vertrauen.

Eva gibt ihren Glauben nicht so schnell preis. Sie kämpft ob dem Glauben, der ihr einmal vorgegeben war. Sie stellte zunächst die Tatsache fest, daß eine lästige Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit gar nicht vorliege. Während der Teufel in seiner giftigen Frage die Sache so verschoben hatte, als ob der einzige wahre Segen, wenigstens der Gipfel des Segens mit dem Genuß des verbotenen Baumes unauflöslich verknüpft sei, als ob das Paradies außer diesem einen Baum eigentlich nichts Nennenswertes enthalte — er hatte das zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber die Form seiner Frage legte den Gedanken in um so giftigerer und wirksamerer Weise nahe — so betonte Eva zunächst die Überschwenglichkeit des erfahrenen Segens, dem gegenüber die Entzagung des Genußes von dem einen Baum gar keine eigentliche Beschränkung bedeute: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten.

Nachdem sie durch diesen kurzen Lobpreis der Güte ihres Königs sich den nötigen Hintergrund geschaffen hat, von dem aus das Gebot sein rechtes Licht und Verständnis erhält, legt sie das Wort Gottes sehr einfach und schön in seiner eigentümlichen Bedeutung dar. Sie sagt: Aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Eßet nicht davon, rühret es auch nicht an.

Man hat Eva den Vorwurf gemacht, daß sie mit dem Zusatz: Rühret es auch nicht an, das Wort Gottes gefälscht habe. Vom Anrühren habe doch Gott nichts gesagt. Und durch diese Verschärfung des Gebotes gebe Eva klar zu erkennen, daß sie dasselbe als eine lästige Beschränkung ihrer Freiheit und ihres Glücks empfinde. Ich glaube, damit tut man Eva unrecht. Ihre Worte sind nicht ein Zusatz zum Gebot Gottes, sondern eine ganz richtige Erklärung. Sie redet nicht von einem Anrühren mit der Hand, sondern vom Anrühren einer Speise, das doch mit dem Munde geschieht. Ihr Anrühren auf ein Anrühren mit der Hand beziehen hat keinen Grund im Text. Bei dem Worte „essen“ könnte man nun leicht an ein Essen nur im gewöhnlichen Sinn denken, nämlich zum Zweck der Nahrung. In diesem Sinne hatte offenbar der Versuchter das Gebot gefaßt. Damit daß ihnen dieser Baum verboten sei, sei ihnen eine wichtige Nahrungsquelle verstopft. So mißgünstig sei Gott und

so beschränke er sie ungebührlicher Weise. Demgegenüber hatte Eva sofort festgestellt, daß von einem Mangel an Lebensmitteln gar nicht die Rede sein könne, da ihnen ja der ganze große Garten mit all seinen übrigen Bäumen zur freien Verfügung stehe. Wenn ihnen Gott daher diesen einen Baum untersagt habe, so sei der Sinn ein anderer. Es handle sich dabei nicht um eine Ernährungsfrage, sondern — wir wollen es jetzt kurz so zusammenfassen — um eine Gehorsamsfrage.

Mit dem Zusatz: Nühet es auch nicht an, deutete Eva an, daß sie den Sinn des göttlichen Gebots richtig erfaßt hat. Durch das Gebot hat Gott ihre gegenseitige Stellung klar zum Ausdruck gebracht. Durch das Gebot hat er ihnen eine Gelegenheit gegeben, ihrer inneren Herzensstellung ihm gegenüber mit der Tat Ausdruck zu verleihen. Sie erkennen ihn als den Vater und Schöpfer an, von dem alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe herkommt, der ihnen Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat. Sie freuen sich seiner fürstlichen Liebe und Fürsorge und sind gewiß, daß er auch in Zukunft ihr königlicher Versorger sein werde. Dieser ihrer Herzensstellung geben sie dadurch Ausdruck, daß sie sich von dem verbotenen Baum einfach ohne Wenn und Aber enthalten, seine Frucht nicht nur nicht bei der Bereitung ihrer täglichen Speise verwenden, sondern auch sonst nicht berühren oder kosten.

Da Eva die eine Wahrheit so stark betont an den Anfang ihrer Erwiderung auf die versuchende Frage des Teufels gestellt hat: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten, so deutet sie damit an, daß ihr das Gebot Gottes recht willkommen ist. Sie war ja nach Gottes Bilde geschaffen. Diese Gabe soll gepflegt, entwickelt werden. Sie will nicht gleichsam nach der Weise der unvernünftigen Tiere nur instinktmäßig dahinleben, sie will als freie Persönlichkeit mit Überlegung und eigener Entschlußfassung auf Gottes Gedanken eingehen und dadurch die herrliche Gabe des Ebenbildes zur Entfaltung und Entwicklung bringen. Es ist bei ihr ein ähnliches Bestreben bemerkbar, wie es sich bei jedem Christen findet, nur daß bei ihr das Element der Sünde in jeder Form ausgeschlossen ist. Uns ist in der Wiedergeburt ein neues geistliches Leben geschenkt. In diesem neuen Leben wollen wir nicht nur gleichsam gemächlich dahinträumen, dieses Leben wollen wir mit Überlegung und Absicht betätigen, durch Bewältigung von sittlichen Aufgaben entwickeln und

zur Entfaltung bringen. Dieser Sinn spricht sich in Evas Antwort aus.

So weit war Evas Antwort ein kräftiger Stieb, wodurch der Angriff abgeschlagen wurde. Was sie nun aber hinzufügt, war nicht von derselben Wirkung. Sie sagt: Daß, oder damit, ihr nicht sterbet. Gott hatte gesagt: Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben. Damit hatte er es ausgedrückt, was das Essen von der verbotenen Frucht bedeuten, was es für Folgen nach sich ziehen werde. Er hatte nicht gesagt, daß die Menschen mit der Befolgung des Gebots den Zweck verbinden sollten, den Tod zu vermeiden. Eva konstruiert diesen Zusammenhang. Sie sagt das zwar nicht in einer verkehrten Absicht. Im Gegenteil. Der Teufel hatte das Gebot als lästig hingestellt, sie hebt den hohen Segen desselben hervor: es dient zur Vermeidung des Todes. Doch zeigt sich eine gewisse Schwäche in diesen Worten. Bisher war ihre Rede einfach Zeugnis gewesen: So ist es, so hat Gott gesagt. Mit der Wendung zum Zwecksaß verläßt sie den Boden des reinen Zeugnisses und verfällt ins Argumentieren. Mit Argumenten ist aber der Teufel nicht zu überwinden. Er ist ein Meister im Argumentieren, dem, als dem Vater der Lüge, an der Wahrheit eines Arguments auch nichts gelegen ist, solange er nur sein Ziel erreicht.

Er nutzt deshalb hier auch sofort die Blöße, die sich Eva in bester Meinung gegeben hatte, kräftig aus. Sein zweiter Angriff auf das Gottesreich wird uns von Moses mit folgenden Worten erzählt: Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mit nichten des Todes sterben; sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan, und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist. Tod? Kein Gedanke an Tod! Wer hat euch den Hären angebunden? In selbstbewußter Weise, im Tone überlegener Wissenschaft bestreitet der Teufel irgendwelchen Zusammenhang zwischen Sterben und Übertretung des Gebotes Gottes. Wenn Eva meint, aus dem Zweck des Gebots den hohen Wert desselben zu erkennen, so ist sie in einem bedauerlichen Irrtum befangen. Das Gebot hat einen ganz anderen Zweck, nämlich sie in Unwissenheit und Abhängigkeit zu halten. Durch Übertretung des Gebots geht der Weg zu höherer Kenntnis, zu wahrer Freiheit und gottähnlicher Selbständigkeit. Nur um einer solchen Eventualität vorzubeugen, hat Gott das Gebot gegeben. Er sah sich in seiner uneingeschränkten Weltherrschaft bedroht, falls die Menschen den

entscheidenden Schritt wagen und seinem Befehl zuwider von der verbotenen Frucht kosten sollten. Das würde das Ende seines Königtums bedeuten. Um sie abzuschrecken, hat er die Folgen als so gefährlich geschildert.

Man weiß kaum, worüber man sich mehr verwundern soll: über die Unverfrorenheit dieses Angriffs oder über die Tatsache, daß Eva auf diese handgreifliche Lüge hereinfällt. Ihre ganz bisherige Erfahrung legte doch beredtes Zeugnis dagegen ab. Gott hatte sich bisher in Liebeserweisungen seinen Kindern gegenüber einmal nach dem andern selbst überboten. Er hatte durch jede Tat gezeigt, daß das Glück seiner Kinder sein eigenes Glück sei. Und er soll mißgünstig gegen sie gesinnt sein! Gott hat sich doch in all seinen Werken als einen Allmächtigen erwiesen, dem nichts unmöglich ist. Und er soll in Angst vor seinen eigenen Geschöpfen leben! Sein Wort ist bisher in allen Stücken absolut zuverlässig gewesen; und er sollte sich zu leeren Drohungen herbeigelassen haben, sollte so tief gesunken sein! Was für Beweise brachte denn der Teufel für seine ungeheuerlichen Anklagen und Verdächtigungen gegen Gott bei? Nicht einen einzigen. Er stellte Behauptungen auf, die jeglicher Stütze entbehrten. Und Eva glaubt ihm aller Erfahrung zum Trotz, ihr Herz wird von unwiderstehlicher Lust ergriffen, und sie handelt ihrem Glauben, besser gesagt, ihrem Unglauben gemäß.

Die verheerende Wirkung dieses erfolgreichen Einfalls in das herrliche Gottesreich auf Erden zeigt sich sofort. Sie läßt sich kaum treffender zusammenfassen als in das eine Wort, in welches Gott sie im voraus zusammengefaßt hatte: Sterben, Tod.

Betrachten wir dieses Sterben ein wenig, wie Moses es uns schildert. Mit schmerzzerzittertem Herzen stellt er die bittere Tatsache fest: Da wurden ihrer beider Augen aufgetan — aber in einem ganz anderen Sinne, als sie erwartet hatten. Nicht befreiende, beseligende Steigerung ihrer Kenntnisse wurde ihnen zuteil, sie wurden mit einem höchst unangenehmen Schamgefühl gewahr, daß sie die Kontrolle über ihre Leibestriebe verloren hatten. Sie sind Sklaven dieser Triebe geworden, Sklaven, die sich nur mit Mühe und allerlei äußerlichen Mitteln gegen deren tyrannisches Regiment kümmerlich zu schützen wissen. Wenn Adam und Eva in diesem Augenblick wohl kaum eine Ahnung von dem Umfang der Verheerungen haben konnten, die die Verflabung unter diese Triebe durch Fressen und Saufen und Unzuchtssünden aller Art anrichten

sollte, so merkten sie doch mit Grauen, in die Ketten welcher furchtbaren Todesmacht sie geraten waren.

Bald am Abend vernahmen sie die wohlbekannte Stimme des Herrn, der im Garten umherwandelte. Der Angstschweiß trat ihnen auf die Stirn. Bleicher Schrecken ergriff sie bei dem Gedanken an den, der ihnen bisher die Quelle der höchsten Freude und Seligkeit gewesen war. Qualvoller Tod! — Sie versteckten sich unter die Bäume des Gartens. Ängstlich trippeln sie hin und her, huschen aus einem Versteck in das andere, drücken sich immer tiefer ins Gebüsch hinein: kein Baum schien ihnen genügend Deckung zu gewähren. Sie versteckten sich (כִּתְּפוּ, Sithp.) und ihr Gebaren dabei verrät doch zu genau, daß sie sich der Zwecklosigkeit und Torheit ihres Unterfangens schmerzlich bewußt sind. Wie können sie sich vor dem verbergen, der Augen hat wie Feuerflammen, vor dem die Finsternis ist wie das Licht und die Nacht leuchtet wie der Tag! Das wissen sie, und doch müssen sie den törichten Versuch machen. Das ist des Todes fraßenhaftes Gesicht.

Durch sein: Wo bist du? sucht Gott Adam zur Besinnung zu bringen. Der aber wird von der eisigen Hand des Todes gehalten und kann nicht zur Besinnung kommen. Trotzdem ihm klar sein muß, daß vor Gottes Augen der ganze Handel aufgedeckt daliegt, kann er es nicht lassen, die Rolle des Verstellers zu spielen und sich so in seiner ganzen Zämmerlichkeit selbst bloßzustellen. Ich fürchte mich, denn ich bin nackt; darum trat ich eben beiseite (כִּתְּפוּ, Niph. — Vergleiche mit dem von Adam in seinem Geständnis angewendeten Niphath, das in kühler Weise einfach eine Begebenheit konstatiert, das von Moses in seinem Bericht gewählte höchst anschaulich und intensiv schildernde Sithpael.)

Als ihm Gott die wahre Ursache seines Versteckens direkt ins Gesicht nennt, zeigen sich die grauenhaften Verheerungen, die der Tod angerichtet, in anderer Weise. Adam schiebt die Schuld auf das Weib, das ihm Gott zugesellt hatte. Erkannte er gar nicht, wie er sich damit ins eigene Fleisch schnitt? An Eva war er gebunden, und es lag in seinem eigenen Interesse, sie bei guter Stimmung zu erhalten. Sie konnte ihm sein Leben versüßen und vergällen. Er stößt sie in verblendeter Selbstsucht vor den Kopf. Und welche Freude, welche Liebe zu seinem Weibe hatte er bei ihrer Zuführung zum Ausdruck gebracht! Wo war dieses schöne Gottesreich des

Friedens und der Freude geblieben? Eine Wüste der Lieblosigkeit und der Selbstsucht ist daraus geworden. Grauenhaftes Sterben. Das hat der Feind getan.

C. Eine Kriegserklärung.

Wird der König diesen feindlichen Einfall in sein Reich so ruhig hingehen lassen? Dann müßte er nicht der König sein, als der er sich selbst dargestellt hat: der König mit dem Herzen voller Liebe und Fürsorge für seine Kinder, der König voll Majestät und Kraft, der hinausführt, was er sich einmal vorgenommen, der König voller Weisheit und Rat, der seiner Feinde lacht: Beschließt einen Rat und es werde nichts drauß, berätet euch und es bestehe nicht, und der die Weisen in ihrer Listigkeit erhascht. Nein, dieser König macht sich sofort mit aller Macht an die Wiederaufrichtung seiner angegriffenen Herrschaft.

Nachdem er den Hergang von dem Weibe erkundet, spricht er den Fluch über die Schlange aus, die sich zum Werkzeug des Feindes hergegeben hatte, und wirft dem eigentlichen Feind, der durch die Schlange handelte, den Fehdehandschuh hin: Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirft ihn in die Ferse stechen.

Damit kündigt Gott sein Programm an, damit gibt er die Richtlinien an, nach denen von nun an die Weltgeschichte verlaufen soll. Der Feind hat die Untertanen Gottes in seine Abhängigkeit gebracht. Sie hatten seinen Worten Gehör geliehen, hatten ihm Glauben geschenkt. Dieses Verhältnis soll umgestoßen werden. Das einzige Verhältnis, das sich für Gottes Reichsgenossen dem Teufel gegenüber geziemt, ist das absoluter Feindschaft. Darum wird Gott von jetzt an seine ganze Regierung so einrichten, daß jedes Ereignis, groß oder klein, der Segung solcher Feindschaft dient. Keiner kann sich dieser Weltordnung des großen Königs entziehen, keiner kann einen neutralen Standpunkt einnehmen. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; wer nicht auf meiner Seite in den Kampf zieht, gilt als Feind und wird demgemäß sein Teil empfangen.

Es wäre interessant und lehrreich, würde uns hier aber zu weit von unserm eigentlichen Gegenstand abführen, wenn wir von diesem Gesichtspunkt aus die Geschichte der Völker in den mehreren Tausend

Jahren, die seit jener Ankündigung Gottes verstrichen sind, betrachten: die Geschichte der alten Ägypter und Mohren, der Perser und Meder, der Babylonier, Syrer und Assyrer, der Griechen und Römer, der romanischen, keltischen und germanischen Völkerschaften, der Türken und Araber — alles, alles Geschehen hier auf Erden, alle Weltgeschichte ist von Gott in dieses Programm einbezogen: Ich will Feindschaft setzen. Wer die Weltgeschichte, auch die Ereignisse der jüngsten und allerjüngsten Zeit, verstehen will, muß sie von diesem Gesichtspunkt aus betrachten. Es mag ihm dann manches Einzelne dunkel bleiben, aber die Geschichte wird verständlich, während sie ohne diesen Schlüssel ein ziel- und regelloses Wirrwarr von sinnlosen Ereignissen bleibt. Wer Geschichte zu unterrichten hat, sei es auf Universtitäten oder Gymnasien, in Akademien oder Elementarschulen, muß auf dieser Programmankündigung Gottes seinen festen Standpunkt nehmen, von hier aus alle Ereignisse beleuchten, ja, seinen eigenen Unterricht als ein Stück der Ausführung jenes göttlichen Programmes behandeln. Dadurch unterscheiden sich christliches und weltliches Geschichtsstudium, christlicher und weltlicher Geschichtsunterricht.

Es würde uns hier zu weit abführen, wenn wir auf Einzelheiten eingingen; wir werden aber im Verlauf unserer Verhandlungen nicht umhinkönnen, einen Abschnitt der Geschichte in groben Umrissen darzustellen. Auch Moses gibt im folgenden Kapitel ein Beispiel richtiger Geschichtskunde. Er erzählt von den Anfängen des Ackerbaus und der Schafzucht, von der kultischen Handlung des Opfers, vom Städtebau, von der Entwicklung der Viehzucht und des Nomadenlebens, vom Aufblühen von Industrie und Kunst, von Pflege weiblicher Anmut, von Einführung der Vielweiberei und dergleichen Dingen. Aber das alles sind bei ihm nicht isolierte Einzelerrscheinungen, es sind auch nicht nur durch äußeren geschichtlichen KausalnexuS verbundene Glieder einer Kette von Entwicklungen ohne besonderen Ausgangs- und Zielpunkt, nein, Moses stellt sie dar als Phasen des Kampfes zwischen Schlange und Weib, zwischen Schlangensamen und Weibesamen. Der König arbeitet an seinem Programm, daß er Feindschaft setze und das zerstörte Glaubensverhältnis zwischen ihm und den Menschen wiederherstelle, und die Schlangenbrut setzt sich zur Wehr in jedem Stück der kulturellen Entwicklung. Bedeutungsvoll schließt Moses das Kapitel mit den Worten: Zu der Zeit fing man an zu predigen von des Herrn Namen.

Die Programmankündigung Gottes redet vom Weibesamen. Wer ist der? Man könnte vielleicht gneigt sein, darunter das gesamte menschliche Geschlecht zu verstehen; und diese Auffassung hat ihre Berechtigung. Die ganze Menschheit war in unselige Abhängigkeit von der Schlange geraten, die Erlösung der ganzen Menschheit wurde von Gott sofort ins Auge gefaßt, ja war ins Auge gefaßt vor Grundlegung der Welt. Die ganze Menschheit soll im Zeichen des Kampfes gegen den Drachen und seine Art stehen. Doch wie Paulus von der Abrahamsverheißung argumentiert: Er spricht nicht: durch die Samen, als durch viele, sondern als durch einen, durch deinen Samen, welcher ist Christus, so haben wir unter dem Weibesamen auch gewiß Christus zu verstehen. In ihm und durch ihn führt Gott sein Programm aus. In seiner Kriegserklärung an den Satan nennt er Christum zum obersten Kriegsherrn und König des wiederherzustellenden Reiches. In Christo zunächst, danach in denen, die Christo angehören, erfüllt es sich, daß die Schlange in die Ferses tritt, während ihr der Kopf zertreten wird. Auf Golgatha fand der entscheidende Kampf statt zwischen dem Fürsten des Lebens und dem Fürsten der Finsternis.

Die hier kurz skizzierten Ereignisse aus dem Anfang der Welt, das blühende Reich Gottes, der feindliche Einfall Satans, die feierliche Erklärung des Kriegszustandes, bilden den Boden, auf dem das Königtum Christi erwachsen ist, sie bilden den Hintergrund, der zum richtigen Verständnis nötig ist.

M.

(Fortsetzung folgt.)

„Die Herrlichkeit des Herrn.“

(Fortsetzung.)

„Und sie sahen den Gott Israels. Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Sapphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist. . . . Und da sie Gott geschaut hatten, aßen und tranken sie“, Exod. 24, 10. 11.

Wir kehren jetzt zu etlichen sehr bedeutenden Erscheinungen der „Herrlichkeit des Herrn“ am Sinai zurück.

Nachdem der Herr die Zehn Worte als das Grundgesetz des mit dem Volk zu schließenden Bundes unter jenen schreckhaften Zeichen

mit eigener Stimme verkündigt hatte, „machte Mose“ — Aaron mit ihm, 19, 24 — „sich hinzu ins Dunkel, da Gott innen war“, aus welchem der Herr zum Volk geredet hatte, 19, 9. 16. 18. Was Mose da empfing, lesen wir in 20, 22–26 und in den folgenden Kapiteln 21–23, zu welcher letzteren noch die ersten beiden Verse von Kap. 24 gehören. Die Worte in 20, 22–26 sind ganz allgemeinen Inhalts, für alle Zukunft geltend, beziehen sich aber auch auf den sogleich für die Bundeschließung von Mose zu erbauenden Altar, 24, 4 ff. Die in Kap. 21 — 24, 2 aufgezeichneten „mischpatim“ sind die Grundgesetze der israelitischen Staatsverfassung — der Konstitution, wie wir hier sagen würden. Sie beginnen mit der allgemeinen Weise, wie der Herr von Israel verehrt sein will, handeln von 21, 1–23, 13 vom Verhalten des Bundesvolks untereinander, Lehren in 23, 14–19 die religiösen Grundrechte mit den drei großen Festen und Opfern und schließen mit ernstern Warnungen vor Übertretung und mit Verheißungen des Segens über den Gehorsam.

Darauf stieg Mose hinab zum Volk, erzählte ihm alle Worte des Herrn, nämlich alle diese „Rechte“, und erhielt sofort die Antwort: „Alle Worte, die der Herr gesagt hat, wollen wir tun.“ Dann schrieb Mose alle Worte des Herrn in ein Buch, und damit war alles fertig zu der förmlichen B u n d e s s c h l i e ß u n g. Sie bestand nach 24, 4–11 aus folgenden Akten: 1., Mose baut einen Altar als den Ort der Gegenwart des Herrn und setzt (wohl ringsumher) zwölf Malsteine als symbolische Repräsentation der Gegenwart der zwölf Stämme — des Herrn und Israels als der Bundeskontrahenten. 2., Die Darbringung von Brandopfern und Dankopfern von jungen Stieren, die ersteren zur Versöhnung (Lev. 1, 1–9) oder Entschuldigung des Volks, das jetzt in die Gemeinschaft des Heiligen aufgenommen werden und sich ihm zu heiligem Dienst verpflichten sollte, die Dankopfer (Lev. 3, 1–5) als Dankesbezeugung für die Aufnahme in die Gottesgemeinschaft. Das Blut beider Opfer wurde zum Teil an den Altar gesprengt zum Zeichen, daß jetzt das ganze Leben der Opfernden nach Leib und Seele dem Herrn gehöre. 3., Die öffentliche Verlesung des Bundesbuchs und die Einwilligung des durch die Ältesten vertretenen Volks in die Forderungen und Segnungen des verlesenen Buchs. 4., Die Besprengung des Volks in den anwesenden Ältesten mit der andern Hälfte des Opferbluts als tatsächliche Reinigung von der Sündenschuld und Aufnahme in die Gemeinschaft Gottes samt der gnädigen

Annahme des gebrachten Dankopfers als eines „süßen Geruchs“. 5., Das B u n d e s m a h l, das sich an das Dankopfer anschloß.

Im Dankopfer wurde nicht wie im Brandopfer das Opfertier ganz verbrannt (Lev. 1, 9), sondern nur die inneren Fettstücke (Lev. 3, 3–5; 9–11; 14–16), während die Brust und die rechte Schulter dem Priester zufielen, der sie nach Webung der erſteren und gehöriger Zurichtung beider mit ſeiner Familie und nahen Angehörigen auch an anderen „reinen“ Orten als beim Altare, eſſen durfte, Lev. 10, 13. 14; vgl. Dt. 16, 10 f.

Von der bei dieſer Gelegenheit geſchehenen Anordnung (24, 1) für Moſe und Aaron, des letzteren Söhne Nadab und Abihu und die 70 Älteſten Iſraels ſtammte wohl der ſpättere Gebrauch. Sie ſtiegen in die Finſternis, die noch auf dem Berge lag, hinauf zum Herrn, um in ſeiner Gegenwart das Bundesmahl zu halten — auch hier als Vertreter des ganzen Volks handelnd. Da wandelte ſich das dicke Wolkendunkel in lauter Licht. Es heißt: Und ſie ſahen den Gott Iſraels. Unter ſeinen Füßen war es wie ein ſchöner Sapphir und wie die Geſtalt des Himmels, wenn es klar iſt.“ So dem Sinne nach Luther. Wörtlich lautet der letzte Satz im Hebräiſchen: „Und unter ſeinen Füßen (war es) wie ein Gebilde von Sapphirſtein und wie der Himmel ſelbſt an Klarheit (Reinheit).“ Hier ſind merkwürdige Eigentümlichkeiten. Zunächſt fällt es auf, daß es nicht nach der gewohnten Weiſe heißt: „Sie ſahen die Herrlichkeit des Herrn“, ſondern „ſie ſahen den Gott Iſraels.“ Dieſe Bezeichnung hat aber ihren beſonderen Grund darin, daß durch den eben unten am Berge gemachten Bundesſchluß der Herr, Jehovah, auch formell und äußerlich der Gott dieſes leiblich von dem geliebten Jakob ehgeſtammten aber nun auch — wie jener — geiſtlich gewordenen Volkes geworden war, und daß es ſelbſt als ein ſolches von ihm nun auch angeſehen und behandelt werden ſollte. Es lag in dem geſchloſſenen Bunde nicht nur alle dem Samen Abrahams verheiſſene beſondere Gnade, ſondern auch die volle moralische Verpflchtung zu einem wahrhaft geiſtlichen, im Glauben und in innerlicher Gottesfurcht gegründeten Wandel. Merkwürdig iſt ferner, daß hier von den Füßen des Gottes Iſraels die Rede iſt, wovon in den biſherigen Erſcheinungen der kh'bod J'hovah nichts geſagt iſt. Die Worte deuten an, daß der Herr dieſmal in der Geſtalt eines Menſchen wie andeutungsweiſe in Jeſaias 6, 1 und ausdrücklich in Heſekiel 1, 26

und Dan. 7, 9 und 13 gesagt ist, erschien. Warum der Herr nicht schon hier und jetzt als in voller Menschengestalt erscheinend beschrieben ist, darüber gibt es unter den Exegeten recht verschiedene Meinungen, die aber nichts mehr als Vermutungen sind. Wir können mit Sicherheit nur konstatieren, daß die Gestalt der kh'bod J'hovah im Lauf der Geschichte von Abraham an bis auf Luk. 2; Mt. 17; Akt. 7, 55; 9, 3 ff. und die Offb. St. Joh. immer deutlicher und reicher wird wie die Offenbarung Christi überhaupt.

Das „Gebilde von Sapphirstein“ unter den Füßen des Gottes Israels wird von den Exegeten als ein künstlich zusammengefügtter Fußboden aus Sapphirfliesen, den Boden des Himmelsraum s d a r f t e l l e n d, gedacht, wie Hesekiel 1, 26 ihn beschreibt, nur daß er bei diesem als von den vier „Tieren“ oder Cherubim getragen erscheint, vgl. B. 22–25. — Schließlich ist die Farbe — das S a p p h i r - o d e r S i m m e l b l a u — nicht außer acht zu lassen. Es ist die Farbe der g n ä d i g e n M a j e s t ä t G o t t e s, vor welcher sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, Philipp. 2, 10. Daher nur die Fürsten und der Hohepriester als die höchsten Vertreter Gottes auf Erden sie in ihren Amtskleidern tragen durften. Nur muß man sich, um sie recht zu erfassen, das tiefe und zugleich glänzende Blau des südlichen Himmels vorstellen. Der hebräische Ausdruck *latohar*, „an Klarheit“, scheint dazu nicht recht passend. Es will uns das Blau zu einem Blaußblau machen, weil uns der Himmel so erscheint. Das ist aber nicht gemeint. Es soll das Blau bei aller Tiefe als durchsichtig, rein, leuchtend und strahlend kennzeichnen, weil es hier weder das Tiefblau des Königs- und Hohepriestermantels noch das dumpfe Purpurblau in den „Teppichen“ (Behängen) der Stiftshütte (Suther: „gel“, gelb), Exod. 26, 1 und 2 — also an irdischen Dingen — beschreibt, sondern die Majestät Gottes selbst verfinnbildlicht.

Gott selbst war hier in seiner unendlichen Majestät und im Frieden seiner Gnade für die Vertreter der nun in seine göttliche Gemeinschaft aufgenommenen Gemeinde Israels gegenwärtig und ließ sie — zwar nicht seine eigene Gottesgestalt, wie Mose sie Exod. 33, 18 zu sehen begehrte, wohl aber in dem leuchtenden geheimnisvollen Dunkelblau seiner nicht mehr verzehrenden, sondern befestigenden Majestät schauen, wahrnehmen, empfinden. Dies Schauen ist Bild und Beispiel der Herzensseligkeit, des unaussprechlichen Gottesfriedens, den der persönlich mit dem Sünder versöhnte

majestätische Gott in unsre Seele auszugießen pflegt, wenn er uns zu der bewußten Gewißheit unsers Gnadenstandes bringt — von dem der Glaube der Heiligen der Schrift Alten und Neuen Testaments, der Psalter, unser Kirchenlied im Bewußtsein des Sieges über alles Leid und Elend dieser Zeit triumphierend singt und klingt — ein geringer Vorgeschmack der ewigen Seligkeit und Herrlichkeit.

Es heißt im nächsten Vers: „Und er ließ seine Hand nicht über dieselben Obersten in Israel.“ Das ist im Deutschen nicht mehr klar. Der hebräische Ausdruck *schalach jad el*, wörtlich „die Hand auf jemand senden“, heißt „die Hand feindlich gegen jemand ausstrecken“, hier: zur Vernichtung der anwesenden Obersten. Sie, die Sünder, sahen den Gott Israels mit ihren leiblichen Augen; wenn auch nur teilweise in einem Bilde des Schemels unter seinen Füßen, so doch in einer unbeschreiblichen, himmlischen Andeutung seines persönlichen Wesens, die ohne besonderen Schutz sie als sündige und schuldbeladene Kreaturen ebenso verzehrt hätte wie die Erscheinung der Herrlichkeit Gottes, die an Mose vorüber ging, 33, 22. Das ließ der Herr nicht geschehen. Der Satz selbst ist aber eine Litotes und drückt in seiner negativen Fassung das positive Gegenteil in Verstärkung aus und will sagen, daß der Herr seine Hand schützend, bewahrend über die Ältesten ausreckte, damit sie von der Herrlichkeit der ihnen geoffenbarten Majestät nicht verzehrt würden.

Am Schluß des Verses heißt es: „Und da sie Gott geschaут hatten, aßen und tranken sie.“ Für „Gott“ steht *elohim* da — in Gleichförmigkeit mit dem „Gott Israels“ von Vers 10. Immerhin Israels Gott, der Herr, der Gnädige gegen sein auserwähltes Bundesvolk, aber doch der wesentliche Gott, die absolute göttliche Majestät.

Die eigentliche Aussage des Verses ist „sie“ — die Obersten Israels — „aßen und tranken“. Diese paar trockenen Worte enthalten eine Welt, ja einen Himmel voll Seligkeit. Es war ja das Essen und Trinken, in welchem die Darbringung des Dankopfers gipfelte und seine eigentliche Bedeutung hatte. Mit dem Brandopfer, *olah*, und dem Dankopfer, *schelem*, waren oft Speis- und Trankopfer (s. Lev. 2, 6, 14 ff; 7, 9 ff., Vers 29 ff.) verbunden, deren Gaben zusammen mit dem nichtzuerbrennenden Teil des Dankopfers von den Darbringenden in Gemeinschaft mit dem Priester als dem Diener des Herrn gegessen und getrunken werden sollten, und zwar entweder beim Altar als der Stätte der Gegenwart Got-

tes oder an einem andern heiligen Ort, an welchem er gegenwärtig zu sein verheißen hatte. So sollte das Dankopfermahl die selige Gemeinschaft der Darbringer mit dem Stellvertreter Gottes und mit dem Herrn selbst abschatten. Aber nun nicht mehr das Opfer als Tat und Werk des Menschen, sondern das Geopferte selbst als Gegenstand gemeinschaftlichen Genusses der aus der Gemeinschaft des verführten Gottes ihnen zufließenden irdischen und himmlischen Güter und Gaben. Ziel und Zweck des Dankopfermahls war die Beseeligung der Teilnehmer im Genuß der Güter des Reichs Gottes. In diesem Sinne aßen und tranken hier auf dem Berge die Obersten Israels im Angesichte Gottes das Bundesopfermahl.

Wie im allgemeinen die Erscheinung der „Herrlichkeit des Herrn“ in der Gestalt des feurigen Glanzes innerhalb einer dunklen Wolke die Gnade des verborgenen Gottes gegen sein auserwähltes Volk abschattete, wie bei der Gesetzgebung deren Gestalt als Feuer in dickem Rauchqualm und unter Donnern und Blitzen und dem Ton einer sehr starken Posaune den furchtbaren Ernst der Gnade drohend und warnend bezeichnete, so versinnbildlichte hier die Erscheinung des über dem klaren und strahlend leuchtenden Tiefblau des Himmels Thronenden den Gott Israels in der Ruhe seiner beseligenden Gnadenmajestät, die wie einst nach vollendetem Schöpfungswerk in der Wiedergewinnung der verloren gewesenen Menschheit für die selige Gemeinschaft mit ihm zu neuer Sabbatsruhe gekommen ist. In der himmlischen Wiedervereinigung mit den durch die Sünde Verlorenen und in der Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in ihnen hat die Heilandstätigkeit Gottes ihr Ziel erreicht. Diese Erscheinung ist ein Bild der „Palingenese“, von welcher der Herr Jesus in Mt. 18, 28 und Luf. 22, 30 und die Offenbarung Joh., Kap. 21, 5 redet. Und das Essen und Trinken dieses Friedens- und Gemeinschaftsmahls deutet hin auf das von drei Evangelisten (Mt. 26, 29, Mark. 14, 25 und Luf. 22, 18) aufgezeichnete geheimnisvolle Wort des Herrn: „Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken bis an den Tag, da ich's neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.“ Gerade diese Erscheinung bildet in ihrer Ganzheit die Vollendung aller Dinge, das Abtun der ersten Schöpfung, den neuen Himmel und die neue Erde (Jes. 65 und 66; 2. Petr. 3), das neue Jerusalem mit seiner Seligkeit in der vollendeten Gottesgemeinschaft ab, die Hütte Gottes bei den Menschen, da

er bei ihnen wohnen und sie sein Volk und er selbst, Gott mit ihnen, ihr Gott sein und alle Tränen von ihren Augen abwischen und der Tod nicht mehr noch Leid noch Geschrei noch Schmerzen mehr sein wird, von welchem das A und das D, der Anfang und das Ende aller Dinge sagt: „Ich will dem Durstigen geben von dem Brunn des lebendigen Wassers umsonst“, Offb. Joh. 21, 1–6, und „Selig sind, die seine Gebote halten, auf daß ihre Macht sei an dem Holz des Lebens“, Vers 14.

Bei der Besprechung des bei dieser Gotteserscheinung gehaltenen Bundesmahls ist aber ein Moment besonders hervorzuheben, das uns allen bekannt ist, aber selten voll gewürdigt wird. Es ist das Moment der Gemeinschaftlichkeit in der Offenbarung Gottes selbst und seines Heilsplans, die Idee der Vielzahl in der Einheit, bezw. der Einheit in der Vielzahl. Es ist kein Nebengedanke, sondern ein Wesensmoment der gesamten Offenbarung, wie er z. B. im hohenvorsteherlichen Gebet des Herrn, Joh. 17, so energisch zum Ausdruck kommt. So schon in der Lehre von Gott. Gott ist ein einziger Gott, nicht drei Götter, aber drei selbständige Personen in dem Einen, als ob sie eine Gesellschaft wären. Und die Gemeinschaftlichkeit im Wesen der drei Persönlichkeiten gibt sich ebenso wie die Einheit in allen Werken Gottes kund. „Alles, was der Vater tut, das tut gleich auch der Sohn“, usw. Aber es ist schon ein wunderbarer Gedanke, daß der dreieinige Gott, der sich in der Dreiheit seiner Personen und der Einheit seines Wesens doch selber genug sein muß und keiner weiteren Gemeinschaft bedarf, sich einen Himmel voll von verschiedenartigen Engeln und dazu eine wunderbare Vielheit von weltlichen, irdischen Wesen schafft und mit ihnen in Gemeinschaft tritt. Er schafft sich in dem Menschen „ein Bild, das ihm gleich sei“, „zum Bilde Gottes schuf er ihn“, um mit ihm in eine Gemeinschaft zu treten, die ewig währen soll. Auch die tausendverschiedenartige Weltcreatur bildet eine Einheit und Gemeinschaft unter sich und mit ihm und dem Menschen und unter des letzteren Regiment in eigentümlicher einheitlicher Ordnung. Und diese Gemeinschaftlichkeit ist keine bloß begriffliche, sondern tatsächliche, innerlich herzliche und äußerlich betätigte. Es ist, als ob Gott in seiner Alleinheit nicht könne selig oder vollkommen sein; als müsse er, um sein Herz zu befriedigen, Kreaturen — Engel, Menschen, Tiere, Himmel und Erde mit Sonne, Mond und unzähligen Sternen um sich haben und sich in ihnen und unter ihnen unaufhörlich betätigten. Er hat den

Gemeinschaftstrieb allen Kreaturen von den Engeln und Menschen an bis herab zu den Atomen oder — wie man jetzt in der Physik sagt — Protonen und Elektronen — anerschaffen. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, und nun sucht und findet der Mensch seines Herzens Befriedigung und sein Glück in der Familie, in der Freundschaft und Gesellschaft anderer, in der Gemeinschaft mit denen, die irgendwie mit ihm eines Fleisches und eines Sinnes sind. Daher die Vereinigung der Menschen nach allen innerlichen und äußerlichen Beziehungen; daher auch Dorf, Stadt, Staat, Nation und Gesellschaften der verschiedensten Art.

Was uns aber am nächsten angeht, das ist die Gemeinschaft, die Gott mit dem Menschen pflegt. Sie beginnt mit seinem persönlichen Verkehr mit dem Menschen im Paradiese. Der Mensch stört durch die Sünde die Innigkeit dieser Gemeinschaft, kann aber das zwischen Gott und ihm bestehende Band selbst nicht völlig aufheben. Auch der Erdboden und was von ihm ist samt der ganzen physischen Schöpfung erleidet den Fluch mit dem endlichen Tode, bleibt aber bis zu seiner Verwandlung immer noch des Herrn, von ihm zu seinen Zwecken durchwirkt und erhalten. So die Rainiten und die Gottlosen überhaupt. Auch die Hölle mit ihren Bewohnern hört nicht absolut auf zu sein. In gewissem Sinne gilt noch von allem Geschaffenen: „In ihm leben, weben und sind wir.“ Die Schrift weiß von keiner absoluten Vernichtung des Geschaffenen. Sie lehrt die Verwandlung der Art dieser Welt, die Abschaffung der Sünde, des Leides, des Todes, vgl. nur 1. Kor. 15, 12–57; Offb. Joh. 21 und 22, aber keine Aufhebung ihrer Existenz. Sie lehrt eine „Wiedergeburt“ der Schöpfung (Mt. 19, 28), einen neuen Himmel und eine neue Erde, Jes. 65, 17 ff.; 66, 22; 2. Petr. 3, 13, die Auferstehung aller Toten — nicht aller zum ewigen seligen Leben, aber aller zum ewigen Sein. Und auch das letztere ist nur möglich durch Aufrechterhaltung einer irgendwie realen Verbindung mit dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, aus welcher für diese ewige Sein fließt wie aus seiner Gemeinschaft mit den Gerechten ewiges Leben, Mt. 25, 46.

Aber die Hauptsache in der Gemeinschaftlichkeit Gottes ist das große Geheimnis der Gottseligkeit: „Gott geoffenbart im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit“, 1. Tim. 3, 16. Die Schrift lehrt so nachdrücklich die Liebe, die Freundlichkeit und Leutseligkeit („Philanthropie“) Gottes unseres Heilandes, daß

der ewig unförperliche, reine Geist Gott in Christo mit der menschlichen Natur eine persönliche Vereinigung eingeht, die ewig währt. Gott nun zugleich Mensch „von Art“ nach Seele und Leib! Der Geist nun zugleich Fleisch, der Ewige zeitlich, der Allmächtige zugleich ohnmächtig, der Ewige Vater ein Kind, das ganze menschliche Wesen in ihm nun „aufgenommen in die Herrlichkeit“ auf ewig! Und in dieser innigsten — man möchte fast sagen, wesentlichen — Verbindung mit der menschlichen Natur der Mittler zwischen Gott und der zwar in der Ähnlichkeit Gottes geschaffenen, aber durch freien Abfall in jedem Einzelnen — sündig, fleischlich, abscheulich und verdammlich gewordenen Menschenmasse!

Endlich: „Das Geheimnis ist groß; ich sage aber von Christo und der Gemeinde“, Eph., Kol. 7, 1. Kor. 12. Er das Haupt des Leibes, nämlich der Gemeinde, er, durch den und zu dem alles, aber auch alles im Himmel und auf Erden, das Sichtbare und das Unsichtbare, beide die Thronen und Herrschaften und Fürstentümer und Obrigkeiten, geschaffen ist, der vor allen ist und in dem alles besteht, in dem nach dem Wohlgefallen Gottes alle Fülle wohnen sollte, durch den alles im Himmel und auf Erden zu ihm selbst versöhnt werden sollte und versöhnt ist damit, daß er Friede machte durch das Blut an seinem Kreuz durch sich selbst, — der uns nun hat dargestellt heilig und unschuldig und ohne Tadel vor ihm selbst durch den Glauben an ihn, der uns hat wissen lassen den herrlichen Reichtum dieses von der Welt her in Gott verborgenen Geheimnisses: Christus in uns und die Hoffnung unsrer Herrlichkeit, der uns auch fest behalten wird bis ans Ende in seiner Gemeinschaft zur seligen Vollendung derselben in der Ewigkeit als eine unvergängliche Gemeinde der Heiligen!

Das alles ist in dieser Offenbarung der „Herrlichkeit des Herrn“ auf der halben Höhe des Berges Sinai, wie sie uns in Exod. 24, 9–11 beschrieben ist, abgebildet. Das ist *J m m a n u e l*, Gott in seiner Gnadenherrlichkeit wieder mit uns, und wir als wieder in seine selige Gemeinschaft Aufgenommene die Güter seiner Gnade in Zeit und Ewigkeit genießend! Nirgends ist das Evangelium geheimnisvoller als in diesem Punkt.

Es liegt aber auch eine ernste Lehre und Mahnung an jeden einzelnen Christen darin. Ja, wir sind jeder für sich schon durch die Schöpfung eine selbständige Persönlichkeit vor Gott neben unseren Mitmenschen. Aber wir stehen nicht in einem ausschließenden Pri-

vatverhältnis zu Gott. Auch im Schöpfungsverhältnis bilden wir mit unferägleichen eine Bruderfamilie, eine Menschen g e m e i n d e, mit der wir vor Gott gleiche Kinder desselben Vaters und derselben Güter und desselben Schicksals teilhaftig geworden, wie wir mit ihnen auch durch dieselbe sündliche Natur unzertrennbar verbunden sind. Wir bilden auch als bloße Menschen von derselben Art eine Bruderschaft vor Gott, deren Pflege von Gott in den zehn Geboten geregelt ist, und die wir nie verleugnen dürfen. „Entzeuch dich nicht von deinem Fleisch“, Jes. 58. Wenn die Welt auch nur einigermaßen dies soziale, gesellschaftliche, gemeinschaftliche Verhältnis, das durch die Schöpfung gegeben ist, im Auge behielte — ein klein wenig soziale Gerechtigkeit walten ließe, so hätte es auch unsere heutige „Depression“ nicht gegeben. In dem sündlichen Bewußtsein absoluter Selbständigkeit innerhalb der Menschheit liegen die eigentlichen Wurzeln der gegenwärtigen Kalamität. „Wer ist denn mein Nächster!“ „Soll ich meines Bruders Güter sein?“

Wir sind ein jeder für sich persönlich von Christo erlöst, gerechtfertigt und mit dem Heiligen Geist begabt, aber nicht allein, nicht abgeondert voneinander. Als Erlöste, Begnadigte und Geheilte bilden wir zusammen die G e m e i n d e G o t t e s, alle Glieder an dem einen Leibe Christi, an dem er das Haupt ist., durch einen Geist zu einem Leibe getauft und zu einem Geist getränkt, alle gleichermaßen teilhaftig der allgemeinen großen seligmachenden Güter, wenn auch jeder mit besonderen Gaben zum Dienst an der Gemeinde besonders ausgestattet ist, 1. Kor. 12; Eph. 4; Ein Leib und Ein Geist, wie wir auch berufen sind auf einerlei Hoffnung unseres Berufs, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über uns alle und durch uns alle und in uns allen. Nein, wir Christen werden nicht als einzelne und voneinander abgeondert, sondern nur in Gemeinschaft miteinander selig, auch wenn wir leiblich tausend Meilen und zeitlich zehntausend Jahre voneinander getrennt sind. Es gibt auf Erden keine Gemeinschaft, die so sehr eine Einheit wäre wie die Gemeinde der Heiligen.

Aus dieser Einheit erwächst von selbst und auf sie gründet sich — nicht das Gebot der Nächstenliebe, sondern — das besondere Gebot der c h r i s t l i c h e n B r u d e r l i e b e, von dem der Herr in seinen letzten Reden bei Johannes, besonders in Kap. 17, so eindringlich redet, das die drei großen Apostel Paulus, Petrus und Johannes überall und besonders in den schon zitierten Stellen so fleißig treiben.

Das ist aber auch das Ding, an dem es der Christenheit aller Zeit — man denke nur an die Korinther und Galater — gemangelt hat, und an dem es der Kirche der letzten Zeit besonders mangelt wird. „Dann werden sich viele“ — es ist von der Christenheit die Rede — „ärgern und sich untereinander verraten und werden sich untereinander hassen. . . . Und diemeil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in vielen (Christen) erkalten. Wer aber (im Glauben und in der Liebe) beharret bis ans Ende, der wird selig“, Mt. 24, 10. 12. 13. — Das ist ja geredet von den Zuständen unter der letzten und schwersten „Depression“ oder Not, die über die Christenheit der Endzeit kommen wird; aber das Erkalten der Bruderliebe macht sich, auch außerhalb der geringen Depression unsrer Zeit, in der Kirche unsrer Tage stark bemerkbar. Und es bildet eine besondere Gefahr der streng lutherischen Kirche, die, um die Reinheit der Lehre sich nicht verkümmern zu lassen, allem Unionismus, d. i. der falschen Bruderliebe, die aus weichlicher Kreuzessehen und oberflächlicher natürlicher oder berechneter Bonhommie jedes Stück des Wortes Gottes von „Brüdern“ unter die Füße treten läßt, mit Recht feind ist, dabei aber dem persönlichen Ehrgeiz, dem Hochmut in Frömmigkeits- oder Klugheitsdünnel, dem stillen Stolz auf Märtyrertum oder dem redseligen Stolz auf äußere Erfolge, insgemein aber dem Ruhm unübertroffener Rechtgläubigkeit so leicht verfällt und erfahrungsgemäß in übertriebene Exklusivität im Verkehr mit den Volksgenossen und Mitbürgern, besonders aber gegen Glieder falschgläubiger christlicher Kirchen gerät. — Doch bedarf dieser letztgenannte Punkt, der besonders in seiner faktischen Gestalt allen Draußenstehenden ein so scharfer Dorn im Auge ist, wohl einmal einer besonderen gründlichen Behandlung. Es ist unerläßlich, daß wir Christen als einzelne und als Gemeinschaft uns gegen alles Falsche und Sündhafte in uns, unter uns und außer uns abschließen, bezw. uns davon reinigen und es von uns hinaustun. Die Gemeinde der Heiligen kann ohne stete Zucht in Lehre und Leben nicht bestehen; darum muß uns jede Phase des wie eine Flut einreißenden modernistischen Unionismus' nach wie vor ein Greuel sein und bleiben. Andererseits gibt es für alle rechtgläubigen Christen in dieser letzten Zeit keine dringendere Mahnung als die, daß wir wandeln, wie sich's gebührt unserm Beruf, darinnen wir berufen sind, mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld, und daß einer den andern vertrage in der Liebe als Ein Leib und Ein Geist; und es gibt keine

ernstere Warnung als die: „So ihr euch aber untereinander beißet und freisset, so sehet zu, daß ihr nicht untereinander verzehret werdet!“ Gal. 5. Und wie es im Verkehr mit der bürgerlichen Welt gilt, daß wir uns nicht durch falschen Abschluß des evangelischen Einflusses auf sie berauben, so muß es unsere höchste Sorge bleiben, die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens untereinander zu erhalten und, die Wahrheit in der Liebe redend, immer fester persönlich in den, der das Haupt ist, Christus, hineinzuwachsen zur Auferbauung und Vollendung seines Leibes, der Gemeinde Gottes, die schon hier auf den Berg Zion, auf die halbe Höhe des Berges Gottes, seines Himmelreichs, zu dem Vorrecht berufen ist, die ewigen Güter seines Hauses im Frieden seiner Gnadenmajestät zu genießen.

A u g. B i e p e r.

How the Lord God Educates His People

True education is the drawing out of the moral and intellectual faculties of a well selected person for a high calling by means of strict discipline ruled by gracious favor and tempered by justice.

Such was the education and training that the Lord God gave to His chosen people Israel. Such is also the education that this same Lord God gives to His people of all ages.

It is for the profit of God's people of today to study the methods of the great Educator in His dealings with Israel. It should aid us in understanding the mysterious ways of God in our lives. We are prone to believe that these ways are hard and His methods harsh, while His purpose is obscured to us.

First then, for the high aims of God in dealing with His people. After the fall of man all the progeny of Adam was divided into two distinct camps. With the promise of the Lord God of a redemption of the human race from the death-dealing rule of sin by the birth of the seed of the woman, all the believers of this promise were gathered into one camp. Opposite to these were the unbelieving, worldly-minded Cainites and their mighty clan. These latter always were more numerous than the former. They were also at constant strife with them, according to the pro-

nouncement of the Lord upon the serpent: And I will put enmity between thee and the woman, and between thy seed and her seed; it shall bruise thy head, and thou shalt bruise his heel. Genesis 3, 15.

To train and educate the believers in the promise of salvation was necessary to withstand the temptations and trials which would inevitably come upon them in a world ruled by Satan and his satellites. To this end the believers must be made strong in their faith. They must be assured not only of the divine favor, but must be kept in constant contact with their Lord God. Their lives must be led under the steady guidance of the Lord's ruling hand. His nearness to them must be felt by them in His leading, warning, reproof, uplifting from their falling, forgiving of their iniquities.

The objects of the Lord's education must never forget their high calling nor their wonderful privileges. This small circle of believers are God's own. His peculiar people, 1 Peter 2, 9; a people of possession, *περιποίησις*. The Lord God has acquired them for His own high purpose. This purpose is twofold: to save His own from the death of this world to the life of righteousness by faith ending in everlasting life, and also to make use of His own as His ministers to save the world of sinners. For both purposes this chosen people must be called out of the mass of perdition, must be set aside for His ministration, which consists in the supplying of the effectual means of salvation, the word and sacrament. By these means he calls them, gathers them, enlightens them — creating and keeping alive their faith — guides and leads them, fortifies them. These means of salvation or grace are at once the sole and powerful equipment for their own salvation and the weapons of warfare against all the powers of darkness and evil. They are not the only tools of His educational training for His flock, for we shall see that He uses others also.

For, above all, the guiding principle of the Lord God's efforts in His dealing with men is His everlasting and unmotivated love and grace and mercy. Exodus 34, 6; Psalm 103, 7 ff. Out of this guiding principle proceed His plans of salvation for all the world in general and His people in particular. This grace is the foundation of His choice of the men who are to serve Him as the bearers of His salvation.

That this high calling and exalted position are a character-

istic of the Lord's people of all times is so easily forgotten by us. In the stress of our adversities, amidst the filth of sin surrounding us and clinging to our flesh, filled often with the noble despair of ever accomplishing God's purpose in us and through us, we are quite apt to disregard our unique and highly exalted position in this world, we forget that it is the mighty and holy Lord God who is working in us and through us. The remembrance of this our high calling ought not only to serve us in living holy lives, but should encourage us to do the Lord's work assigned to us, accomplish the divine purpose of God for which He has called us and so richly endowed us. We are to feel, concerning the people of God, that His chosen form an unbroken line from Adam and Eve, through murdered Abel, the weak Enos, the Enoch and Noah who walked with God, the mighty father of faith Abraham, the unrivalled prophet and law-giver Moses, Joshua, David, Isaiah and Elijah, to John the Baptist, the Son of God Himself, powerful Peter, gentle St. John, the greatest missionary of them all, St. Paul, down to Martin Luther, Dr. Walther, Hoenecke, and their less significant followers in the Christian flocks on the prairies or in the backwoods of America. We are all at one with them and with their God, we are all of the same exalted place, we have all been gifted with the same powerful equipment of the gospel of grace, for the same glorious purpose of the blessed Lord of our souls. Hebrews 11, and 12, 1.

An education and training for such high station and purposes is to be bestowed upon a select race. Thus the Lord God has chosen His people from the rest of the world. Yet even here God is not guided by the principles which would influence the choice of farseeing educators for the benefit of their highest class instruction. Men choose from among their pupils the most gifted, the brightest, the stanchest in character as the most promising scholars. They would choose according to the inherent gifts and qualifications the subjects of their most careful teaching, as promising the greatest success of their efforts. Human educators would look especially for such material among the large class of prospects, that had plastic minds, honest intentions, that were diligent in application, filled with love and veneration for the teacher, ductile in their inclinations, faithful students — in short what the Germans call "bildungsfähig." It was not thus with the

Lord God's choice of a people for His exalted purposes. The men He chose for the recipients of His gifts of grace, for the agents, if we may use the word, in the execution of His plans of salvation, were not men, first of all, better qualified by inherent qualities of mind and soul or body, holier, better qualified in every way than the rest of mankind. In His choice He does not regard the strength, the willingness, the high moral tone, the wisdom, the achievements of the individuals selected. 1 Cor. 1, 26. Nay, it appears that He chooses for the objects of His tender care and training the weak, the ignorant, the despised, the outstanding sinners, the most active enemies of His work, and moulds them by His grace to be fit instruments of His gracious will. Need we call attention to His choice from the very first, not of the strong and virile and therefore highly successful Cainite race, the worthy forerunners of all the worldly-minded, but the Sethitic branch of Adam's children, of whom nothing noteworthy in secular achievement can be mentioned, except that they, like Enoch, walked with God and that they "began to call upon the name of the Lord," Genesis 4, 26? Noah is chosen, not because he is worthy to be the "comforter," Genesis 5, 29, but because the Lord appointed him to be, if we may use the expression, the savior through the Flood. Of Abraham nothing is told us that is in any way remarkable, either in strength of character, brilliance of mind, or even purity of soul. All his high eminence in the church of God is due to his faith in the word of God, and that faith was not of his own getting or contriving, but rather a gracious gift of God. And so we might multiply instances from the guileful, acquisitive Jacob to the harlot Rahab.

It is clear that, as all men are now born in sin and all equally under the wrath and displeasure of God, there being no difference, Genesis 6, 5; 8, 21; Romans 3, 23, the moral virtue of man could not be a deciding factor in the choice of the human material for education by the Lord God. It was merely and solely the all-pervading and all-directing grace of God that motivated His choice and election of His people. So He took not the best, not the most promising material, but often what we would call the worst and most inflexible subjects for His careful training to accomplish His great ends, 1 Cor. 1, 26, 27, to the end that the glory of the accomplishment of His salvation might not be claimed

by any human power or wisdom, but be given to Him alone. It is: *Soli Deo Gloria*.

Repeatedly the Lord God impressed this fact upon His stiff-necked people of Israel. Exodus 33, 19; Deut. 7, 7; 9, 5; 32, 6; Isaiah 43, 22; Romans 9, 12 ff. It was impressed upon them, as it needs must be constantly kept before our eyes, to humble the pride of natural man. There is a double danger besetting the people of God when in the full enjoyment of their Lord's bounty, one is that they forget God entirely, Deut. 8, 14, and the other is that they attribute their good fortune to their own merits and worthiness, Deut. 8, 17. The latter danger is possibly much greater for God's elect, more threatening to them than the other. It is the besetting sin of spiritual pride and self-righteousness from which all of us are not entirely free at any time. We are to walk humbly before our God. Deut. 8, 2.

Now, as to the educational training itself in which the Lord God labors among His chosen to mould them for His purposes, there are certain clearly defined ways and methods that He uses. This can best be illustrated by studying the lives of the outstanding examples of His choice for training. As the faith in the Lord, awakened, given, and kept alive by His means of grace, the word and the sacrament, is the primary and most important characteristic, nay the very breath of life of these men selected by the Lord God as objects of His especial ministrations of teaching and leading, so this faith, which fits them for the Lord's fellowship, is always the object of His tender and solicitous care.

To guard this faith, to enliven and refresh it, strengthen it by building it squarely and solely upon the bare word of the Lord, is the prime concern, aim and object of our Lord's education given to His people. Although a gracious gift of God to the believers, yet it is this faith that He regards and rewards. This holds true of Noah, whose act of strong faith was followed by his lapse into sin, no doubt due to his sense of security. After this humiliation the Lord does not reject him, but makes his fall an occasion for uttering through him the deciding prophecies on the sons of Noah. Of these sons Shem was selected to carry forward the plans of God in the upholding of His name before the world. It is Abram especially upon whom the gracious choice of God fell for the preparation necessary for making him the father of faith.

To begin this training the Lord God had to separate Abram from his country and his kindred, to set him apart for the intimate dealings that God had with him in his education from God. As Abram believed in the Lord and trusted in His promises concerning the land, as he obediently followed the Lord's leading into a strange country, and as his faith increased in strength, the Lord proceeded step by step in unfolding His gracious instructions to him, enlarging his horizon of faith, testing and trying him with many difficult problems. Problems of this sort were the famine in the promised land, the parting unselfishly from Lot, the putting to flight of the four kings and the rescue of Lot, his childlessness. Not that Abram was in every way a perfect scholar. He feared and dissembled in Egypt, and again in Gerar with Abimelech; he doubted not indeed his Lord's promise of a son to be born unto him, but he gave way to his weakness of faith in trying to help the Lord fulfill that promise by taking Hagar to wife, as he later on could hardly be persuaded to send away this bondwoman and her son. And all this even after the Lord had made that solemn covenant with him as related in Genesis, chapter 15. It was by most patient instruction that the Lord trained this Abram, now newly and fitly named Abraham, away from his proneness to self-help, his insistence on his own plans instead of God's as a better means unto the desired end. For this purpose were the Lord's repeated appearances to Abraham, His reiterated promises, ever more fully and definitely given as the pupil was prepared to receive them. By this time the pupil had progressed so far in his knowledge of the Lord and His wonderful ways of mercy and grace, he knew himself to be in such good standing with his Master, that he dared to plead for the saving of the cities of Sodom and Gomorrah, proverbial for their iniquity. But it was not until the Lord had so faithfully and wonderfully fulfilled His promise to Abraham, not until Hagar and Ishmael were expelled, when the well-tried old veteran of the faith seemed to have overcome all of his difficulties, when the whole future seemed assured according to the word of the Lord, that the greatest trial of all came from the Lord. The demand of God on Abraham to sacrifice this son Isaac was by all means the most difficult examination set by the hand of God for any of His beloved and well-instructed band of learners. That Abraham passed this most

crucial test of his faith, was ample proof of the thorough instruction and training of the master and of the perfect teachability of the pupil.

The end in view was now gained. Abraham stands forth, by the grace and mercy of his God, as the perfect example of faith in God and His word for all time. The perfection of our faith is always the gracious end of our Lord's labors in the education of His people. And it is not only Abraham who is to stand forth as a type and example of what God can do in the way of perfecting an unbelieving sinner into a perfect child of God — Abraham's training in all its essentials, as received from the Lord God, is typical in its methods, means, examinations and trials, only differing in degree as applied to humbler and lesser learners. This can well be seen in the lives of Isaac and Jacob. Not so intensively was the mild and gentle Isaac cultivated and tried by the Lord as his father before him, or even his son Jacob after him. The latter's character presented different problems from that of his grandfather Abraham. In his cleverness and acquisitiveness he partook of his mother's nature. He also tried to help the Lord in directing His ways and choice; he was at the same time self-willed enough to plan and direct his own life, and as a result of these characteristics his training from the Lord was directed toward eradicating these defects, so that his faith too might gain the mastery. But his faults and defects were inherited by and, indeed, as is so often the case, exaggerated in his children. The wilfulness, the stubbornness, the lack of real courage, not to say cowardice, and the short memory of the children of Israel, are all characteristic of their forefather Jacob and his wives.

But as a shining example of the ways of education, practised by the Lord on His people, the careful, laborious, and patient training given to the people of Israel is unexcelled. Let us view this education briefly.

It ran true to form. A promising pupil must be a humble and hungry scholar — hungry for information, that is. For four hundred years this people of Israel, chosen in the bowels of Abraham, heirs to his promise of salvation, seemed neglected and forgotten in direst slavery in the land of Egypt. But the Lord God never forgets His people, nor His promise. To make them duly humble, to fill their hearts and souls with hunger for the

Lord's help and mercies, so that they cried to Him for help, to make them more willing to go out from the house of bondage, that was the divine purpose of their sojourning in a strange land.

In a measure the Lord succeeded. The people were ready to follow the Lord's servant Moses, however unwilling this same Moses may have been to lead. This people had to be taken in anew into the covenant relation of the Lord. They had to be prepared for this relation. They were to be unto the Lord God a peculiar people, a holy nation, that is, a people set apart from the wicked mass of perdition. Deut. 26, 19.

To fortify their newly awakened faith in Him and His servant Moses the Lord God brought His people out with His powerful arm. He revealed Himself to them as that mighty God of gods, Lord of lords, before whom all the might of Egypt in its power of oppression and wisdom in sorcery crumbled like the dust of the earth. Pharaoh and all his enemies could not prevail against Him. Nay the very laws and forces of nature must bow before their Maker, the heavens shower down their malignant wonders, the stream spew forth its vermin, the angels of the Almighty being active in the work of salvation by smiting the firstborn, the waters of the sea parting before His rod of command. All this to impress upon this people that He and only He was the Lord God, the "I am that I am," the Jehovah, as the merciful and gracious Savior. It was for this that the "Angel" of the Lord, the Lord Himself, led them in the pillar of cloud and of fire. They were to know by the evidence of their senses, by the sight of their eyes, the sound in their ears, by the very taste of His bread from heaven, that this Lord, their Savior, was to be trusted and feared, and that His word was to be kept. In the low state of their knowledge and in their inexperience they were like unto very young children, that can best be taught by "Anschauungsunterricht," object lessons.

Thus He led them to Sinai. Here the solemn covenant between them and their Lord God was to be made. "Ye shall be a peculiar treasure unto me above all people: for all the earth is mine. And ye shall be unto me a kingdom of priests, and a holy nation." Exodus 19, 5-6. And all this: "If ye will obey my voice indeed, and keep my covenant," which this people solemnly promised to do. The awful solemnities of Sinai were much more

than the simple giving and receiving of a law from heaven. They were the solemn nuptials celebrated between the Lord God and His bride, the church. It was here that the Lord of all grace, purity, holiness, and high exalted station took unto Himself such a bride as this. King Cophetua and the beggar maid are but a pale shadow to this union. It was as though the mightiest of princes had stooped to pick out of the gutter a poor bedraggled slattern, covered with blood and bruises, lying in the mire, and made her his queen, covering her nakedness with the most precious raiment, setting her off with resplendent jewels, and made her the mistress of all his kingdom's riches. Read Ezekiel, chapter 16 for the elaboration of this miraculous outpouring of the Lord's grace. Such a spouse, so basely born, so habituated to her baseness and inured to vice, needs, in truth, constant watchful care, that she may not forget her high station and revert to the mire.

That is why the Lord God so incessantly watches over His people. That accounts for the strict rules and laws governing every phase of its life, regulating all the details, not only of its worship in the offerings and sacrifices, but of its conduct of the daily affairs of life, down to its meat and drink. All these serve but one purpose, to hold before the eyes of this people their Lord God and His benefits, to keep them constantly in mind of their high station and calling as God's chosen people. In this light we must regard such laws as those concerning the clean and unclean animals, laws of purification, of diagnosing and treating leprosy, etc. They were not merely, nor even primarily, rules of sanitation and health, as many modern critics believe, but had this most moral reason: "For thou art an holy people unto the Lord thy God." Read Deut. 14, 2 ff in witness of this assertion. It was because they were to be a holy people that they were to keep themselves clean from all bodily defilement, all heathen customs, all the dread reminders of death as the direct wages of sin. All sin is to be shunned as of the Evil one.

How necessary was this constant watchful care of their Lord! How readily did this people fall back into its old evil ways! At the brink of the Red Sea, on the very eve of the Lord's most celebrated deed of salvation, how filled are they with despair! At the very foot of the mount, where they had heard the voice of their God and sworn allegiance to Him, they make unto them-

selves the golden calf. It was a constant series of backslidings, wavering, rebellions, murmuring, stubborn resistance to His authority. They provoked His righteous indignation and wrath again and again. And swift was His retribution. In our purblind human way we might easily deem these punishments too terrible and too harsh. But we must remember the people He had to deal with. It was not merely their colossal ingratitude to His multiplied benefits that had to be considered. They were like a refractory child, who knows well enough the laws and rules of parental authority, but chooses deliberately to disobey them in order to try the temper of the parent. Swift and awesome punishment is the only way to teach such a child by most painful experience that the Master's will must be respected and that the reward of wrong doing is always pain. In no other way can such a child be broken of its evil ways, its self-willed stubbornness.

And all this out of pure love and mercy for the one to be trained. If the evil will is not broken in youth and tender years, it will become an overmastering passion, bringing the child grown to maturity into swift and sure destruction. The rod of punishment in the hands of God is a rod of love. Lamentations 3, 27. His love never failed, His patience was never exhausted, His grace was ever new, and His truth and faithfulness never wavered. Immediately upon the committing of their very worst offenses, He listened patiently to the pleadings of their sorely tried leader and mediator Moses, remitted not indeed the correctional punishment, but forgave their iniquities according to the revelation of His name, Exodus 34, 6 ff.; Psalm 103, 7. He was swift to punish, but He was swifter to pardon. He tempered all His ways with them with mercy. He reminds them constantly of their stubborn resistance to His merciful ways, He keeps it not from them that He knows their waywardness thoroughly, but that in spite of their unworthiness and unthankfulness, their disregard of the troth plighted to Him, He will keep His solemn promise given to their fathers faithfully, nay that He still loves them. Never for a moment is this people left in the dark on the momentous question of possessing God's love. He assures them of that constantly and gives them ample proof by His deeds of love. Deut. 8, 5.

By the word of His mouth would He lead them, train them,

educate them. His word is to be their most precious gift from Him. It is to them the very breath of life, the bread of the soul. The bread from heaven was to serve this double purpose: of feeding their bodies and reminding them that His word is the very source of all life. Deut. 8, 3. His word is to be heard and kept in the heart, it is to be kept pure from false teaching, it is to be religiously taught to their children, it is to be continued unto them through many prophets until that other great Prophet come, like unto Moses. Deut. 18, 15. His word is thus brought nigh unto them, they need not seek it afar, Deut. 30, 11 ff. His word is constantly extolled as their only means of life, the only safeguard against death, Deut. 30, 19. This word is the means of grace, conveying His love. For even His strictest laws reveal God's grace and love, which dictated them. Hence His word must ever be their most treasured possession.

Like a wise educator, whose every word and action betrays his love for the pupil, it is the heartfelt love of the pupil for his master that He tries to elicit. He wants no mere outward observance of His word, His laws. It is the heart He seeks, the emotion that He wishes to cultivate. Well this wise and greatest of educators knows that one cannot truly educate, cannot form the character of the learner, unless the pure emotions of love for the teacher and his teaching be created. This love had to be created in the hearts of His people. He creates it by His word of love and His acts of love and mercy. He tries to draw it out by His exhortations. "Hear, O Israel, the Lord our God is one Lord (meaning He is the one and only Jehovah, the one and only Savior): And thou shalt love the Lord thy God with all thine heart, and with all thy soul, and with all thy might." Deut. 6, 4. Obedience that is not of the heart is valueless. It is the heart, the feelings and affection, the emotions of faith and trust and adoring fear, of simple unaffected love, that the Lord wishes to create in the hearts of His people, that He so earnestly tries to draw out. To do this the heart must be recreated. He Himself will do this. "And the Lord thy God will circumcise thine heart, and the heart of thy seed, to love the Lord thy God with all thine heart, and with all thy soul, that thou mayest live." Deut. 10, 6. Thus was the character of this people to be developed, a character that was to be strong in the fight for the Lord against sin.

To sum up, the Lord God left nothing undone for the most thorough and finished education of His people. He gave them His word of law and gospel for their instruction, reproof, comfort, to the upbuilding of their faith; He showed them great signs and wonders; He led them, fed them, gave them drink from the rock Christ, 1 Cor. 10, 4, redeemed them, fought for them, protected them, gloried in them — in short held them as the apple of His eye. Deut. 33, 3.

The success of this education? In the mass it may appear as a failure. The Lord's complaint Deut. 9, 24: "Ye have been rebellious against the Lord from the day that I knew you," was amply justified. Israel as a nation seems the least promising material for such a course of instruction and for such a high calling. But shall we say the Lord's labor was in vain? Assuredly not. If all the individuals of His training were not responsive to His well directed efforts, as they never are in mass training, yet uncounted are the souls who profited richly by the Lord's teaching. We cannot know, and therefore cannot count, the nameless Joshuas and Calebs, the chosen of the chosen people. Poor sinners all, only the Lord knows them well, forgets them not, and perfects them. 1 Kings 19, 18. And what shall we say of the accomplishment of the Lord's design, which was among other things to make His name known and feared among all the nations? Was not the glory of His name, as the Jehovah, the God of all grace, mighty to save, faithful to His word of promise, the high enlightenment of His word bruited abroad amongst all the peoples?

The high aim of the Lord in choosing and training this people was indeed accomplished. His promise of the coming seed of the woman, the Christ that was to be born, was kept alive by his prophets among them, was transmitted from generation to generation until the fulness of time. They were the jealous custodians of the Lord's word, by and through them was it handed down intact to us. If by their stiffnecked obstinacy, their wilful inaptitude for learning the Lord's ways, their constantly besetting sin of forgetting the Lord, they were rejected, as they rejected His Anointed, have not we profited by the labors of the Lord in their behalf? Shall we who are not the children of promise but of pure mercy, Romans 15, 8-9, sit in judgment upon the people of

Israel or measure the success of the Lord's trouble with them? Let us take warning from their unbelief, that we too might not suffer the loss of our salvation.

That must be the application for us, who have attained to the liberty of the children of God through Christ, who have been freed from the shackles of the intolerable schoolmaster, the law, Gal. 4, 1 ff. Even as Israel have we been chosen out of the mass of perdition to the high and glorious calling of a peculiar people, a holy nation, "to show forth the praises of Him who hath called us out of darkness into His marvellous light." 1 Pet. 2, 9. We are of the same material as Israel, sinful, unworthy creatures, prone to the same vices in kind if not in degree as they, and kept by His grace and mercy from being lost forever through our pitiful lack of understanding, woeful ignorance and innate love of the lust of the flesh, the world, the devil. The Lord's word of grace is committed to us even more fully than to Israel. Let us make good use of it. It shall prove a lamp to our feet in these dark and evil days, a tonic for the doubting and despairing heart amid the fiery trials that have come upon us, so that we boldly go forth to the fray against the foemen of this wicked world, until we attain to the land of rest. Meanwhile let the grace of our Lord suffice us. We join in the shout of praise with the man of God Moses: "Happy art thou, O Israel: who is like unto thee, O people saved by the Lord, the shield of thy help, and who is the sword of thy excellency! and thine enemies shall be found liars unto thee; and thou shalt tread upon their high places." Deut. 33, 29.

AUG. F. ZICH.

Neuendettelsau und die Verbalinspiration.

In der Nummer vom 24. Juni 1932 des „Freimund“, dem Blatte der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft, das von dem Direktor und dem Inspektor der Mission redigiert wird, findet sich ein 5½ Seiten langer Artikel unter dem Titel: „Das Bettlergewand der Bibel.“ Dieser Artikel, geschrieben von Pfarrer Dannenhauer, Bayreuth, ist eine Proklamation, darin Neuendettelsau der Kirche kund und zu wissen tut, daß es die Lehre von der wörtlichen Eingebung der Schrift aufgegeben hat und im Kielwasser der liberalen

Theologie segelt. Der Verfasser sagt in bezug auf die Verbalinspiration: „Es ist Pflicht der evangelischen Kirche, auf das Wort wirklich zu hören, das uns Gott durch die Bibel sagen will. Und die Bibel hat uns gerade durch die **Form und Gestalt**, in der sie vor uns liegt, eine hochwichtige Mitteilung zu machen, die durch die Lehre von der Verbalinspiration übertönt wird, nämlich folgende: Es hat Gott gefallen, in menschlicher Weise uns nahe zu kommen; Gottes herrliches Wort liegt vor uns da als Menschenwort. Seine Offenbarung geschieht durch Menschen, die er trotz ihrer Schwachheit in seiner Liebe dazu gebraucht hat, Zeugen seiner Wahrheit zu werden, deren persönliche Eigenart und Erkenntnisfähigkeit den einzelnen Büchern und Worten der Bibel ihre verschiedenartige Färbung gegeben hat, Gottes Wort ist da in der Verhüllung menschlicher Berichterstattung, die immer die Spuren menschlichen Sündigens und Strens an sich tragen muß, so daß der Goldgrund der Ewigkeit nur durch die ungleich bewegten Wogen menschlichen Geisteslebens hindurchschimmern kann, oder kurz ausgedrückt:

**Gottes Wort geht einher im Bettlergewand des sündigen
Menschenwortes.**

Von diesem Tatbestand aus, der uns ganz einfach mit der vorliegenden Form und Gestalt der Bibel gegeben ist, müssen wir die Lehre von der Verbalinspiration als eine **wirklichkeitsfremde und unevangelische Lehre ablehnen.**“

Wie kommt er zu diesem radikalen Urteil? Was zwingt ihn, die Lehre von der Verbalinspiration als „unevangelische“ Lehre abzulehnen?

Im ersten Abschnitt des Artikels redet er von der „Herrlichkeit der Bibel“, von ihrer „großartigen inneren Einheit“, trotzdem ihre verschiedenen Schriften „so verschiedenartigen Inhalts“, in einem Zeitraum von etwa 1,600 Jahren entstanden sind; er redet von ihr als Kulturquelle und führt mehrere Zitate aus Goethe an, die dessen Wertschätzung für die Bibel dartun sollen, und er schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Nun aber erhebt dieses Buch den Anspruch, nicht nur eine Erscheinung auf dem Büchermarkt der Weltliteratur zu sein, sondern die Bibel, das Buch, nicht nur ‚ein ewig wirksames Buch‘ (Goethe), nicht nur ‚eine Sammlung bedeutender Dokumente‘ oder ein Lehrbuch der sittlichen Bildung, sondern das Wort Gottes, ihr Inhalt nicht das Symbol irgendeiner erhab-

nen Idee, sondern der Entscheidungsruf des lebendigen Gottes an unser Gewissen, das **Gerichtsurteil Gottes** über unser Gewissen, das **Gerichtsurteil Gottes** über die Welt und uns, über unser Urteil, unsere geistigen und sittlichen Begriffe und Maßstäbe, und das **Angebot seiner rettenden Liebe**, nicht ein Buch mit Wahrheiten, sondern **die Wahrheit.**“

Im nächsten Abschnitt bringt er „die Einwände gegen die Bibel“ als „die Wahrheit“: Die sogenannten Widersprüche, die Irrtümer, Unrichtigkeiten, Unmöglichkeiten, daß die Bibel „ein Giftprodukt syrisch-jüdisch-ostischen Geistes“, daß sie eine Sammlung von „Vieh- händler- und Zuhältergeschichten“ sei, usw., und sagt dazu: „Welchem Christen müßte nicht das Herz schwer werden, wenn er diese ganze Flut von Schmähungen und Verdächtigungen des Gottesworts mit erklärenden und beweisenden Sprüchen an sich heranprallen läßt? Muß er nicht selbst mit Schrecken inne werden, daß sein liebes Wort Gottes ein recht altmodisches Gewand, ja ein rissiges und sogar ein oft fleckiges Gewand an sich trägt? Kann in diesem Gewand wirklich Gott wohnen?“

Im nächsten Abschnitt handelt er von der „Abwehr der Angriffe.“ Und hierbei kommt er auf die „Theorie“ der Verbalinspiration. Davon sagt er: „Um dieser Not zu begegnen, hat man sich in der Christenheit häufig mit einer Theorie beholfen. Man hat sich gesagt: „Wenn ein Christ überhaupt innerlich soll leben können, dann muß ihm das Wort Gottes der gewisste und allerfesteste Besitz sein; in Zweifelsnöten muß er sich darauf stützen können als auf seinen Stecken und Stab, der nie brechen kann.“ Das wird nun folgendermaßen ausgeführt: „Die Bibel ist gar nicht von Menschen verfaßt. Der Heilige Geist hat sie geschrieben, bzw. einigen dazu Berufenen in die Feder diktiert, wie ja die Bibel selbst sagt: 2. Pet. 1, 21: daß noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgegangen sei, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist. Menschlicher Wille war also ausgeschaltet, ihre Überlegung und geistige Eigenart hat beim Niederschreiben keine Rolle gespielt, Gottes Geist ist an Stelle ihres Geistes getreten, sie haben nicht mehr selbst geredet, sondern waren nur mehr das Sprachrohr Gottes, sie waren das willenlose Werkzeug in seiner Hand, und haben jeden Satz, jedes Wort, jeden Buchstaben der Weisung seines Geistes gemäß so niedergeschrieben, wie es geschrieben steht. Weil Gott ihnen also gewissermaßen dabei die

Hand geführt hat, kommt der Bibel göttlicher Charakter zu und ist ihrem Inhalt bis auf die kleinsten Einzelheiten die Unfehlbarkeit gegeben. Denn Gottes Geist ist der Geist der Wahrheit und Quelle aller Weisheit, kann darum nie irren, auch nicht im geringsten. „Man nennt diese Lehre die Lehre von der

Verbalinspiration,

nämlich der Inspiration. d. h. Einhauchung der einzelnen Worte — Verba — der Bibel durch den Heiligen Geist.“

Unmittelbar anschließend sagt er: „Es ist sehr wichtig, zu einem Urteil über diese Lehre und einem klaren evangelischen Verständnis der Bibel zu gelangen.“ Hierauf hebt er die vermeintlichen Vorzüge dieser Lehre hervor, kommt aber für sich selber zu folgendem Urteil: „So sehr wir den frommen Sinn anerkennen, der sich in dieser Lehre verbirgt, die ja in gut gläubigen Kreisen oft recht lebendig ist, so wenig können wir sie in dieser Form uns zu eigen machen. Nicht etwa nur deshalb, weil sie auf die Dauer zu einer fast unerträglichen Fessel unseres Denkens geworden ist, daß sie mindestens ebensovielen ein Hindernis, die Bibel zu verstehen, bedeutet, als den andern eine Stütze, sondern vor allem deshalb, weil sie eine außerordentliche Gefährdung unserer evangelischen Glaubenserkenntnis bedeutet und geeignet ist, uns die Herrlichkeit des Evangeliums zu verdunkeln.“

Das sind fürchtbare Anklagen gegen die Lehre von der Verbalinspiration. Sie soll eine unerträgliche Fessel unseres Denkens sein; sie soll vielen ein Hindernis, die Bibel zu verstehen, bedeuten; sie soll eine außerordentliche Gefährdung unserer evangelischen Glaubenserkenntnis bedeuten, und sie soll geeignet sein, uns die Herrlichkeit des Evangeliums zu verdunkeln.

Doch hören wir weiter, was der Artikel über die Verbalinspiration zu sagen hat. Er schreibt: „Es ist doch überaus eigenartig, daß die beiden so entgegengesetzten Einstellungen zur Bibel — die kritisch ablehnende, welche die eigene Vernunft zum Richter der Wahrheit macht, und diejenige, welche für die göttliche Herkunft der Bibel gegen die Vernunft kämpft, in ein und derselben Voraussetzung, zusammentreffen. Beide gehen übereinstimmend von dem Satz aus: Wenn Gott sich uns offenbart, dann muß er sich in Herrlichkeit offenbaren, in solch überzeugender und wirklichkeitsüber-

legener Majestät, daß auch der leiseste Einwand gegenüber dieser überweltlichen Kundgebung verstummen muß.“ „Diese Voraussetzung ist der Quellpunkt, von dem aus die beiden so entgegengesetzten Auffassungen über die Bibel wie zwei Ströme nach verschiedenen Seiten auseinanderlaufen. Die einen sagen: ‚Dieser Forderung genügt die Bibel nicht. Sie ist eine Urkunde alter Zeiten mit allen Schwächen einer solchen, ihr Inhalt ist durch den Standort der Verfasser bedingt und kann darum nie absolute Bedeutung haben.‘ Genau von derselben Voraussetzung aus sagen die andern: ‚Hier haben wir Gottes Offenbarung vor uns, denn sie ist nicht von Menschen, sondern vom Heiligen Geist verfaßt. Ihr wunderbarer Ursprung, der sie heraushebt aus dem natürlichen Zusammenhang der Dinge in eine übernatürliche Sphäre, ist der Beweis für ihre Göttlichkeit. Zweifel daran ist Anfechtung des bösen Feindes, Kritik ist Auflehnung gegen die Wahrheit wider besseres Wissen.‘ Im Gegensatz zur ersten Auffassung scheint diese die rein evangelische zu sein.

Und dennoch ist sie es nicht. Sie krankt eben an der Voraussetzung, die der andern auch zugrunde liegt. Wenn wir die Göttlichkeit der Heiligen Schrift gewiß nicht weniger betonen, so muß doch von der Höhe evangelischer Erkenntnis aus über jene Voraussetzung geurteilt werden, daß ihr das tiefere Verständnis für die Gottesoffenbarung fehlt und daß durch sie der Blick getrübt wird für die wunderbare Art und Weise, wie es Gott in seiner Gnade gefallen hat, sich uns Menschen kund zu tun. Es ist schon bedenklich, wenn man mit einer vorgefaßten Meinung, mit einer Theorie, mag sie auch noch so fromm erscheinen, an die Bibel herantritt. Sind schon im gewöhnlichen Leben Vorurteile schlimm, wieviel mehr dann, wenn uns Gott etwas zu sagen hat. Wenn Gott redet, sollen wir schweigen und auch einmal unseren frommen Eifer beschwichtigen.“ Und nun fällt der Verfasser das anfangs wiedergegebene Urteil über die Verbalinspiration, daß sie eine „unevangelische Lehre“ sei. Wir sind gewiß, daß, wenn der Schreiber das im letzten Abschnitt Gesagte selbst beherzigt hätte, wenn er Gott hätte reden lassen, wenn er nicht mit dem durch die „Wissenschaft“ in ihn gepflanzten „Vorurteil“ an die Bibel herantreten wäre, so hätte er den Artikel überhaupt nicht geschrieben.

Er bringt dann einen Einwand gegen seine Stellung: „Man wird wohl einwenden: Bestätigt die Bibel denn nicht selbst die Auf-

fassung von ihrer wunderbaren übernatürlichen Entstehung durch das schon oben angeführte Wort 2. Petr. 1, 21? Dennoch ist es falsch, ein solch einzelnes Wort, das noch dazu ein Urteil über die alttestamentliche Prophetie ist und aussagt, daß die Propheten bei ihrer Verkündigung innerlich ‚emporgetragen‘ worden sind auf eine Höhe, von der aus sich ihnen der Blick eröffnete auf den Gipfelpunkt der Heilsgeschichte: Jesus Christus, aus dem Zusammenhang, in dem es steht, herauszureißen und es auszubauen zu einer Theorie über die Entstehung des ganzen Buches. Es muß immer das Ganze der Bibel dazu genommen werden, sowohl ihr Inhalt als die Form, in der Gott zu uns redet, und dazu gehören auch die Widersprüche, die Dinge, über die unsere wissenschaftliche Erkenntnis hinausgegangen ist, das alte Weltbild, das dem Schöpfungsbericht und den endgeschichtlichen Prophezeiungen zugrunde liegt, und vieles andere. Es ist gewiß nicht immer böser Wille, sondern auch Not treuer und gewissenhafter Menschen, die auf derlei Dinge hinweisen und nicht damit fertig werden. Es ist ehrlicher, das zu betonen, als alle Einwände des eigenen Gewissens mit Hilfe der Lehre von der Verbalinspiration beiseite zu schieben.“ Er nennt dann die Lehre von der Verbalinspiration eine „in unserer Kirche längst grundsätzlich überwundene Anschauung.“ Der Verfasser macht es sich mit den Einwänden gegen seine Stellung sehr leicht.

Aber um seine Position zu stärken (?), redet er nun von der „**menschlichen Seite der Bibel**“ und sagt: „Es wäre völlig unevangelisch, wenn wir die menschliche Seite der Bibel bestreiten wollten. Sie ist das Kleid, in das sich Gott gehüllt hat, das dem Außenstehenden zuerst auffällt. Aber wir wissen doch, was das Herz der Bibel ist und was ihre Göttlichkeit ausmacht, wie es Christus uns selbst klar gezeigt hat: „Sie ist's, die von mir zeuget.“ — Sie will gar nicht sein ein Wort Gottes an unser Wissen, sondern an unser Gewissen. Möge es sich ruhig verhalten mit den naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Ereignissen, von denen sie berichtet, wie es wolle, möge jüdischer Geist im Alten Testament sich aussprechen, Kern und Stern der Bibel ist doch Jesus Christus, dessen Gestalt überall mehr oder weniger hindurchleuchtet.“

Und natürlich muß auch Luther es sich gefallen lassen, als ein Zeuge für die Zeugung der Verbalinspiration angeführt zu werden. Von ihm wird gesagt: „Als Luther zum erstenmal das Neue Testa-

ment ins deutsche Volk hinausgab, hat er in seinen Vorreden dazu klargemacht, welchen Wert die Bücher der Bibel für uns besitzen. Sie erweisen darin ihren Wert, daß sie ‚Christum treiben‘ (d. h. verkündigen). Welche am meisten Christum treiben, denen mißt er den höchsten Wert bei, anderen Büchern einen geringeren. So hat Luther Wertabstufungen durchgeführt; an die höchste Stelle setzt er demgemäß das Evangelium Johannis und seine erste Epistel, dann die Briefe des Apostels Paulus an die Römer, Galater, Epheßer und den 1. Petribrief. Dann kommen ihm erst die anderen Evangelien und Briefe und schließlich die Bücher, die er entbehren kann, wie der Jakobus- und Judasbrief und auch die Offenbarung Johannis, von der er sagt: ‚Haltet davon jedermann, wie ihm sein Geist gibt; mein Geist kann sich in dieses Buch nicht schicken.‘ Luther war also die starre Auffassung der späteren Zeit fern gelegen. Die klare Erkenntnis der menschlichen Seite der Bibel hat ihn nicht gehindert, ihre Göttlichkeit zu erkennen.“ Und nun, nachdem er Luther glaubt auf seiner Seite zu haben, kommt es wie ein Stoßfänger: „Diese evangelische Auffassung wirkt auf uns befreiend: Die Bibel will keine Autorität in Fragen der Wissenschaft, der Natur- und Geschichtserkenntnis, sei es der Astronomie oder Zoologie oder Völkerkunde sein, sondern sie ist Autorität in Fragen, die der Seelen Seligkeit betreffen. Wer das weiß, der wird der Gefahr der Vergötterung des einzelnen Wortes entgehen und der Verwechslung der Schale mit dem Kern, und das einzelne Wort kann ihm dann ein Führer werden hin zu dem, dem es dient, Jesus Christus.“

Nachdem er das Verlangen nach einer Laienbibel, nach einer verkleinerten Bibel, in der „das Menschliche, Belanglose, Anstößige von Gottes Wort wegfällt und die ewige Wahrheit aus ihrer Umhüllung herausgeschält wird“, abgelehnt hat, folgt der nächste Abschnitt:

Das Bettlergewand der Bibel und die Knechtsgestalt Jesu Christi.

Er sagt da: „Ist denn überhaupt das Bestreben richtig, der Bibel das Bettlergewand zu nehmen, wie es in dem Versuch zum Ausdruck kommt, das anscheinend Unwichtige preiszugeben um die Herrlichkeit des religiösen Inhalts zu retten? Nein, wir müssen vielmehr sagen, daß das Bettlergewand der Bibel zum Wesen der göttlichen Offen-

barung gehört, daß es nicht nur ein unleugbarer Zustand, sondern ganz klar Gottes gnädiger, guter Wille ist; Ausdruck seiner sich ins Menschliche herabbegebenden, mit uns Menschen sich verbindenden göttlichen Liebe.“ Das heißt also, daß es Gottes guter, gnädiger Wille ist, daß es Ausdruck seiner göttlichen Liebe ist, daß „Gottes Wort da ist in der Verhüllung menschlicher Berichterstattung, die immer die Spuren menschlichen Sündigens und Irrrens an sich tragen muß“, daß „die Widersprüche die Dinge über die unsere wissenschaftliche Erkenntnis hinausgekommen ist“ in der Bibel stehen, kurz, daß die Bibel nicht die Wahrheit, sondern ein Buch, das neben der Wahrheit auch Irrtum, Fehler, Spuren menschlichen Sündigens enthält, in dem vieles steht von naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Ereignissen, mit denen es sich ruhig verhalten mag, wie es wolle. Und daß das so ist, das ist Gottes guter, gnädiger Wille!

Aber, sagt er weiter: „Wenn wir das Bettlergewand der Bibel bestreiten wollten, müßten wir uns ebenso gegen die Knechtsgestalt des Gottessohnes wehren. Die Knechtsgestalt Jesu Christi ist die genaue Parallele zum Bettlergewand der Bibel. In der Bibel redet Gott in gleicher Weise zu uns wie in seinem Sohn, der nicht in göttlicher Gestalt bei seinem Vater geblieben ist, sondern aus Liebe zu uns in der Gleichgestalt unseres sündlichen Fleisches erschienen ist.“ „Das war der stete Anstoß, den die Menschen genommen haben, daß der Gottessohn in der schlichten Gestalt des Menschen über die Erde ging, daß er diente, statt zu herrschen, daß er schmachvoll leiden mußte.“ „Gerade die Knechtsgestalt war dem Satan das Ärgstlichste an Jesus.“ „Das ist die Herrlichkeit Gottes, daß er seinen Sohn dahingab, daß Gott mit ihm einging in die Geschichte, in die Geschichte mit ihrer Beschränktheit und Enge. Damit, daß Jesus an einen bestimmten geschichtlichen Ort gestellt war und nicht über der Geschichte schwebte, war auch sein Blick beschränkt und seine Anschauungsweise an die Vorstellungswelt seiner Zeit und der Menschen gebunden, unter denen er lebte. Sein Beruf bestand darin, als Glied der jüdischen Gemeinde des ersten Jahrhunderts zu denken, nicht so, wie er an einem völlig andern historischen Ort gedacht hätte. Er führte kein isoliertes Dasein, sondern verkündigte den Willen Gottes innerhalb der Denkgemeinschaft, die ihn selbst bestimmte. Ohne ein ins Unendliche gehendes Sehfeld, ohne ein allwissendes Geschichtsbild hielt er sich über alle Dunkelheiten hinweg

an Gott. Und daß er Mensch war, das stellte ihn hinein in die Not und Sündhaftigkeit der Welt. Er mußte dem Reiz zur Verzagttheit und zur Überhebung widerstehen, es blieb ihm keine Anfechtung erspart, er war gleich wie wir, doch blieb er im Kampf gegen die Sünde Sieger.“

Als letzten Abschnitt setzt er:

Die Bibel ist das fleischgewordene Gotteswort.

Dazu sagt er: „Dürfen wir über die Bibel etwas anderes sagen als das: Sie ist **das Gotteswort, das Fleisch geworden ist?** Dürfen wir die Bibel über Christum erheben und sie hinstellen als ein vom Himmel gefallenes Buch? Nun, wir müssen auch hier sagen: Es hat Gott gefallen, mit seinem Geist einzugehen in die Geschichte und sich zu verhüllen in die Worte der Menschen. Aus ihrer Zahl beruft er solche, die uns oft zu dieser hohen Aufgabe gar nicht würdig erscheinen, und läßt sie zeugen von dem, was sie gesehen und gehört haben.“

Und er schließt: „**Das Bettlergewand der Bibel** ist also nichts anderes als die **Herrlichkeit der göttlichen Liebe, die bei uns sein und bleiben und unter uns wohnen will.** Es gehört darum **notwendig zur Bibel.** Machen wir nur ja das Wort dieser Liebesoffenbarung nicht zu einem Fetisch, wie die Seiden, zu einem unfehlbaren Buch wie die Mohammedaner ihren Koran, zu einem „stummen Gößen“ (Heinrich Mueller). Ein solcher Göße könnte unser kaltes Herz nie erwärmen.“

Wir haben aus dem Artikel sehr reichlich und sehr ausführlich zitiert. Wir taten das, um unsern Lesern einen wirklichen Einblick in den Artikel, seine Denkweise und Argumentation zu gewähren, sodann um zu zeigen, wohin die Nachfolger Loehes geraten sind und in welchem Fahrwasser sie segeln, weiter um jedermann ein eigenes Urteil zu ermöglichen, und endlich, weil der Artikel typisch ist für die Argumentation und die Denkweise der Zeugner der Verbalinspiration, die noch zu den Positiven gezählt werden wollen. Klar ist, daß Neuendettelsau mit diesem Artikel jedermann kund und zu wissen tut, daß es im liberalen Lager sitzt.

Was soll man zu dem Artikel sagen? Es wäre ja so viel dazu zu sagen. Zuerst müssen wir sagen, wie wehe es tut, gerade aus Neuendettelsau solche Worte zu hören. Aber auch das ist zu sagen, daß uns dieser Artikel eine Mahnung und Warnung sein soll, daß

wir uns nicht betrügen noch betören lassen von der falschberühmten Kunst; uns nicht beeinflussen lassen von der liberalen Theologie, die so schön fromm zu reden weiß und es so fein versteht, sich in einen Engel des Lichts zu verstellen; auch uns nicht vor dem Götzen Wissenschaft beugen und ihm, dem heute fast alles zu Füßen liegt, die Knie zu beugen. Der Reiz und die Lockung dazu ist stark und wird immer stärker. Im übrigen wollen wir es mit einigen Bemerkungen zu dem Artikel bewenden lassen.

Ein Wort müssen wir sagen zu der Behauptung, daß die Verbalinspiration eine „in unserer Kirche längst grundsätzlich überwundene Anschauung“ sei. Von welcher Kirche ist hier die Rede? Neuendettelsau wie auch die bayrische Landeskirche rechnen sich zur lutherischen Kirche. So muß wohl die lutherische Kirche gemeint sein. Aber das kann nicht sein. Denn in der lutherischen Kirche ist seit Luthers Tagen und bis heute die Lehre von der Verbalinspiration der Schrift die einzig geltende Anschauung. Und es ist das nicht eine Anschauung, sondern Lehre des Wortes und darum unserer Kirche unantastbar. Ja, wir wissen ja wohl, daß die Lehre von der Verbalinspiration in weiten Kreisen der Landeskirchen und auf den landeskirchlichen Universitäten eine längst grundsätzlich aufgegebene Anschauung ist, aber sind denn diese Landeskirchen die lutherische Kirche? Oder rechnen sie die große lutherische Kirche in Amerika nicht mehr zu ihrer Kirche? Und in der lutherischen Kirche Amerikas ist die Verbalinspiration noch längst nicht eine überwundene Anschauung. Im Gegenteil, hier ist es noch ein wesentliches Stück des Luthertums, daß es sich klar und deutlich zu dieser Lehre bekennt. Im übrigen möchten wir nur auf drei Dinge kurz eingehen.

1. Was soll die Parallele zwischen dem Bettlergewand der Bibel und der Knechtsgestalt Jesu Christi? Entweder die Parallele hinkt gar sehr, oder sie nötigt zu Schlüssen, die furchtbar sind. — Jesus ist in das Fleisch gekommen. Er hat Knechtsgestalt angenommen. Er ist versucht allenthalben, gleich wie wir, „**doch ohne Sünde**“. Hebr. 4, 15. Das ist die Grenze, die das Wort zieht. Wenn denn nun schon eine Parallele zwischen dem Bettlergewand der Bibel und der Knechtsgestalt Jesu gezogen werden soll, dann müßte sie so lauten: Obwohl das Wort in menschlichen Worten vor uns liegt, obwohl es von Menschen oder durch Menschen geschrieben ist, obwohl es die Eigenart seiner Schreiber an sich trägt, kurz, vor uns liegt ganz in der Gestalt des Menschenwortes, so gilt doch auch

hier wie bei der Knechtsgestalt Jesu: „Doch ohne Sünde“, ohne Fehler, ohne Irrtum, ohne Mängel, ohne Widersprüche, ohne Irrtum auch in den Fragen der Wissenschaft. So wie Jesus doch der Gottessohn ist und bleibt, auch in der Verhüllung unseres Fleisches, trotz der Knechtsgestalt, so ist die Bibel doch Gottes Wort trotz ihres Bettlergewandes. Das ist die Parallele, die Gottes Wort an die Hand gäbe. — Will man aber die Parallele ziehen, wie der Artikel sie zieht, wohin führt sie dann? Dann muß bei Jesus das „doch ohne Sünde“ fallen, dann ist Jesus „voller Widersprüche“, dann muß auch er „die Spuren menschlichen Sündigens und Irrrens an sich tragen“. Mit dieser Parallele müßten wir folgerichtig dahin kommen, wohin die liberale Theologie eben auch auf diesem Wege längst gekommen ist, d. h. wir müßten Jesu Sündlosigkeit, seine Unfehlbarkeit, ja ihn als „die Wahrheit“, wir müßten seine wesentliche Gottessohnschaft leugnen. Dann kann er für uns nur ein irrender, fehlsamer, ja sündiger Heiland sein, d. h. dann hört er auf, Heiland zu sein und bleibt nur Vorbild und Beispiel. Mit dieser Parallele müssen wir landen im Lager der Liberalen vom Schlage Ritshels, Wellhauens und Harnacks.

2. In dem ganzen langen Artikel, in dem die Verbalinspiration so emphatisch als „eine wirklichkeitsfremde und unevangelische Lehre“ abgelehnt wird, befaßt sich der Verfasser nur mit einem einzigen Schriftwort, 2. Petr. 1, 21, das er aber als nicht hiehergehörig und irrelevant kurz ablehnt, wobei er den Bekennern der Verbalinspiration zugleich den Vorwurf macht, daß sie solch ein einzelnes Wort aus dem Zusammenhange, in dem es stehe, herausreißen und es zu einer Theorie über die Entstehung des ganzen Buches ausbauen. Ist dem so? Sehen wir uns die Stelle in ihrem Zusammenhange kurz an. Petrus redet B. 16. 17 und 18 von der Verklärung Jesu und von der Stimme, die er, Jakobus und Johannes, da gehört hatten vom Himmel: „Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“ Und er sagte: „Diese Stimme haben wir gehört, vom Himmel gebracht“. Und das ist gewiß und wahrhaftig, denn wir haben es mit unseren Ohren gehört. Und nun fährt er B. 19 weiter: „Wir haben ein festes prophetisches Wort.“ Eigentlich: Ein festeres *βεβαιότερον*. Er will sagen: Das prophetische Wort, das wir haben, ist noch fester, denn wir sind dabei nicht auf das menschliche Gedächtnis und Zeugnis angewiesen. Das prophetische Wort ist nicht ein ungewisses, ein schwankendes, ein irrendes oder fehlerhaftes, sondern

ein ganz gewisses und feststehendes Wort. Dieses feste prophetische Wort nennt er B. 20 „die Schrift“. Und „die Schrift“ hatte damals nur eine Bedeutung, nämlich: die heiligen Schriften des Alten Testaments. Er redet also hier von dem geschriebenen Wort, der Schrift, wie sie dann vorlag. Und über die Entstehung dieser Schrift sagt er: „Die heiligen Menschen Gottes haben geredet (und geschrieben) getrieben von dem Heiligen Geist“, B. 21. Sie wurden getrieben (*φερόμενοι*, getragen, geführt, getrieben, nicht aber „emporgetragen“) von dem Heiligen Geist. Die Schrift ist das Werk des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist ist ihr Autor. Und darum, weil sie von dem Heiligen Geist ist, ist die Schrift „ein Licht (nicht Licht und Finsternis, nicht Wahrheit und Irrtum, oder Fehler), das da scheint in einem dunkeln Ort“. Dieses göttliche Licht scheint in die von der Sünde ganz und gar verfinsterten Herzen, vertreibt die Finsternis, erleuchtet und bekehrt sie, „bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen“. Die Schrift hat göttliche Kraft und Wirkung. Darum mahnt der Apostel: „Ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet.“ 2. Petri 1, 19–21 handelt von dem Wort, von der Schrift. Und wenn in B. 21 etwas gelehrt ist, so ist es die Verbalinspiration. Wenn darum wir und die Lehrväter unserer Kirche diese Stelle gebrauchen und verwerten bei der Darstellung unserer Lehre von der Inspiration, so ist es nicht so, daß wir sie aus dem Zusammenhang reißen, in dem sie steht, sondern gerade der Zusammenhang zwingt uns zu dem Verständnis, welches sie für uns hat. Es ist darum keineswegs so, daß wir solch ein einzelnes Wort „aus seinem Zusammenhange herausgerissen, nehmen und es ausbauen zu einer Theorie über die Entstehung des ganzen Buches“. Wir haben es nicht nötig, sie dahin auszubauen. Denn gerade das ist es, was die Stelle jedem unbefangenen Leser sagt, daß sie Auskunft geben will über die Entstehung des ganzen Buches.

Aber es ist doch nicht nur ein einzelnes Wort, auf das wir die Lehre von der Verbalinspiration gründen, wie es dem Artikel nach der Fall zu sein scheint. Aber selbst wenn nur das eine Zeugnis in der Schrift wäre, daß die heiligen Menschen Gottes geredet haben, getrieben von dem Heiligen Geist, so würde uns dies eine Wort die Welt zu enge machen und müßten wir unsere Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam Christi und würden im Glauben uns unter dies eine Wort beugen und annehmen, was es uns sagt. Wir müssen aber doch fragen, wie es kommt, daß der Ver-

fasser des Artikels nur dies eine Wort beibringt und es so kurz, ohne auch nur den Versuch einer exegetischen Erklärung zu machen, abtut. Wie kommt es wohl, daß er gar nichts von 2. Tim. 3, 16 sagt? Wie kann jemand die Lehre von der Verbalinspiration als „unevangelisch“, d. h. unbiblich, ablehnen, und in ihr eine Gefahr „der Vergütung des einzelnen Wortes“ sehen, solange er sich nicht mit 2. Tim. 3, 16, dem *πάσα γραφή θεόπνευστος*; weiter mit Jesu Wort: „Und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden“, Joh. 10, 35, sowie mit allen andern hierauf bezüglichen Worten des Herrn und allen sonstigen Stellen der Heiligen Schrift, die hierher gehören, und deren sind nicht wenige, ehrlich und gewissenhaft auseinandergesetzt hat? Aber es wird eben in dem Artikel der Göze Wissenschaft, „unsere wissenschaftliche Erkenntnis“ gegen das Selbstzeugnis der Schrift, gegen das *πάσα γραφή θεόπνευστος* ausgespielt. Und dem Gözen Wissenschaft zuliebe, damit man doch ja nicht für rückständig und befangen gilt, wirft man das feste prophetische Wort zum alten Eisen und erklärt es für ein sich widersprechendes, irrendes und fehlerhaftes Wort.

Was soll man aber erst sagen zu dem, wie der Verfasser des Artikels Luther verwertet, Luther zu seinem Gewährsmann macht und mit Luthers Worten seine Ablehnung und Verwerfung der Verbalinspiration zu decken sucht? Wir sind es ja gewohnt, daß die Gegner der Verbalinspiration sich mit Luthers Sittichen zu decken suchen. Wir sind es auch gewohnt, Luther in diesem Zusammenhang stets falsch zitiert zu sehen. Da wirkt es eigentlich etwas erfrischend, daß es wenigstens dieses Mal nicht das von Tholuck und Herzogs Real-Encyclopädie in Umlauf gesetzte und schon so unendlich oft zurechtgestellte „Heu, Stroh und Stoppeln“-Zitat ist. Aber Neues aus Luther bringt auch er nicht bei. Auch er greift zurück auf das, was schon andere vor ihm aus Luther herausgelesen oder eigentlich in Luther hineingelesen haben. Auch Goeneke in seiner Dogmatik, Bd. 1, S. 361 und 362 setzt sich mit dieser Art Zitaten auseinander. Wenn wir das, was er von Luther sagt, überlesen, so ist doch die erste Frage die: Was soll das hier, das hat doch mit der vorliegenden Frage nichts zu tun? Luther redet dort von zwei verschiedenen Dingen, aber gewiß nicht von der Inspiration. Deshalb ist es nicht recht verständlich, was der Stoßseufzer soll: „Diese evangelische Auffassung wirkt auf uns befreiend.“ Gewiß, Luther vertritt hier eine recht und echt evangelische Auffassung. Aber von

etwas ganz anderem, als der Artikel will. Es ist doch jedem, der auch nur oberflächlich liest, klar, daß Luther hier zuerst von der Wertschätzung, die er für die einzelnen Bücher des Neuen Testaments hat, redet und dann von dem Kanon. Luther sieht den Inhalt der einzelnen Bücher an und je nachdem sie Christum treiben oder das Evangelium von der freien Gottesgnade, sind sie ihm lieb und wert. Was Luther hier sagt, tut jeder Christ bewußt oder unbewußt. Der Christ schätzt z. B. Jesaias höher als Esther, die Psalmen höher als Levitikus. Und ebenso ist es mit den Büchern des Neuen Testaments. Ich ziehe den Römerbrief dem Jakobusbrief vor für meine Betrachtungen. Aber damit sagt doch Luther nicht, ja damit sagt kein Christ, daß er die andern Schriften nicht für inspiriert, oder für weniger inspiriert hält.

Zum andern redet Luther da vom Kanon, d. h. davon, ob einzelne Bücher, als der Jakobusbrief, der Judasbrief und die Offenbarung zum Kanon gehören oder nicht. Und das ist eine Frage, die nicht nur Luther beschäftigt hat, sondern schon lange vor ihm die alte Kirche. Aber was hat das mit der Verbalinspiration der kanonischen Schriften zu tun? Doch nichts. Also Luther ist auf keinen Fall Gewährsmann für die Ablehnung und Verwerfung der Lehre von der Verbalinspiration. Will man sich in dieser Ablehnung mit Luther decken (und daß man das nur zu gerne möchte, zeigt ja wohl die Art und Weise, wie man es auf allerlei Wege versucht), so bringe man doch dafür klare Beweise, bei denen es ohne weiteres klar ist, daß Luther von der Inspiration redet. Luther hat doch so viel geschrieben, er hat nie ein Geßl aus seiner Meinung und Überzeugung, nie eine Mördergrube aus seinem Herzen gemacht! Wenn er also so frei gedacht und gestanden hat in dieser Frage, so muß das doch irgendwo zum Ausdruck kommen. Aber man mute uns doch nicht zu, daß wir darum Luther als Gesinnungsgenossen der heutigen Leugner der Verbalinspiration uns anschwatzen lassen, weil ihm für seine Erbauung ein Buch des Neuen Testaments lieber war als das andere, oder weil er von gewissen Büchern im Zweifel war, ob sie zum Kanon gehören oder nicht. Sie mögen aus den Schriften Luthers Stellen bringen, in denen er sagt, daß in der Schrift Widersprüche, daß in ihr Fehler, Irrtümer sich finden, und wir wollen ihnen Luther lassen. Das zu tun dürfte ihnen allerdings schwer werden. Ja, daß das unmöglich ist, zeigt sich eben darin, daß sie bis jetzt noch nichts Derartiges beigebracht haben.

Für Luther war die Schrift Gottes Wort, und zwar die ganze Schrift. Von ihr sagt er: „Denn das ist gewiß, daß die Schrift nicht lügt.“ 1, 714, § 102. Er redet davon, „wie die Schrift allenthalben übereinstimmt“. 3, 18, § 1. Er sagt: „Es ist ein großer Unterschied unter dem Wort, das vom Himmel gesandt ist, und das ich aus eigener Wahl und Andacht erfinde. Die Heilige Schrift ist nicht auf Erden gewachsen.“ 7, 2095. Und zu 2. Sam. 23, 2: „Der Geist des Herrn hat durch mich geredet. Und seine Rede ist durch mich gegangen“, schreibt Luther: „Hier will David mir zu wunderbarlich werden, und zu hoch fahren; Gott gebe, daß ich es doch ein wenig erlangen möge; denn er fähret hier an, von der hohen heiligen Dreifaltigkeit göttlichen Wesens zu reden. Erstlich nennet er den Heiligen Geist; dem gibt er alles, was die Propheten weisagen. Und auf diesen und dergleichen Sprüche sieht St. Petrus 2. Ep. 1, 21: „Es ist noch nie keine Weissagung aus menschlichem Willen hervor gebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet aus Eingebung des Heiligen Geistes.“ Daher singt man in dem Artikel des Glaubens von dem Heiligen Geist: „Der durch die Propheten geredet hat.“ Also gibt man nun dem Heiligen Geist die ganze Heilige Schrift.“ 3, 1890, § 9. Das soll genügen. Jeder, der mit Luthers Schriften etwas bekannt ist, weiß, wie er zur Frage der Inspiration steht; und jeder, der einmal seine Auslegung der Genesis gelesen hat, kann nie wieder das gewaltige Zeugnis vergessen, das Luther gerade in diesem seinem letzten Werk so oft wiederholt, daß nämlich die Schrift vom Heiligen Geist geschrieben ist.

W. B o d a m e r, Lodz.

Lebensbild St. Pauli.

(Fortsetzung.)

Starr vor Verwunderung sahen's die Lystraner. Sie alle kannten ja den Lahmen. Schon längst mochten sie nicht gewußt haben, wofür sie diese merkwürdigen Fremdlinge, die ihnen solch wunderbare Dinge verkündigt hatten, halten sollten. Jetzt glaubten sie, dieses Rätsels Lösung gefunden zu haben. Die Schutzgötter ihrer Stadt, Jupiter, dessen Tempel draußen vor dem Tore steht, und sein Bote Mercurius sind herabgestiegen und haben ihnen wie vor Alters einmal einen Besuch gemacht. Sie tauschten laut diese ihre Gedanken auf Iykoanisch aus, denn in der Erregung äußert sich ein jeder, auch wenn er sich sonst im Verkehr einer anderen

Sprache bedient, am liebsten in den vertrauten Tönen der Muttersprache. Nach vielem Hin- und Herreden kommt endlich Ordnung in die erregte Menge. Der Priester Jupiters stellt sich an die Spitze, der Volkshaufe ordnet sich zu einer regelrechten Prozession. Man führt Opfertiere herbei, bekränzt deren Hörner und führt sie, von der Volksmenge gefolgt, zum Tore hinaus zur Opferstätte, zum Jupitertempel. Die Apostel mögen sich nach der Heilung des Lahmen der begeistertsten Menge entzogen und abseits gestanden haben. Verwundert schauen sie auf diese seltsamen Vorbereitungen. Sie wissen gar nicht, was das alles mit einemmal bedeuten soll. Erregte Laute dringen zwar zu ihnen, aber sie verstehen ja die Ithakonische Mundart nicht. Die entzückten Blicke, die man ihnen zuwirft, und das übertrieben ehrfurchtsvolle Benehmen, das man mit einemmal ihnen gegenüber zur Schau trägt, befremdet sie aufs höchste. Und mit Schrecken wird es ihnen mit einem Schläge klar, was das alles bedeuten soll. Sie zerreißen ihre Kleider und springen unter die Menge, um dieselbe an der Ausführung ihres sündhaften Unterfangens zu hindern. Was sie dabei reden, sind Worte in der Erregung gesprochen. Aber welche Weisheit und welches Erbarmen offenbart sich darin. Sterbliche Menschen nennen sie sich, gleicher Leiden teilhaftig wie das arme Volk, unter dem sie stehen. Sie bezeugen ihnen den lebendigen Gott, den Schöpfer des Himmels, der sich sonnen-glänzend über ihre Heimat wölbt. Der auch das ferne Meer geschaffen, das sie noch nie gesehen. So mögen sie auch an den unsichtbaren Gott glauben, der da lebt, wiewohl sie ihn nicht mit Augen schauen. Von Alters her sind sie ihre eignen Wege gegangen wie alle Heiden, aber auch auf ihren Wegen hat sich Gott nicht unbezeugt gelassen. Sie wohnen in einem Lande, das keine Quellen und keine Ströme hat, einem Lande, das sehnsüchtig nach Regen zum Himmel emporsehaut. Wenn es nicht regnet, ver-schmachtet das Land, und seine Bewohner hungern. Hat nicht Gott seine Güte bezeugt, indem er vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gab? (Act. 14, 15–18.)

So einfach und mächtig ihre Worte sind, ganz dem Verständnisse und der Anschauungsweise des Volkes angepaßt, werden sie doch von der in Taumel geratenen Masse nicht verstanden. Sie konnten das Volk kaum fassen, daß sie ihnen nicht opferten. Sie opferten wirklich nicht; aber den Grund, warum sie es nicht tun durften, begriffen sie nicht. Solche Stimmung ist bei Beschränkten gefährlich. Sie nehmen es übel auf, und das führt leicht zu einem bedenklichen Umschlag.

Bei dieser Mißstimmung der kleinstädtischen Menge hatten die feindsicheren Juden von Antiochien und Konien, deren Späher den Aposteln bis hierher gefolgt waren, leichtes Spiel (Act. 14, 19 f.). Sie überredeten das Volk mit allerlei Lügen und Verdächtigungen, und nicht lange dauerte es, so wurde Paulus ein Opfer der Volkswut. Sie steinigten ihn und schleiften seinen vermeintlichen Leichnam zur Stadt hinaus. Wir sehen hieraus, auf wen es die Juden vor allem abgesehen hatten. Das urteilslose Volk der Ithyaner, dem nur die äußeren Umstände maßgebend waren, hatten Barnabas, wohl weil er von imponierender Erscheinung und auch der ältere war, für den mächtigen Göttervater Jupiter, Paulus aber, seiner unschein-

bareren Gestalt wegen, für den Götterboten Mercurius gehalten. Die Juden hingegen, mit ihrem haßgeschärften Blick, wußten besser, welcher von ihnen der geistesmächtigere war, und darum richtete sich ihre Wut in erster Linie gegen Paulus.

Traurig umstanden die Jünger den für tot daliegenden Apostel. Denn auch hier hatte das Zeugnis des Evangeliums dem Herrn Seelen gewonnen, die nicht bangten, sich zu ihrem Lehrer zu bekennen, als satanischer Haß ihm Schmach und Tod angetan hatte. War es das inbrünstige Gebet dieser gläubigen Seelen, das den Apostel zum Leben zurückrief? Wir zweifeln nicht daran. Paulus erhob sich und ging furchtlos in die Stadt zurück, in der ja ihres Bleibens nicht länger sein konnte. Am nächsten Tage zogen sie aus und begaben sich nach Derbe, wo ihnen der gnädige Herr nach so viel Trübsal und Ungemach eine Zeit friedlicher, erfolgreicher Arbeit bescherte. Die Malzeichen aber der Steinigung in Lystra trug Paulus sein Leben lang als Streiter Jesu Christi an seinem Leibe. Zwar war er nicht der Mann, damit groß zu tun, im Gegenteil, aber den Galatern, zu denen ja auch die Lykaonier gehörten, rief er, als sie nachmals seinen erbitterten Gegnern und jüdischen Verleumdern ihr Ohr geliehen, in gramvollem Schmerz darüber zu: „Hinfort mache mir niemand weiter Mühe, denn ich trage die Malzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe“ (Gal. 6, 17).

Nach fünfjähriger Arbeit in Kleinasien dachten die Apostel wieder an ihre Rückreise nach Antiochien in Syrien. Der nächste und bequemste Weg dahin wäre nun der gewesen, auf der breiten Karawanenstraße von Konien über das Taurusgebirge nach Tarsus in Kilizien zu wandern. Jedoch sie wählten den viel weitem und unbergleichlich beschwerlicheren und gefährlicheren, den sie bei ihrer Herreise benutzt hatten. Es gehörte dazu unendlich mehr heilige Selbstüberwindung, als die schlichte Berichterstattung der Apostelgeschichte vermuten läßt. Paulus und Barnabas haben indessen sicherlich nicht das Gefühl gehabt, als täten sie damit etwas Sonderliches, wenn sie den beschwerlichen Weg dem leichtern vorzogen. Lag es ihnen doch als eine Pflicht der Liebe und des Amtes ob, die eben gewonnenen Seelen in den neugegründeten Gemeinden zu stärken, zu ermahnen und zu trösten. Die Liebe Christi drang sie dazu und ließ sie alle Gefahren und Beschwerden des Weges für nichts achten. In wie großer Gefahr und Anfechtung sich die jungen Gemeinden befanden, läßt sich aus der Weise ersehen, in welcher sie die Apostel aufriichten. Sie sagten: „Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes gehen.“ (Act. 14, 22 ff) Sie schloßen sich mit ihnen zusammen. Die Jünger sahen an dem Vorbilde ihrer Lehrer, daß der Weg zur zukünftigen Herrlichkeit durch Trübsal führe. Da die Zukunft der Gemeinden von der geordneten Ausübung der Seelsorge abhängig, so setzten sie ihnen hin und her Älteste. Man merkt es den Worten St. Lukas an, mit welchem Ernste sie dabei zu Werke gingen. Es geschah solches mit Fasten und Beten. So stellten sie sie dem Herrn dar. — So war denn auf dieser weltentlegenen Hochebene Kleasiens eine Kirche Christi gegründet, die auch nach der Abreise der Apostel in Wort und Sakrament einem unsichtbaren aber allezeit gegenwärtigen Heiland lebe und in Trübsalen der ewigen Hoffnung entgegenstehe.

Dankbaren Herzens, daß Christus sich so augenscheinlich zu ihrem Wirken bekant und ihre Arbeit gesegnet hatte, zogen sie nun durch die pifidischen Hoehpässe und wilden Gebirgsschluchten und kamen nach Pergo, verkündigten daselbst das Wort, wozu sie bei der Herreise keine Zeit und Gelegenheit gefunden, und reisten nach kurzem Aufenthalte nach der Hafensstadt Attalia weiter. Hier benutzten sie die erste Schiffsgelegenheit und segelten ihrem Ausgangspunkte, der syrischen Küste, Antiochien und der Heimatgemeinde entgegen. In Attalien pflegten die mit Syrien Handel treibenden Kaufleute ihre Waren aus- und einzuschiffen. Die beiden Kaufleute mit der einen köstlichen Perle, dem seligmachenden Evangelium, waren ohne Zweifel die ärmsten und doch in Wahrheit die reichsten Passagiere auf dem nun den Hafen verlassenden Schiffe, wie der Apostel das einmal so schön ausdrückt: „Als die Armen, aber die doch viele reich machen, als die nichts inne haben und doch alles haben“ (2. Kor. 6, 10). In Antiochien wurden die nach so langer Abwesenheit Wiederkehrenden von der Gemeinde mit großer Freude begrüßt.kehrten sie doch als Sieger aus der Schlacht zurück, denen der Herr verschlossene Thüren aufgetan und sie Hochburgen des Satans hatte einnehmen lassen.

Mehrere Jahre blieben sie nun in Antiochien. Das mutet befremdlich an. Eher würden wir erwarten, daß sie nach kurzer Erholung wieder hinausziehen würden auf der Heiden Straße. Was hätte es aber frommen und nützen mögen, wenn sie eilenden Fußes von neuem in die Ferne gezogen wäre, wenn unterdessen der Herd des Missionsfeuers, die Gemeinde zu Antiochien, zerstört worden wäre? Und nichts Geringeres als das hatte der arge böse Feind im Sinne. Es drohte nämlich Gefahr, daß das Werk des Herrn unter den Heiden zerstört würde, und so mußten beide dem listigen Anlauf des Feindes erst die Spitze bieten.

Also nicht im Ausruhen von den Anstrengungen ihrer Missionsreise und im friedlichen seelsorgerlichen Erbauen der antiochischen Gemeinde verfloßen den Aposteln die Jahre daselbst, sondern vielmehr in ernster Sorge und heißem Kampfe. Sie sehen ein Wetter über die Kirche hereinbrechen, welches für dieselbe verhängnisvoll zu werden drohte. Es handelte sich dabei nämlich um die Frage, ob die Christen aus den Heidenvölkern ebenso gut vollgültige Christen seien wie die Christen jüdischer Nationalität. Die ersten Bekenner Jesu kamen ausschließlich aus den Reihen der Kinder Israels. Sie waren von Kindesbeinen an den Gedanken gewöhnt, daß sie das auserwählte Volk seien, in dem allein alles Heil für die Welt beschlossen sei. Diesen Gedanken hielten die Judenchristen in Jerusalem immer noch fest. Und diese Auffassung hatte gerade jetzt eine bedeutende Stärkung dadurch empfangen, daß zahlreiche Mitglieder der Pharisäerpartei zum Christenglauben übergetreten und sich der Gemeinde angeschlossen hatten. Mit dem Pharisäerrock hatten viele derselben keineswegs auch den Pharisäergeist abgelegt. Unter ihrem Einfluß drohte der Gemeinde die Gefahr, mehr und mehr ins Judentum zurückzugleiten. Feinliche Beobachtung der Zeremonialgesetze bestimmte bei vielen unter ihnen den Grad christlicher Heiligkeit (Act. 11, 2. 3). Die Judenchristen galten dieser Richtung allein als das wahre Volk Gottes. Mit einem Heiden, auch wenn er ein Christ ge-

worden, Gemeinschaft zu pflegen galt ihnen als ebensolche Verunreinigung wie die Berührung mit einem unreinen Tiere, ausgenommen, daß er zuvor durch die Beschneidung zum Juden geworden. Die Erfahrung, die Petrus in Zoppe und Cäsarea gemacht, war ganz und gar vergessen. Petrus selber scheint dieser Strömung nicht entgegengetreten zu sein, oder vermochte doch nicht dieselbe einzudämmen.

Als die Kunde von den großen Erfolgen der beiden Heidenapostel in Kleinasien auch die Muttergemeinde in Jerusalem erreichte und man hörte, wie Paulus und Barnabas eine Gemeinde nach der anderen gründeten, die sich an kein jüdisches Gesetz gebunden hielten, entstand unter den pharisäischen gesinnten Christen daselbst eine unbehagliche Stimmung. Anstatt sich darüber herzlich zu freuen und dem Herrn der Kirche dafür zu danken, sahen sie mit wehleidiger Miene darauf herab als auf eine Verunglimpfung des Christentums und proklamirten es für eine bedenkliche Erscheinung, dazu angetan, den Ruin der Kirche herbeizuführen. Daß man solche nach ihrer Meinung fundamentalen Dinge, wie Enthaltung von gewissen Speisen, Absonderung von den Heiden, Forderung der Beschneidung, fallen ließ, schien ihnen ein Preisgeben der wichtigsten Bedingungen zur Seligkeit.

Es ist klar, daß eine solche Auffassung, die gewiß nicht von allen damaligen Juden-Christen, auch nicht in der jerusalemitischen Gemeinde, geteilt wurde, früher oder später zu einer Auseinandersetzung führen mußte. Gottes gnädiges Walten war es, daß solches nicht vor der Rückkehr der beiden Heidenapostel geschah. Kaum aber waren dieselben in Antiochien eingetroffen, als sich auch einige Vertreter der pharisäischen Richtung aus Judäa daselbst einstellten. Als Mitglieder der hochverehrten Muttergemeinde wurden sie herzlich willkommen geheißen. Welch Entsetzen aber, das ihren Herzschlag auszusetzen drohte, bemächtigte sich ihrer, als jene ihnen auf den Kopf erklärten: „Wo ihr euch nicht beschneiden laßt nach der Weise Moses, so könnt ihr nicht selig werden“ (Act. 15, 1). Paulus und Barnabas und ihre anderen Lehrer hatten sie als heilige und Geliebte, Auserwählte und Kinder Gottes bezeichnet, die nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger und Hausgenossen Gottes seien, und nun wurde ihnen, weil sie sich nicht hatten beschneiden lassen, rundweg das Christentum und die Seligkeit abgesprochen. Freude und brüderliche Eintracht hatte bislang in ihrer Mitte geherrscht. Niemand hatte danach gefragt, ob einer zuvor ein Jude, ein Grieche, Römer, Ehrer gewesen sei, sondern sie waren allzumal Einer in Christo Jesu. Nun sollten sich mit einemmal die Judenchristen unter ihnen von den Heidenchristen absondern und sie meiden, bis denselben durch die Beschneidung das Siegel der Zugehörigkeit zum Volke Gottes aufgedrückt sei.

Unverzüglich wurde die Gemeinde zusammengerufen und die Angelegenheit zur Sprache gebracht. Es gab eine stürmische Auseinandersetzung, denn Paulus und Barnabas setzten solchen die Gemeinde Christi unter das Joch jüdischer Satzungen knechtenden Ansprüchen den schärfsten Widerstand entgegen. Allein die Pharisäer in christlichen Gewande ließen sich nicht von ihrem verkehrten Standpunkte abbringen. Aber wenn man hier auch zu einer vorläufigen Einigung gekommen wäre, so hätte sich doch die anti-

othenische Gemeinde, vorab Paulus, damit nicht begnügt. Die Sache mußte von Grund auf mit denen, die das Ansehen in der Kirche hatten und für Säulen gehalten wurden inmitten der Muttergemeinde, aus der dieser Streit hervorgegangen war, besprochen und endgültig zum Austrag gebracht werden, sollte nicht ein unheilbarer Riß in der Kirche entstehen. Die Gemeinde beschloß also, mehrere Vertreter nach Jerusalem abzuordnen, um in dieser Angelegenheit mit der Urgemeinde zu verhandeln. Daß Paulus und Barnabas mit zu den Erwählten gehörten, ist selbstredend. Ersterer scheint indessen im Zweifel gewesen sein, ob er die Abordnung begleiten solle oder nicht. Denn als ehemaliger Verfolger der dortigen Gemeinde erregte sein Name in gewissen Kreisen noch immer Bedenken. Eine ausdrückliche Offenbarung veranlaßte ihn aber, dem Willen der antiochenischen Christen zu willfahren (Gal. 2, 1). Wie tief die Gemeinde in Antiochien erregt war und wie sehr ihr diese Sache am Herzen lag, gab sie durch das Geleit kund, womit sie ihre Abgesandten ehrte.

Die Versammlung, welche nun dortselbst um das Jahr 51 abgehalten und in der späteren Kirche mit dem Namen Apostelkonzil belegt wurde, fand zunächst vor der ganzen Gemeinde statt. Eingeleitet wurde sie durch den Bericht der beiden Heidenapostel über ihr segensreiches Wirken in Kleinasien, Chypren und Syrien. Raun hatten sie geendet, als „etliche von der Pharisäer=Setzte, die gläubig geworden waren“, aufsprangen und sagten: „Man muß sie — die Heidenchristen — beschneiden und gebieten zu halten das Geßetz Moses“ (Act. 15, 6). Damit war die Streitfrage unermittelt in die Versammlung geworfen und verursachte eine unbeschreibliche Aufregung. Daß unter solchen Umständen eine ruhige, sachliche Besprechung der Sache unmöglich sei, war allen klar. Man beschloß deswegen, dieselbe zunächst zwischen den Aposteln und den Gemeindeältesten verhandeln zu lassen (Gal. 2, 1 ff.). Das, was Paulus darüber an die Galater schreibt, läßt uns in Verbindung mit dem Bericht der Apostelgeschichte ein anschauliches Bild dieser Verhandlungen gewinnen. Die beiden Parteien gerieten scharf aneinander. St. Lukas sagt, man habe sich „lange darüber gezankt“ (Act. 15, 7). Paulus und Barnabas ließen die Tatsachen reden. Vor allem führte der geistesstarke Paulus den Kampf und rettete die evangelische Freiheit in derselben Gemeinde, die er weiland vernichten wollte. Nicht umsonst war ihm vom Herrn der Kirche der Dienst am Evangelio unter den Heiden anvertraut. Er stand hier kraft göttlichen Auftrages, und das gab ihm die Festigkeit einer Welt von Widerständen gegenüber. Er war auf jede Gefahr, selbst auf die einer Spaltung hin, fest entschlossen, nicht ein Haar breit nachzugeben. „Wir wichen denselben nicht eine Stunde, auf daß die Wahrheit des Evangeliums bei uns bestünde“, sagt er später selber von dieser Versammlung (Gal. 2, 5).

In diesem Felsen, unerschütterlich in der Brandung dastehend, brachen sich denn auch machtlos die Anstürme der pharisäischen Eiferer. Der Heldenmut dieses unerschrockenen Verteidigers der evangelischen Freiheit richtet zunächst den Kleinmut eines Petrus auf. Er gewinnt es endlich über sich, Farbe zu bekennen, und legt nun seinerseits ein herrliches Zeugnis ab (Act. 15, 7–11). Entschieden tritt er für völlige Gleichstellung der Nationali-

täten in der Kirche ein und weist schlagfertig auf die Antwort hin, wodurch Gott der Herr selbst die strittige Frage bereits entschieden habe, indem er den Christen aus den Heiden gleicherweise den Heiligen Geist gegeben wie den Christen aus der Beschneidung. Ein vermeßenes Versuchen Gottes nennt er es, den Heiden das unerträgliche Joch jüdischer Satzungen aufhalsen zu wollen, das doch weder ihre Väter noch sie selber haben tragen mögen; und schließt mit den echt evangelischen Worten, die paulinischen Geist atmen: „Wir glauben durch die Gnade des Herrn selig zu werden, gleicherweise wie auch sie.“ Gewaltig war der Eindruck, den diese geistgefalbte Rede auf die Zuhörer machte, denn es trat hernach eine tiefe Stille ein. Wir sehen förmlich, wie unter der Wucht dieser Beweisführung die Gesetzesknechte sich in ihren Sitzen niederdrücken. Sie können nicht so viel Mut zusammenraffen, auch nur den leisesten Einwand zu erheben. Dagegen ergreift nun auch der Apostel Jakobus das Wort. Er genoß als der Bruder des Herrn ein ganz besonderes Ansehen in der Gemeinde, auch unter denen, die mit besonderem Nachdruck das Wort betonten: „Das Heil kommt von den Juden.“ Sein ganzes Wesen wurzelte im Alten Testamente, und er hing noch mit aller Zähigkeit an den alten jüdischen Formen. Eben deswegen wurde er auch gerade von der streng jüdischen Partei so hoch verehrt. Seine Rede nimmt den Gedanken, den Petrus ausgeführt hat, auf. Die Erfahrungen, die derselbe gemacht, sind ihm ein unlegbarer Beweis, daß Gott auch die Heiden besucht hat mit seinem Heile. Das liegt im Heilsplane Gottes, wie er es aus dem Propheten Amos beweist. Wie heilige Resignation klingt es aus seinen Worten, Israel ist nicht bestimmt zu herrschen, sondern den Völkern zu dienen. Darum soll man den Heiden, die sich zu Gott bekehren, nicht Unruhe machen. Aber man soll auch von den Heiden fordern, daß sie ein es Heiles mit Israel theilhaftig werden, die berechtigten Empfindungen Israels schonen, ohne daß man ihnen das Gesetz auflege. Die christgläubigen Juden sollen die Gewißheit haben, daß die Heiden, die zum Heile Christi kommen, sich enthalten von Unsauberkeit der Abgötterei, von Hurerei, Ersticktem und Blut. Die Heidenchristen sollen also um der Liebe willen nicht Dinge tun, die ihren Brüdern aus Israel der Gegenstand tiefsten Ekels und jüdtlichen Abscheues waren.

Keine einzige Stimme erhob sich gegen diesen Vorschlag, der sicher vorher in der Zusammenkunft der Apostel und Gemeindeältesten durchberaten war. Auch die Vertreter der evangelischen Freiheit aus Antiochien konnten denselben mit gutem Gewissen annehmen. Den Heidenchristen war damit die Vollberechtigung in der Kirche zuerkannt, und für die israelitischen Christen der Argwohn beseitigt, als öffne die Kirche ihre Tore für heidnische Zuchtlosigkeit. In voller Würdigung der Wichtigkeit, welche diese Sache in sich barg, beschloß man nun feierlich, zwei angesehenen Vertrauensmänner, den Judas Barsabas und Silas, mit Paulus und Barnabas nach Antiochien zu senden. Sie waren die Überbringer eines von dem Apostelkonzile verabschiedeten Dokumentes, das wohl im ganzen Laufe der Kirchengeschichte nicht seinesgleichen hat. Man hatte die Leitung des Heiligen Geistes so deutlich gespürt, daß der ganze Brief dieses Bemühtseins voll ist.

Hatte damit die Heidenkirche auch im Prinzip einen entschiedenen Sieg

über die jüdische Partei davongetragen, abgetan war die Sache noch lange nicht. Sie hat vielmehr St. Paulo das Leben bis an den Tod verbittert. Eine Probe davon bekam er geraume Zeit danach in Antiochien zu kosten. Aus Gal. 2 erfahren wir nämlich, daß nach dem stattgehabten Konzil der Apostel Petrus der Gemeinde zu Antiochien einen Besuch abstattete. Das ganze Gepräge derselben mag auf ihn einen wohlthuenden Eindruck gemacht haben. Er nahm am kirchlichen Leben derselben teil und verkehrte mit den Christen in der brüderlichsten Weise, ohne jegliche Einschränkung. Als aber später etliche Christen der jakobinischen Richtung dorthin kamen, änderte er plötzlich sein Verhalten. Er entzog sich den Heidenchristen, sonderte sich von ihnen ab und vermied es, mit ihnen zu Tische zu sitzen, als ob er sich dadurch verunreinigen würde; denn er fürchtete offenbar, die von der Beschneidung möchten, wenn sie solches sähen, ihn bei der jerusalemitischen Gemeinde in ein übles Licht setzen. Er heuchelte und verleugnete damit seinen auf dem Apostelkonvent eingenommenen Standpunkt. Durch sein Beispiel wurden auch die andern Jüdenchristen, ja selbst Barnabas verführt. Die Darstellung des Galaterbriefes läßt vermuten, daß Paulus, als solches vor sich ging, abwesend war. Er mag auf einer Predigtreise in der Umgebung von Antiochien sich befunden haben. Zurückgekehrt, fand er die Gemeinde in der größten Aufregung und erfuhr, was sich begeben hatte. Da es sich um eine offenbare Verleugrung des Evangeliums handelte, trat er Petro in öffentlicher Gemeindeversammlung entgegen und strafte ihn ernstlich. Wir hören nicht, daß Petrus auch nur ein Wort zu seiner Entschuldigung vorgebracht hat. Würde er doch, daß Paulus recht hatte, und daß er ihn strafen mußte. Jene heiligen Männer hatten den lauterer Mut, sich unter die Wahrheit zu beugen.

St. Lukas hat diesen Vorgang, wohl auf Wunsch des Apostels Paulus, nicht berichtet, um Petrus nicht bloßzustellen. Etwas anderes ist es dagegen, wenn Paulus im Galaterbriefe sein Auftreten gegen Petrus erwähnt. Er mußte den Galatern zeigen, daß sein Apostolat dem des Petrus durchaus nicht untergeordnet sei. Denn an diese Meinung hefteten sich bei den Galatern Anschauungen, die ihren Heilsstand gefährdeten. Paulus konnte aber seine Unabhängigkeit von Petrus durch nichts so unwiderprechlich darthun als durch die Zurechtweisung, die er ihm in der antiochenischen Gemeinde zuteil werden ließ. Der Galaterbrief war außerdem an weltentlegene Gemeinden gerichtet, von der Apostelgeschichte dagegen war zu erwarten, daß sie auch in den Kreisen gelesen werden würde, die Petro nahe standen. Was Paulus an die Galater schreiben mußte, durfte er nicht der Apostelgeschichte einverleiben lassen.

Als die Wogen der Aufregung über den stattgehabten Streit sich geglättet und Paulus seine Anwesenheit in der Gemeinde zu Antiochien nicht mehr für unbedingt nötig erachtete, sehnte er sich hinaus auf das ihm vom Herrn der Kirche sonderlich zugewiesene Arbeitsfeld. Es ging ihm wie dem Gärtner und Landmann. Im Winter muß er zu Hause bleiben. Wenn aber die Winterstürme ausgetobt haben und die Frühlingslüfte wehen, die das Eis und den Schnee hinwegschmelzen, dann zieht es ihn mächtig hinaus in den Garten und auf das Feld. Er muß sehen, wie es mit seiner Saat

steht, wie die Pflanzen durch den Winter gekommen, und wann und wo er einen neuen Acker bestellen, eine neue Pflanzung anlegen kann. Die in Galatien gegründeten und nun mehrere Jahre sich selbst überlassenen Gemeinden will er besuchen und sehen, wie sie die Stürme der Anfechtung und Anfeindung bestanden. Er dachte dabei nicht anders, als daß der treue Gefährte seiner ersten Reise, sein treuer Freund und Mitarbeiter, ihn begleiten müsse. Pauli Entschluß wird von Barnabas durchaus gebilligt, und seiner Aufforderung, ihn zu begleiten, ist er gerne bereit nachzukommen. Er hat sich schon selber mit diesem Gedanken beschäftigt. Das zeigt sich daran, daß er gleich mit dem Vorschlag bei der Hand ist, seinen Neffen, Johannes Markus, wieder als Gehilfen mitzunehmen. Paulus hält das nicht für ratsam. Barnabas besteht darauf. Sein verwandtschaftliches Gefühl hindert ihn, Markus und die dabei in Betracht kommende Sache objektiv zu beurteilen. Paulus, dessen Blick durch solche natürliche Empfindungen nicht getrübt ist, sieht nur auf das, was der Förderung des Reiches Gottes dient. Hierbei läßt er sich von dem Grundsatz, den Moses bei seinem Abschied in dem Segen über Levi ausgesprochen: „Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: Ich sehe ihn nicht, und zu seinem Bruder: Ich kenne ihn nicht; und zu seinem Sohne: Ich weiß nicht; die halten deine Rede und bewahren deinen Bund; die werden Jakob deine Rechte lehren, und dem Israel dein Gesetz“ (5. Mose 33, 9 f.); und durch das Wort Jesu: „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes“ (Luk. 9, 62), leiten. Es kommt zu einer ernstlichen Auseinandersetzung zwischen ihnen, und schließlich halten sie es für das Ratsamste, daß ein jeder seinen eigenen Weg ziehe. Es ist diese Trennung weder aus einer schon vorher bestehenden Entfremdung hervorgegangen, noch hat sie eine solche hinterlassen. Paulus gedenkt seines früheren Gefährten noch lange nachher in einer Weise, die diesen Gedanken völlig ausschließt. Und auch dem Markus hat die Ablehnung zum Besten gedient. Er hat, wenn nicht im selben Augenblick, doch später erkannt, wie recht Paulus damals gehandelt, und sich durch den Heiligen Geist zu einem gesegneten Werkzeug des Herrn machen lassen, dessen Name noch heute durch die ganze Christenheit als Verfasser des nach ihm benannten Evangeliums strahlt, und den der große Heidenapostel wiederholt als geliebten Mitarbeiter in seinen Briefen erwähnt (Kol. 4, 10. 11; Philemon 24; 2. Tim. 4, 11). Barnabas und Markus bestiegen ein Schiff, das sie nach der Insel Cypern trug. Hier in seinem Heimatlande soll, wie die kirchliche Sage zu berichten weiß, der Apostel bis zu seinem in hohem Alter erfolgten Tode dem Herrn in ruhiger Tätigkeit gedient haben. Paulus aber trat „der Gnade Gottes von den Brüdern befohlen“ den Weg, der ihn zu der Stätte seiner früheren Wirksamkeit führte, an. Zu seinem Begleiter hatte er Silas erkoren. Daß Lukas in seinem prägnanten Bericht über das Auseinandergehen der beiden Heidenmissionare bei Barnabas nur die einfache Tatsache erwähnt, bei Paulus aber hinzufügt: „Er zog hin, der Gnade Gottes befohlen von den Brüdern“ (Act. 15, 40), weist darauf hin, daß die antiochenische Gemeinde auch in dieser Angelegenheit auf Pauli Seite stand.

Der Weg durch Syrien und die zilizische Ebene führte Paulus und

Silas zunächst in Gemeinden, die von Antiochien aus gegründet waren (Act. 15, 23). Aus dieser fruchtbaren Ebene, an der die Jugenderinnerungen Pauli haften, wandte sie sich nordwärts, dem Taurusgebirge zu. Eine altberühmte Bergstraße führte von Tarsus aus durch das zilizische Thor nach der Hochebene von Lykaonien. Als sie dasselbe passierte, gelangten sie nach Derbe und Lystra, von den dortigen Gemeinden, die Gott der Herr in allen Gefahren behütet, mit großer Freude begrüßt.

In Lystra finden sie einen Jünger mit Namen **Timotheus**. Seine Mutter Eunike (2. Tim. 1, 5), die mit seinem Vater, einem Griechen, in jüdisch-heidnischer Mischehe lebte, hatte ihn, in Gemeinschaft mit seiner Großmutter Lois, einer ebenfalls frommen Jüdin, von früher Kindheit an fleißig in der Schrift Alten Testaments unterwiesen (2. Tim. 3, 15). Der Vater hatte solches zugelassen, aber für sich selber wollte er vom Judentum nichts wissen, darum er auch seinen Sohn nicht hatte beschneiden lassen. Als Paulus und Barnabas in Lystra das Evangelium verkündigten, wurden diese frommen Weiber, wie auch ihr jugendlicher Sohn resp. Enkel, der damals 16 oder 17 Jahre zählen mochte, von der Kraft desselben ergriffen und zum Glauben an den Herrn Jesum Christum gebracht. Auf den jungen Timotheus hat wohl auch die Steinigung Pauli einen besonders tiefen Eindruck gemacht, wie wir selches aus den Worten des Apostels schließen: „Du aber hast erfahren meine Lehre, meine Weise, meine Meinung, meinen Glauben, meine Langmut, meine Liebe, meine Geduld, meine Verfolgung, meine Leiden, welche mir widerfahren sind zu Antiochien, zu Ikonien, zu Lystra, welche Verfolgung ich da ertrug“ (2. Tim. 3, 10. 11). Aus dem Knaben war inzwischen nicht nur ein junger Mann geworden, sondern er war auch gewachsen in der Erkenntnis Jesu Christi, hatte zugenommen am intwendigen Menschen, war zum Segen der dortigen Gemeinde geworden, und stand bei den Christen in Lystra und Ikonien in gutem Gerüchte. (Act. 16, 2).

Paulus beschloß, diesen jungen Zeugen Christi als seinen Gehilfen mit sich zu nehmen. Feierlich wurde derselbe zum heiligen Predigante geweiht. Paulus und die Vorsteher der dortigen Gemeinden hielten dabei Ansprachen (Weissagungen). Timotheus selbst legte ein gutes Zeugnis vor vielen Zeugen ab. Dann segnete der Apostel ihn durch Handauflegen zu dem heiligen Amte ein (2. Tim. 2, 2; 1. Tim. 1, 18; 1. Tim. 6, 12; 2. Tim. 1, 6). Die ergriffensten Zeugen dieser feierlichen Handlung waren sicherlich seine Mutter und Großmutter. Dem Timotheus war jener heilige Mut eigen, der dem Johannes Markus abging. Durfte Paulus mit Recht große Hoffnungen auf ihn setzen, so war er auch verpflichtet, ihm eine Tätigkeit in vollem Umfange möglich zu machen. Wäre er ohne Beschneidung geblieben, so wäre seine Wirksamkeit unter Judenthristen erschwert, unter Juden durchaus unmöglich gewesen. So sehr Paulus innerhalb der christlichen Gemeinden eifersüchtig darüber wachte, daß den Christen keine jüdischen Satzungen auferlegt wurden, so weitherzig war er doch auch da, wo es sich darum handelte, den noch draußen stehenden Juden ein Jude zu werden. Er hätte ja den Timotheus, wenn dieser nicht Jude gewesen wäre, nie in eine Synagoge mitnehmen dürfen, ohne die Juden, die er ge-

winnen wollte, mit dem ersten Schritt zu beleidigen und sie sich unzugänglich zu machen. So beschnitt er ihn denn. Daß der Apostel dabei keiner Haaresbreite sich seiner evangelischen Freiheit begab, zeigt sich darin, daß er in allen Gemeinden den in Jerusalem festgesetzten Grundsatz, der die Heidenchristen unter anderm auch von der Beschneidung enthob, kund tat und ihnen einschärfte: „So stehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreit hat“ (Gal. 5, 13). Die Frucht der ganzen Visitationsreise Pauli von Syrien bis Bykaonien und Pisidien faßt Lukas in den Schlußsatz zusammen: „Da wurden die Gemeinden im Glauben befestigt und nahmen zu an der Zahl täglich“ (Act. 16, 5). „Seltene Zunahme (ruft Vengel hierzu aus) an der Zahl und zugleich an des Glaubens Stufe!“ Wie lange diese Visitation gedauert, entzieht sich unserer Beurteilung. Wahrscheinlich haben wir hier wieder einen jener Berichte, der in wenigen Worten die weitverzweigte apostolische Tätigkeit einer ganzen Periode zusammenfaßt. Wohl möglich, daß Paulus auch diesmal ebenso bittere Verfolgungen seitens der Juden zu erleiden hatte. Denn, wenn er einige Jahre später im zweiten Korintherbrief schreibt, daß er von den Juden fünfmal ausgepeitscht, von anderer Seite dreimal blutig gezeißelt wurde, so mag manches davon in diese Zeit und Landschaft fallen, wo man von früher her einen solch leidenschaftlichen Haß gegen ihn hegte (2. Kor. 11, 23 f.).

Als der nächste Zweck der unternommenen Reise, Visitation und Stärkung der gegründeten Gemeinden, erfüllt war, treibt es den Apostel vorwärts, denn in seiner Seele klingt wieder des auferstandenen Herrn Wort: „Ich will dich ferne unter die Heiden senden“ (Act. 22, 4). Aber nur in einem Teile von Phrygien und der Provinz Galatien läßt der Herr ihn wirksam zur Ausbreitung der Heilsbotschaft vorgehen. Galatien, auch Gallográcien genannt, verdankt diesen Namen den im dritten Jahrhundert v. Chr. aus ihrer Heimat Gallien — dem heutigen Ostfrankreich und dem linksrheinischen Deutschland — dorthin verschlagenen Galliern, namentlich aus den teutonischen Stämmen der Trokmer und Tektosagen bestehend. Lange hindurch behaupteten dieselben in stetem Kampf mitten unter den Asiaten ihre nationale Eigenart und ihre Sitten. Auch als phrygische und griechische Kultur sich bei ihnen geltend machte, hielten sie doch Jahrhunderte hindurch an ihrer Sprache fest. Hieronymus, geb. 340, der sowohl in Gallien wie in Galatien längere Zeit gelebt, bezeugt ausdrücklich, daß die Sprache der Galater dieselbe sei, die der germanische Stamm der Trevirer, in der Gegend von Trier lebend, spreche. Ja viel später, als eine aus Deutschen bestehende Abteilung des Kreuzfahrerheeres (1096–99, erster Kreuzzug) Galatien berührte, vernahmten dieselben daselbst zu ihrer größten Verwunderung die Klänge ihrer eigenen Muttersprache. So hätten wir hier, aller Wahrscheinlichkeit nach, in der Befehung der Galater durch den großen Heidenapostel den Anfang der Kirchengeschichte, wenn auch nicht Deutschlands, so doch der Deutschen vor uns.

Als Paulus mit Silas und Timotheus zu den Galatern kam, waren dieselben bereits, wie fast alle Völker der damals bekannten Welt, von den Römern unterjocht; und wie in den umliegenden Provinzen hatte auch hier die griechische Sprache Eingang gefunden, so daß die Apostel sich ihnen wohl

verständlich machen konnten. Es lag ursprünglich vielleicht nicht in Pauli Absicht, nach der beendigten Visitation nach Galatien zu gehen, oder gar bei diesem kriegslustigen rauhen Volksstamm, dem das Kriegshandwerk über alles ging, lange zu verweilen, allein des Herrn Plan war, daß er gerade hier sein Zeuge werden sollte. Zu dem Ende wehrte er ihm durch den Heiligen Geist von Antiochien in Pisidien nach Westen durch Lydien und Mysien und den Küstenländern, dem Asien im „eigentlichen Sinne“ (Ptolemäus; vgl. Act 2, 9; 1. Pet. 1, 1; Act. 6, 9), zu ziehen, so wandten sie sich nördlich und fanden in Phrygien und Galatien das ihnen bestimmte Arbeitsfeld. Und um seinen Willen gleichsam noch ausdrücklicher kund zu tun, läßt er Paulus jene Schwachheit des Leibes widerfahren, von der der Apostel Gal. 4, 13 redet; wo er, wörtlich übersetzt, schreibt: „Denn ihr wisset, daß ich euch wegen Schwachheit nach dem Fleisch (Luther: in Schwachheit) das Evangelium gepredigt habe zum erstenmal.“ *)

Es ist weder in der Apostelgeschichte noch in den Briefen des Apostels ein Anhaltspunkt zu finden, auch nur eine wahrscheinliche Vermutung zu äußern, welcher Art diese Leibeschwachheit gewesen und ob sie etwa mit dem in 2. Kor. 12, 7 erwähnten „Fehl im Fleisch“ in Verbindung gebracht werden darf. Philippis Fingerzeig in seinem Kommentar zum Galaterbrief, es handele sich hier vielleicht um die Folge der ihm auch auf dieser Reise von den fanatischen Juden angetanen Mißhandlungen, mag der Wahrheit nahe kommen. Jedenfalls sah sich der Apostel hierdurch veranlaßt, vorläufig auf anstrengende weite Reisen zu verzichten und bei den Galatern seine Wiederherstellung abzuwarten. So ist diese Leibeschwachheit gleichsam des Herrn linke Hand gewesen, die zu dem, was die rechte schon getan, noch das Ihrige hinzufügte, um Galatien als einen wichtigen Stein in den Bau seines Reiches einzureihen. Es ist wohl anzunehmen, daß er sich zunächst an seine Volksgenossen, die hier wie überall in Kleinasien in größerer oder geringerer Anzahl zu finden waren, zwecks Aufnahme gewandt hat. Da diese aber, von den von Haß gegen Paulum erfüllten Juden in Pisidien und Pamphylien über den Apostel berichtet, ihn von sich stießen, nahm er Zuflucht zu den Heiden, die ihn wie einen „Engel Gottes“, ja als „Christum Jesum“ aufnahmen (Gal. 4, 14). Diese waren es auch vornehmlich, die nun dem von ihm verkündigten Evangelium zufielen, während nur wenige Juden sich der gegründeten Gemeinde einverleiben ließen.

Als Paulus sich so weit erholt, daß er mit seinen Begleitern weiterziehen konnte, nahmen sie ihren Weg nach Mysien. Da aber der Geist ihnen hier zu predigen geweht hatte, wollten sie, diese Landschaft zur Linken lassend, ihren Marsch nach Bithynien am Schwarzen Meere fortsetzen. Allein der Geist ließ ihnen auch dies nicht zu. Es blieb ihnen nun, da ihr Ziel nach dem Westen gerichtet war, nichts übrig, als südlich von Mysien nach dem weltgeschichtlichen Troas zu ziehen. Wie lange sie hier geweilt,

*) Von einer Missionstätigkeit in der Landschaft Galatien verlautet in der Apostelgeschichte keine Silbe. Die Galater des Galaterbriefs sind wahrscheinlich die von Paulus auf seiner ersten Missionsreise gegründeten Gemeinden im südlichen Teil der römischen Eparchie Galatien. A. d. R.

wissen wir nicht. Nur zwei für den Lauf des Evangeliums hochbedeutende Ereignisse knüpfen sich an den Namen Troas. Das erste ist die Gewinnung eines dritten Reisegegnossen in der Person des Lukas, des Verfassers des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte. Denn von hier an (Act. 16, 10) sagt der Schreiber in seinem Berichte „wir“ und deutet damit an, daß er selbst die nun zunächst folgende Reise mitgemacht habe. Lukas war von Beruf ein Arzt (Kol. 4, 14) und hatte somit von Haus aus den nötigen Grad von Bildung, die Aufgabe erfüllen zu können, zu der ihn die göttliche Vorsehung bestimmt, nicht aus Israel, sondern aus dem Griechenvolke stammend, erster Geschichtsschreiber der christlichen Kirche zu sein. Nach Eusebius ist seine Vaterstadt Antiochien in Syrien. Wann und warum er nach Troas kam, ob er erst hier oder schon in Antiochien mit Paulus bekannt und für Christus gewonnen wurde, ist nicht zu erforschen. In Lukas gewann der Apostel einen Jünger und Freund, der ihm von nun an lebenslang mit Liebe und Bewunderung zugetan blieb. Er begleitete ihn bis bis in den Kerker von Rom und hat wahrscheinlich dort mit ihm den Zeugentod erlitten.

Aber noch ein anderes Geschehnis sollte die Tage von Troas nicht nur für Paulus, sondern für den ganzen Gang der Kirchen- und Weltgeschichte zu folgereicher Bedeutung erheben. Der Apostel und seine Gefährten waren in Troas an den Punkt gelangt, wo Asien und Europa sich gleichsam die Hände reichen. Täglich liefen Schiffe von dem nahen Europa ein, täglich segelten andere nach dort hinüber. Auf Schritt und Tritt sah der Apostel in den Gassen und an dem Hafen Macedonier und Griechen in ihren Trachten einherwandeln. Der Gedanke an den neuen ihm auf einmal so nahe gerückten Erdteil ließ wieder wie so oft, und zwar diesmal mit gesteigerter Deutlichkeit, das Wort seines Meisters in ihm erklingen. Sein Blick wanderte über das Meer hin zu den „fernen Heiden“. Die Seufzer seines Herzens wurden zum glaubensvollen Flehen: „Herr, weise mir den Weg, den ich wandeln soll.“ Und in der Nacht, nicht im Traum, sondern während seines Gebets, wurde ihm die Antwort. Im Gesichte sieht er einen Mann aus Macedonien in flehender Haltung mit erhobenen Händen vor sich stehen und vernimmt aus seinem Munde den angstvoll flehenden Hilfschrei: „Komm hernieder in Macedonien und hilf uns.“ Am Morgen berichtet er seinen Gefährten, was ihm begegnet, und alle rufen wie aus einem Munde: „Das kommt vom Herrn!“ Das ist der Ruf zu den fernem Heiden, nach Europa! Lukas sagt: „Alsobald trachteten wir nach Macedonien zu reisen, gewiß, daß uns der Herr dahin berufen hätte“ (Act. 16, 10). Bald fanden sie Schiffsgelegenheit und fuhren getrosten Mutes auf den blau schillernden Bogen dem europäischen Gestade entgegen; froh, daß ihnen nach der langen ungewissen Wanderung ihr Weg so klar und deutlich vom Herrn vorgezeichnet war. Zwei kurze Tage genüßten, um, an der Insel Samothrace vorbei, den Hafen von Neapolis zu erreichen. Von hier wanderten sie am folgenden Tage den drei Stunden langen Weg nach der Hauptstadt Macedoniens, Philippi.

Mehrere Tage schon weilten sie in der Stadt, ohne Gelegenheit zu finden, das Evangelium zu verkündigen. Da brach der Sabbath an. Die

Hoffnung täuschte sie nicht, draußen vor dem Tore beim Wasser eine jüdische Bettstätte zu finden. In solchen Städten nämlich, wo zwar Juden wohnten, diese aber keine Synagoge hatten oder haben durften, befanden sich wenigstens Bettstätten, teils Gebäude, teils wie hier freie Plätze, und zwar wegen der vor dem Gebet üblichen Händewaschung am Wasser gelegen. In Philippi bestand die ganze unbedeutende Judenthümlichkeit, wie es scheint, meistens aus Frauen, von denen die Mehrzahl wohl an Heiden verheiratet war; daher von anwesenden Männern nicht berichtet wird. Zu dieser kleinen Schar setzten sich die Boten des Friedens und verkündigten ihnen das Wort des Lebens. Und zwar nicht vergebens. Einer Frau mit Namen Lydia, aus Thyatira in Lydien gebürtig, tat der Herr dadurch das Herz auf. Sie besaß in Philippi ein Geschäft, in dem mit Purpur, einem der gesuchtesten Artikel ihrer lydischen Heimat, gehandelt wurde, befand sich demnach in behaglichen Vermögensverhältnissen und lud in ihrer Freude, durch diese Fremdlinge das köstlichste Purpurkleid des Blutes und der Gerechtigkeit Christi erlangt zu haben, dieselben aufs dringendste ein, ihre Gäste zu werden. So äußerlich wohl versorgt, konnten die Apostel ungehindert den Bewohnern Philipppis das Reich Gottes verkündigen. St. Lukas sagt uns nicht, wie lange sie hier ihr Wesen hatten, indessen sagt uns der Philipperbrief, den Paulus zehn Jahre später von Rom aus schrieb, desto mehr. Eine solch zahlreiche und tiefgegründete Gemeinde, wie sie uns in diesem Briefe entgegentritt, kann man nicht in ein paar Tagen oder Wochen gründen. Die Apostel mögen hier mindestens ein halbes Jahr verweilt haben und wären vielleicht noch länger geblieben, wäre nicht ein Ereignis eingetreten, das sie zwang, der Stadt und dem gastlichen Hause der Lydia für lange Zeit Lebewohl zu sagen.

Eine aus ihrer Heimat als Skavin verkaufte Magd, die von einem Wahrsagergeist besessen war, wurde von ihrer Herrschaft dazu benutzt, den Leuten gegen gutes Geld die Zukunft zu verkündigen. Diese Unglückliche folgte zu wiederholten Malen Paulus und seinen Genossen auf ihrem Wege zu der Gebetsstätte vor der Stadt und rief ihnen nach: „Diese Menschen sind Knechte Gottes des Allerhöchsten, die euch den Weg der Seligkeit verkündigen.“ „Es tat Paulus wehe, daß so Belial mit Christo gemeinsame Sache machen wollte, doch mußte er's einige Tage tragen, denn es hatte kein Apostel die Wundergaben in seiner Macht und Gewalt (Matth. 17, 21). Und da er hernach ins Gefängnis und aus der Stadt gehen mußte, so sehen wir daraus, der Herr habe ihn deswegen nicht bald den bösen Geist austreiben lassen, damit er unter der Zeit noch immer predigen und manchen bekehren konnte“ (Bogatzki). Eines Tages aber blieb der Apostel stehen, sahe die Magd an und sprach zu dem unsaubern Geiste in ihr: „Ich gebiete dir in dem Namen Jesu Christi, daß du von ihr ausfahrest“ (Act. 16, 18). Und er fuhr aus zu derselbigen Stunde.

Wohl kaum hat Paulus geahnt, was für einen Sturm er durch diese Wundertat über sich und seine Begleiter heraufbeschwor. Die Herren der Magd, wutentbrannt, daß ihnen der schmählische Gewinn auf einmal genommen, ergriffen Paulum und Silam, schleppten sie auf den Markt vor die Obersten, die dort ihres Amtes walteten und erhoben die allgemeine,

unbestimmte, aber auf die herrschende Stimmung berechnete Klage gegen sie: „Diese Menschen machen unsere Stadt irre und sind Juden (die ein Gegenstand der Verachtung und des Hasses sind und denen der Kaiser daher vor kurzem den Aufenthalt in Rom verboten hat, Act. 18, 2). Denn sie verkündigen eine Weise, welche uns nicht ziemt anzunehmen, noch zu tun, weil wir Römer sind.“ Das Volk, das mühsig am Markte stand, wurde durch solche Worte gegen die Fremdlinge aufs äußerste erregt, und die Obersten sahen sich plötzlich einem mit jeder Sekunde wilder werdenden Aufruhr gegenüber, der die ganze Stadt zu ergreifen drohte, eine Situation, die für sie schlimme Folgen nach sich ziehen konnte. Echte Pilatusseelen, gaben sie daher dem Willen der Menge nach und überantworteten die Gefangenen ohne Untersuchung den Stadtdienern zur Stäubung und dann dem Gefängniswärter zur sicheren Verwahrung. Dieser warf sie in das innerste Gefängnis, zweifellos ein tiefes, feuchtes, finsternes Gelaß, und spannte ihre Füße in den Block, als wären sie die gefährlichsten Verbrecher. Das war der Willkommengruß, den man auf europäischem Boden den Aposteln des Weltheilandes darbrachte.

Der Kerkermeister, als er Paulus und Silas sicher verwahrt zu haben glaubte, legte sich ruhig zum Schlafe nieder. Das aber konnten die Apostel nach den grausamen Schlägen, die sie erlitten, und bei den Qualen ihrer in dem Fußblock erstorbenen Beine, nicht tun. Doch wurden sie in ihrer Trübsal nicht Kleinmütig, noch viel weniger verzagt. Wußten sie doch, daß der Herr selbst sie durch jenes wunderbare Gesicht zu Troas gerufen hatte. Diesem Herrn vertrauten sie unbedingt auch in der Not, und er stärkte sie durch seinen Geist also, daß sie noch zu mitternächtiger Stunde glaubensfreudigen Herzens ihre Lippen zu lautem, brünstigen Gebet und zum Singen fröhlicher Psalmen öffnen konnten. Hier ist nicht bloße Geduld im Leiden, nicht nur Standhaftigkeit in der Anfechtung, sondern jenes Erheben der Seele auf Adlersflügeln, das der Apostel Röm. 5, 3 ein „*ἡ νίκη τῆς θλίψεως*“ der Trübsal nennt und als Frucht der Rechtfertigung durch den Glauben preist, zu sehen. Als die Gemeinde zu Jerusalem nach der ersten Verfolgung Gott pries, bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren (Act. 4, 31). Gleiches geschieht hier im Gefängnis zu Philippi. Auf den Lobgesang der Apostel folgt ein großes Erdbeben. Die Kerkermauern werden in ihren Grundfesten erschüttert, mit Getöse fliegen alle Türen auf, und alle Wände lösen sich. Es war die Antwort des Herrn, das Amen auf das Gebet seiner Knechte. Dem Wahrsagergeiste in der besessenen Magd hatte Paulus Schweigen geboten und sein Zeugnis von sich gewiesen, jetzt gibt der allerhöchste Gott selber Zeugnis aus der Höhe, daß dies seine Knechte seien, die den Philippern den Weg zur Seligkeit verkünden sollen.

Von dem Getöse des Erdbebens ist auch der Kerkermeister erwacht. Mit Entsetzen gewahrt er alle Türen des Gefängnisses weit offen stehen. Sein erster Gedanke ist: sie sind alle entflohen. Warum hat er auch geschlafen! Er haftet ja mit seinem Kopfe für die Gefangenen! Schnell reißt er das Schwert aus der Scheide! Er hat als Römer sein Ehrgefühl! Eher sterben als diese Schmach tragen, als fahrlässiger Beamter bestraft und schmähdlich fortgejagt zu werden. Schon ist das Schwert zum tod-

bringenden Stöße erhoben. Da schlägt die laute Stimme Pauli aus der Tiefe an sein Ohr: „Tue dir nichts übel, denn wir sind alle hier!“ Sein Arm sinkt herab, laut ruft er nach Licht, er eilt hinein, und siehe, o Wunder, alle Gefangene, ihrer Bande ledig und doch wie mit unsichtbaren Fesseln gebunden, unfähig durch die offen stehenden Tore zu enteilen! Die warnende und zugleich beruhigende Stimme des Apostels hat ihn von seinem verderblichen Vorhaben abgehalten, von seiner Verzweiflung befreit, allein nun ergreift eine andere Unruhe, eine größere Sorge seine Seele, die Angst vor Gottes Gericht! Sind die Gefangenen bei offenen Türen im Gefängnis geblieben, so muß ein Wunder sich ereignet haben. Auf einmal tritt vor seinen Geist alles, was er von den Reden und Werken der beiden Fremdlinge, vornehmlich auch von dem Zeugnis des Wahrsagergeistes jener Sklavin und dessen Austreibung vor ihrer Gefangennahme gehört hatte. Es durchzuckt wie ein Blitzstrahl sein Herz: „Diese Männer sind wahrhaftig Anechte Gottes des Allerhöchsten und Vermittler der Seligkeit, wie die Wahrsagerin bezeugt hat. Und kein anderer als ihr Gott hat ihre Bande und Riegel zerbrochen. Dann aber muß er sich beschuldigen und anklagen, daß er nicht nur so willig auf den Befehl der Stadtobersten eingegangen, sondern um ihren reichen und angesehenen Anklägern und der aufgebrachten Menge gefällig zu sein und ein Lob oder gar eine klingende Bezahlung zu empfangen, aus eigenem Antriebe über das übliche Strafmaß hinausgegangen war. Da steht nun in dieser Mitternacht der mazedonische Mann des trojanischen Gesichts leibhaftig vor den Augen des Apostels, als Einzelbild von vielen Tausenden, die wie er stehen und zittern und aus angst-erfülltem Herzen herausschreien sollten: „Liebe Herren, was soll ich tun, daß ich selig werde?“ Ihm wird die tröstliche Antwort: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.“ Und nun wurde selbst das Gefängnis der ersten europäischen Stadt zum Tempel. Die ganze Familie des Kerkermeisters kam herbei und hörte zu und empfing nach der ersten Unterweisung auf das Bekenntnis ihres Glaubens das Siegel der Gotteskindschaft, die heilige Taufe. Das war ein erhebender Gottesdienst zu mitternächtiger Stunde. Als Gefange der Stadt hatte der Kerkermeister die Apostel in den Kerker geführt, als Gefangene Jesu Christi führten nun sie den Kerkermeister und die Seinen in sein Haus zurück. Hier wurde derselbe ihr Wundarzt, der ihnen sorgsam die blutigen Striemen abwusch, die sie im Dienste ihres Herrn empfangen hatten, und selbst von den Wunden seines Herzens geheilt, bereitet er seinen Gästen ein Dankemahl und freute sich mit ihnen und seinem ganzen Hause, daß er an Gott gläubig geworden war.

Der Morgen bricht an, was wird er bringen? Wie werden sich die Obersten zu den Geschehnissen der vergangenen Nacht stellen? Dem Kerkermeister ist es ein neuer Beweis der hier waltenden Hand Gottes, als die Obersten ihm durch die Stadtdiener den Befehl zukommen lassen, die beiden Gefangenen freizugeben. Erleichterten Herzens bringt er ihnen die freudige Kunde: „Die Hauptleute haben hergesandt, daß ihr los sein sollt“, und setzt hinzu: „So ziehet nun aus, und geht hin mit Frieden“ (Act. 16, 36). Ganz erstaunt aber ist er, als Paulus davon nichts wissen will, vielmehr

erwidert: „Sie haben uns ohne Recht und Urteil gestäupet, die wir doch römische Bürger sind, und in das Gefängnis geworfen, und sollten uns nun heimlich austrofen? Nicht also, sondern laßt sie selbst kommen und uns hinausführen.“ Auch menschliches Recht hat göttlichen Grund und Ursprung. Niemals aus Schwäche, sondern allezeit nur um des Herrn willen geben deshalb Christen ihr Recht auf. Hier wäre ein Nachgeben nicht um des Herrn willen gewesen, vielmehr wäre Gottes Ehre dadurch geschändet worden. Es hätte geschienen, als ob die feindlichen Obersten nicht durch ihr Gewissen vom Herrn gezwungen, sondern aus freier, gnädiger Herablassung, in der sie Gnade für Recht wollten ergehen lassen, die Freigabe befohlen hätten. Die Apostel verteidigten hier mehr als die eigene Ehre, sie verteidigten die Ehre der jungn Christengemeinde und erkämpften sich die Freiheit des Abschiedes von ihr und die Möglichkeit der Rückkehr in die Stadt, wenn sie eine Genugthuung forderten, zu der sie als römische Bürger wohl berechtigt waren.

Als die Stadtdiener mit der Nachricht zurückkehren, daß die beiden Gefangenen römische Bürger seien, bekommen die Obersten keinen geringen Schrecken. Römische Bürger, und noch dazu ohne rechtmäßiges Verhör, zu stäupen, war durch das Gesetz zum Verbrechen gestempelt. Sie machten sich daher sofort auf, baten die Apostel um Entschuldigung und führten sie mit Ehren aus dem Gefängnis, so daß es die ganze Stadt sehen konnte. Nur um des Friedens willen bitten sie dieselben, die Stadt zu verlassen. Im Hause der Lydia herrschte große Freude, als Paulus und Silas dahin zurückkehrten. Sie verabschiedeten sich von demselben, wie von der Gemeinde, ließen aber Lukas und Timotheus daselbst für eine Zeitlang zurück und wanderten dann selber dem Meere entlang dem Westen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchengeschichtliche Notizen.

überhöhung der Schulbildung. — Wegen die Gefahren einer Schulbildung irgendwelchen Grades, mit der die religiöse Förderung des Schülers nicht wenigstens gleichen Schritt hält, ist in diesen Spalten wiederholt ernstlich gewarnt worden. Eine Erinnerung dürfte besonders in diesen Zeiten, wo zu den gewöhnlichen Anfechtungen auf diesem Gebiet noch die bequeme Entschuldigung hinzukommt, daß man unter der wirklich drückenden finanziellen Lage Geldausgaben im Interesse christlicher Erziehungsarbeit für nicht zu rechtfertigenden Luxus erklärt. Daß man vielleicht in der Einschätzung des Wertes höherer Bildung überhaupt im Vergleich mit der Erwerbung anderer Tüchtigkeiten zu weit gehen könne, ist hier ebenfalls angedeutet, wenn auch nicht so ausführlich dargelegt worden. Nun bringt das „Hannoversche Sonntagsblatt“ einen bemerkenswerten Passus aus der Antrittsrede eines neuerwählten Rektors der Tierärztlichen Hochschule in Hannover, Dr. Ziebschmanns. Das „Sonntagsblatt“ erwähnt

dabei eines Vorfalles aus Ungarn, wo sich um eine „ziemlich niedrig bezahlte Wegemeisterstelle“ über 200 Personen gemeldet haben sollen, „darunter 30 mit dem Dokortitel und 20 Lehrer.“ Rektor Dr. Ziehschmann führte folgendes aus: „Wir leiden an einer schweren Inflation der höheren Schule. Der übersteigerte Zustrom zur höheren Schule ist vor allem die Folge einer überschätzung des allgemeinen Wertes der Reifeprüfung und einer Sucht, für alle möglichen Berufe das Reifezeugnis zu verlangen. Wir leiden an einer Bildungsseuche schwerster Art; wir leiden am Berechtigungsumwesen. Vor allem müssen wir wieder mehr Achtung vor dem praktischen Können und den praktischen Lebensberufen uns erwerben. Die höheren Schulen, die ihren modernen Zuschnitt durchaus behalten sollen, müssen unter Ausschaltung aller weiteren Experimente wieder einheitlicher werden und nach Zahl und Größe auf das notwendige Maß zurückgeschraubt werden. Der Übertritt zur Obersekunda werde vom Bestehen einer scharf durchgeführten Prüfung abhängig gemacht, die nur besonders denkbegabte Schüler bestehen dürfen. Die größere Zahl der mehr praktisch befähigten Schüler dagegen tritt ins praktische Berufsleben hinaus, wo wir bis zum Handwerker und befähigten Arbeiter hin Köpfe bitter notwendig brauchen. Möchten die rechten Männer sich finden, die das Übel bei der Wurzel fassen, bevor es zu spät ist!“

M.

* * *

Five-Year Anti-Religion Plan. — One hears and reads very much in these days about Soviet Russia's five-year plan, its alleged advances and reverses. It is very difficult, if not impossible, to get a clear picture of the Russian situation, not only on account of the strict censorship maintained, but also on account of the extreme complexity of the plan itself, a detailed outline of which is said to fill several large volumes. As far as this plan concerns itself with religion, "The Lutheran" recently published a resume which it took from a German journal, the "Aufwärts." The nine points of the outline are given as follows:

"1. A definite plan for the closing of community churches and houses of prayer has been determined, with the expected result that by the spring of 1937 all such buildings shall either be closed or converted into clubs, moving picture theaters, and other cultural institutions. Specific action shall begin at the expiration of 1933.

"2. The second year (1933) will be devoted to liquidating the religious foci of influence (ills) within the family through an increased activity by the Society of Atheists, watchfulness, and destruction of the family.

"3. In the same year (1933) all religiously inclined persons will be dismissed from all state enterprises, bureaus, shops, and civil offices.

"4. All religious literature, books, journals, pamphlets, and so forth, will be strictly prohibited.

"5. All religious cults will be prohibited and disbanded.

"6. The third year (1934) shall be devoted to the activities carried on by the units of the Society of the Godless. In assistance of this

purpose, not less than one hundred fifty films hostile to religion shall be made available and shown especially in the schools.

"7. All 'Kult-Servants' (ministers, priests and other ecclesiastical officials), if they refuse to discontinue their functions shall be banished from the territory of the Union of Soviet Republics.

"8. In the fourth year (1935) the supreme pressure shall be applied to close church buildings and to seize the remotest refuges of religious life.

"9. 1936 shall be devoted to the completion of the Five-Year Plan of the God-haters, to the end that the Soviet Union may be freed from the last vestiges of religion."

With these clearly defined aims of the five-year plan compare the following declaration taken from a fictitious interview published in the official "Iswestija" in the early part of 1932. The interview was signed under duress among others also by the metropolitan bishop Sergius of Nishni-Nowgorod. One question addressed to the bishop by a representative of the foreign press was:

„Ist es wahr, daß Priester und Gläubige wegen ihrer religiösen Überzeugung Repressalien ausgeübt sind, verhaftet und verbannt worden sind?“

To which the representatives of the church are reported to have answered:

„Die von der Sowjetunion gegen Gläubige und Priester angewandten Repressalien erfolgten keineswegs wegen religiöser Überzeugung, sondern, wie das auch andern Bürgern gegenüber geschieht, wegen verschiedener regierungsfeindlicher Handlungen. Das Mißgeschick der Kirche liegt eben darin, daß sie früher, wie allgemein gut bekannt, zu sehr mit der monarchistischen Ordnung verwichen war. Deshalb vermochten die kirchlichen Kreise nicht die gesamte Bedeutung der großen sozialen Umwälzung zu erkennen, die vor sich ging, und benahmen sich lange Zeit hindurch wie offene Feinde der Sowjetmacht, so unter Koltshak, Denikin usw. Die besten Köpfe der Kirche, wie beispielsweise der Patriarch Tichon, haben dies erkannt und bemüht sich, die geschaffene Lage zu bessern, wie sie auch ihren Anhängern empfahlen, dem Willen des Volkes nicht zu widerstreben und sich der Sowjetregierung gegenüber loyal zu verhalten. Leider vermögen manche von uns auch jetzt noch nicht einzusehen, daß das Alte nicht wiederkehren kann, und verhalten sich nach wie vor wie politische Gegner des Sowjetstaates.“

This statement was given out to the press in the face of the fact that according to available reports up to that time 31 bishops of the Russian Orthodox Church, 1,560 priests, and more than 7,000 members of ecclesiastical orders had been executed without due process of law. — Other questions and answers contained in the interview and designed to "pull the wool over the eyes" of the outside world were the following:

„Entsprechen die von der Auslandspresse gebrachten Meldungen über die von Agenten der Sowjetmacht an einzelnen Priestern verübten Brutaltaten den Tatsachen?“

„Diese Meldungen entsprechen auch nicht im geringsten den Tatsachen. Alles das ist reine Erfindung und Verleumdung, die ernstere Leute unwürdig ist. Zur Verantwortung gezogen werden einzelne Priester nicht wegen religiöser Betätigung, sondern wegen dieser und jener regierungsfreundlichen Handlungen, und selbstverständlich geschieht dies nicht in Form irgendwelcher Verfolgungen und Brutalität, sondern in der gegenüber sonstigen Angeklagten allgemein üblichen Form.

„Ist die Religion in der Sowjetunion tatsächlich Verfolgungen ausgesetzt und in welchen Formen kommt dies zum Ausdruck?

„In der Sowjetunion wurde und wird die Religion keinerlei Verfolgungen ausgesetzt. Gemäß dem Dekret über die Trennung von Kirche und Staat sind alle Glaubensbekenntnisse vollkommen frei und werden von keinem staatlichen Organ verfolgt. Vielmehr schließt der jüngste Beschluß des Zentralexekutivkomitees und des Rates der Volkskommissare der U.S.S.R. über religiöse Gemeinschaften sogar jeden Anschein etwaiger Religionsverfolgung aus.

„Ist es richtig, daß Atheisten Schließung von Kirchen vornehmen, und wie verhalten sich die Gläubigen dazu?

„Manche Kirchen werden tatsächlich geschlossen, doch erfolgt ihre Schließung nicht auf Initiative der Behörde, sondern auf Wunsch der Bevölkerung und oftmals sogar auf Beschluß der Gläubigen. Die Atheisten sind in der Sowjetunion in einer privaten Gesellschaft zusammengeschlossen, und deshalb betrachten die Regierungsorgane ihre Forderung auf Schließung von Kirchen keineswegs als bindend.

„Besteht in der Sowjetunion Freiheit der religiösen Propaganda?

„Den Priestern ist die Abhaltung von Gottesdiensten und Predigten gestattet, . . . An Volljährige ist sogar Religionsunterricht gestattet.“

In view of this situation as it clearly appears to be from the aims set forth in the five-year plan, about which however the world at large is studiously kept in ignorance, it behoves us not only to offer up fervent prayer to God in behalf of His endangered Church in Russia, but especially to begin a relentless self-examination, to repent of our many shortcomings which otherwise will rightly bring down a similar judgment from God upon our own guilty heads, and with the grace of God to set our house in order. M.

* * *

Neue Quellschriften zum Manichäismus. — über die Quellen unserer Kenntnis des Manichäismus schrieb D. Dr. Karl Heußi 1930 in der siebenten Auflage seines Kompendiums der Kirchengeschichte: „Hauptquelle war bis zum 1. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts der Fihrist, ein arabisches Werk des 10. Jahrhunderts; neue überraschende Erkenntnisse erschließen die Turfan-Fragmente, die in persischer (soghdischer) und türkischer Sprache entdeckt worden sind, ferner zwei chinesisch erhaltene Schriften und die dem 6. oder 7. Jahrhundert angehörende Schrift des Theodor Bar Kthoni, die möglicherweise ein Auszug aus Manis Hauptwerk, der ‚Epistula fundamenti‘

ist.“ Diese Schriften hatte Gustav Krüger in seinem Handbuch der Kirchengeschichte 1923 noch als „erst teilweise entziffert“ bezeichnen müssen. Nun druckt der „Lutherische Herald“ aus „D. E. D.“ folgende interessante Nachricht über neue Entdeckungen ab.

„Die Kenntnis der auch für die Missionsgeschichte der ersten christlichen Jahrhunderte als Gegenspieler des Christentums wichtigen manichäischen Religion war bisher recht spärlich und stützte sich zumeist auf die naturgemäß unzuverlässigen Angaben in der Streitschriften der Gegner. Nun ist durch einen im Jahre 1930 gemachten und zwischen den Museen in Berlin und London geteilten Fund in Fajum in Oberägypten die Forschung um wertvolles Material bereichert worden. Der Berliner Professor D. Dr. Karl Schmidt entdeckte damals eine Papyrusbibliothek in koptischer Sprache, die sich bei der Erforschung als Bibliothek eines Oberhauptes des Manichäismus enthüllte. Die wichtigsten Werke, die für Berlin gesichert werden konnten, sind zwei bisher nicht im Wortlaut bekannte Originalwerke Manis, nämlich die für den Manichäismus grundlegenden ‚Kephalaia‘ des Stifters und eine Sammlung von Briefen an Schüler und Gemeinden. Daneben fand sich ein jetzt in London befindliches Psalmenbuch, ein geschichtliches Werk über die letzten Jahre und den Tod des Religionsstifters, sowie kleinere Schriften. — Die Werke sind in einem selbst für Papyrusmanuskripte ungewöhnlich schlechten Zustand aufgefunden; sie sind durch Nässe einwirkung stark beschädigt. Es bedurfte einer ungeheuer mühseligen Konservierungsarbeit Berliner Fachgelehrter, um überhaupt erst einmal einzelne Blätter voneinander zu lösen und lesbar zu machen. Die weitere Konservierungsarbeit und Durchforschung der Quellenwerke wird Klarheit darüber schaffen, ob die sonderbare Lehre Manis, die einst eine ungeheure Anziehungskraft in der ganzen Welt ausübte und als Weltreligion zeitweilig dem Vordringen des Christentums stärkste Hemmungen bereitete (auch Augustin war neun Jahre lang Manichäer), nur zum Kreis der orientalischen Mysterienreligionen gehörte oder auch von griechischem Einfluß berührt war.“

Büchertisch.

Hurlbut's Story of the Bible. The complete Bible story running from Genesis to Revelation, told in the simple language of today for young and old. One hundred and sixty-eight stories, each complete in itself, and together forming a connected narrative of the Holy Scripture. By Jesse Lyman Hurlbut, D. D. — XXVIII and 731 pages; followed by an appendix of **Questions and Answers**, a complete course of study, designed to carry one through the Old Testament in one year, and through the New Testament in one year, 60 pages; and 16 pages of colored maps. Octavo. Blue cloth binding with artistic title stamping in gold on front cover and backbone. Price, \$2.00. — The John C. Winston Co., Philadelphia.

Readers of this magazine need not be told about the excellency of Hurlbut's *Story of the Bible*, Prof. Pieper having reviewed the book in the July number, 1931. But while then 200,000 copies had been sold, the million mark has now been passed in this country alone.

There are a few things, however, the present reviewer would like to add to Prof. Pieper's recommendation after reading various stories taken at random from different parts of the book. The author certainly knows how to tell a story interestingly. Once you begin to read, no matter how familiar the story, your attention is arrested immediately and held throughout to the end; you are made to feel as though you were an eye-witness of a scene reenacted before you while you read it. We subscribe to the fine tribute paid the author by his son: "My father was a wonderful story-teller; . . . by long practice he learned the language that holds a child's attention and the way to make a story real to him" (p. V).

Another point of importance, even greater than the one just mentioned, is this: the author treats the historical contents of the Bible not as so many disconnected stories, each one interesting and instructive in itself, conveying a lesson all its own, but with little or no bearing on what has gone before or is to follow; he treats it as history, in which each individual story forms a link in the chain of events. He does so advisedly. In the Introduction we read the following: "The aim has been not merely to make a selection of the most striking and interesting among the stories contained in the Bible, but to tell all the principal stories in their connected order, and in such relation with each other as to form a continuous history" (p. IX).

Before proceeding to two further points, I may be permitted to call attention to what to me appears as a flaw in the book and should caution every one using it to exercise good care. In his endeavor to make the language of the Bible easily understandable to children today, the author has sometimes frustrated his own aim by toning down the content of a passage unduly. Thus, e. g., the messianic ring is lost in Gen. 3, 15, which the author paraphrases as follows: "Then the Lord God said to the snake, 'Because you have led Adam and Eve to do wrong, you shall no more walk as do other animals; you shall crawl in the dust and the dirt forever. You shall hate the woman, and the woman shall hate you. You shall try to kill her and her children, and her children's children forever, and they shall try to kill you'" (p. 4f.). According to my judgment it would have been far better to retain in this case the very words of the Bible. The child's heart would have felt the divine comfort contained in the words, which no learned adult has been able to fathom fully to this day.

This leads to a brief discussion of a third point. The author carefully avoids controversial doctrinal matters. He refrains from giving his own views and simply repeats the statements of the Bible verbatim. For example we may refer to the institution of the Supper: transub-

stantiation, symbolical representation, etc., are not mentioned, but the words of institution are retained in quotation marks as direct speech of Jesus (p. 606 and in the corresponding part of the "Questions and Answers"). Similarly regarding Sunday legislation. While the author does not hesitate (on p. 111) to repeat the Ten Commandments "in a shorter form and in words easy to understand and remember," he carefully retains the very words of Moses in the third (IV): Remember the Sabbath day to keep it holy.

Lastly: the present is a "new and revised edition printed from new plates with new illustrations." Regarding it, the author's son, Dr. Charles C. Hurlbut, who issued the present edition "as a Memorial to my father" (p. VI), says under date of December 6, 1932, "A few years before his death, while he was still in good health and in the full possession of his faculties, my father made a complete revision of the book. This Revised Edition has just been published, with new type and new illustrations, as a memorial to him."

A fine memorial to a fine story-teller.

M.

Joy to the World. A Christmas Service. Compiled by Herman Voigt. Revised edition, 1932. 20 pages. Price: 7 cents each; dozen, 72 cents; 100, \$5.00. — Concordia Publishing House.

This Christmas Service, which brings the old but ever new Christmas story in word and song, reached our desk too late for announcement in our October number. The form chosen by the compiler is that of question and answer, the catechization being introduced and followed by a liturgical service in which the entire assembly takes part. The following topics are treated: Jesus, the need of a Savior, promises, fulfilment, announcement, result. — This is a revised edition. We suggest that the author's prefatory remarks on p. 2 be also revised in keeping with the text.

M.

Beginning at Jerusalem. By Wm. H. Lehmann, D. D. 44 pages, 4½×6. Paper covers. — Price, 25 cents.

Winning the Outsider. By Wm. E. Schramm. A brief discussion of missionary motives and methods. 96 pages, 4½×6. Card board covers. — Price, 50 cents. Publishers of both tracts: Lutheran Book Concern, Columbus, Ohio.

These booklets deal with missions. The first one addresses itself particularly to the members of the American Lutheran Church; chapter III, "A bit of history," chapter VII, "A meeting of the board," and chapter IX, "A few figures" referring to the activities of that church body exclusively, while the remaining eight chapters are somewhat more general in scope. To each chapter there are appended pertinent questions for discussion and also questions for self-examination, called "questions for my soul."

The second booklet, as the subtitle indicates, is divided into two parts. In the first, the following five motives are presented for increased zeal in mission endeavors: I. The Love of God; II. Compassion for unsaved souls; III. The saving Gospel; IV. The futility of other religions; and V. Our own welfare. In the second part, speaking of the methods to be employed, the reviewer was especially interested in chapter IX, "Children as subjects of missionary endeavors," not so much for the positive suggestions it contains, as for a glaring omission. The Sunday School is spoken of as an important instrument for the winning of children, but the Christian Day School is passed over in silence. Also in Dr. Lehmann's book there are no statistics given on mission schools. It is a sad fact that many of our congregations do not recognize the opportunities offered by a parochial school; still sadder it is that not a few of our pastors, the God-appointed spiritual leaders of the people, possibly because they permit themselves to be dazzled by the superior external equipment of the public schools, fail to instruct their flocks properly in this matter; but saddest of all it must appear when a man pleading with a general church body for greater mission zeal fails to even mention this effective means for missions, a means which God has so signally blest in the past. M.

Kalender.

Evangelisch-Lutherischer Hausfreund-Kalender. 1933. Herausgeber: Martin Willkomm, Berlin-Zehlendorf. Preis, 20c.

Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1933. Literarischer Redakteur: Pastor E. Eckhardt. Preis, 15c.

Lutheran Annual. 1933. Literary editor: Rev. E. Eckhardt. Price, 15 cents.

Das sind drei alte Bekannte, die keiner Einführung bedürfen. Der Hausfreund-Kalender, der im Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau, gedruckt ist, erscheint zum 49. Mal und tritt seinen Vorgängern, soweit sie dem Unterzeichneten bekannt sind, würdig an die Seite.

Die beiden andern, aus dem Concordia Publishing House, weisen in ihrer Aufmachung einige kleine Neuerungen auf. An dem Rand des hinteren Deckblattes ist eine Skala von 8 Zoll angebracht, die gelegentlich gute Notdienste tun kann. Vorne sind zwei Extraseiten in den Kalender eingeschaltet, die ein vollständiges Kalendarium für die Jahre 1932, 1933 und 1934 sowie eine Festtagstabelle (Ostern, Pfingsten, Weihnachten) des 20. Jahrhunderts bieten, wie sie auch in unserm neuen Gemeindeblatt-Kalender zu finden sind. M.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 30.

April 1933.

No. 2.

Die Lutherstadt Torgau und die evangelische Kirche Deutschlands.

Am 31. Oktober vorigen Jahres fand die Neueinweihung der Schloßkirche zu Torgau statt. Die Presse, namentlich die kirchliche, im In- und Ausland nahm von dieser Feier Notiz. Vielen freilich wird dabei nicht klar geworden sein, was für eine besondere Bewandnis es mit dieser Kirche und ihrer Wiederherstellung zum gottesdienstlichen Gebrauch hat. Sie ist nämlich die erste evangelische Kirche, die in Deutschland gebaut worden ist. Luther selbst hat am 5. Oktober 1544 die Einweihungspredigt gehalten. Nur von einer protestantischen Kirche wissen wir noch, die vier Jahre früher errichtet worden ist, und zwar zu Joachimstal in Böhmen.

Mit banger Sorge waren vieler Herzen erfüllt, daß es Rom, von dem man munkelte, daß es seine Hand danach ausstrecke, gelingen werde, diese erste evangelische und von Luther selbst eingeweihte Kirche in die Hände zu bekommen. Diesen Triumph wollte man dem Papst nicht lassen. Man fühlte, daß dies als eine Niederlage des Protestantismus gelten würde. Allen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit zum Trotz gelang es schließlich, die Kirche dem evangelischen Gottesdienst zu erhalten, sie möglichst in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen und am Reformationsfest 1932 neu zu weihen. Unter großer Beteiligung der Gemeinde Torgau und vieler Gäste ging die Feier vor sich, an der sich auch der Generalsuperintendent der Provinz und der Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin aktiv beteiligten. Der Raum in der als Luther-Gedächtnis-Kirche neu geweihten Schloßkirche konnte bei weitem nicht die Menge der Festteilnehmer fassen. Durch Übertragung des Orgelspiels, der Gesänge und der Ansprachen nach der St. Marienkirche, der Pfarrkirche Torgaus, wurde es jedoch vielen ermöglicht, wenigstens Ohrenzeugen der Feier zu sein.

Kurfürst Johann Friedrich hatte seinerzeit den nordöstlichen Flügel des Schlosses Gartenfels zum Bau der Kirche zur Verfügung gestellt, die von dem Baumeister Nicolaus Grohmann nach Luthers eigenen Angaben errichtet wurde. Außerlich unterscheidet sie sich mit ihren in drei Reihen übereinander liegenden Fenstern von den anderen Flügeln des Schlosses nur durch das von Simon Schröther geschaffene Portal, das einen Kranz von Engeln zeigt, die die Leidenswerkzeuge Christi tragen. Darüber ist zwischen zwei Säulen ein schönes Relief der Kreuzabnahme. Sie ist im Schloßhof an Stelle der alten Martinuskapelle erbaut und in der Nähe befindet sich der Schloßbrunnen, auf den Luther in seiner Weihpredigt anspielt. Das Innere ist ein überwölbter Raum von zirka 23 Meter Länge, 11 Meter Breite und fast 14 Meter Höhe. Emporen umziehen in zwei Reihen übereinander, auf Stichbogen gestützt, die ganze Kirche. Der Fußboden besteht aus rechteckigen Sandsteinplatten. Ein Chor ist nicht vorhanden. Der Altar steht frei im Raum und war nach Luthers Anweisung ursprünglich nur als Tisch gedacht. Er ist eine starke Sandsteinplatte, die von Engeln getragen wird. Im Jahre 1662 stellte man einen Aufsatz aus Maaßter und weißem Marmor, den man aus der Schloßkapelle in Dresden hierher brachte, auf den Luthertisch. Er stellt die Aufrichtung der ehernen Schlange, die Geburt Christi, die Kreuzigung und die Ausgießung des Heiligen Geistes dar. Dazu kommt noch manches andere, das wir nicht einzeln aufzählen wollen. Damit nicht genug, fügte man noch zwei Seitenteile an aus reichverziertem feinkörnigen Elbsandstein. Auf der hinter dem Altar befindlichen ersten Empore steht die Orgel, freilich nicht mehr die aus Luthers Zeit. Die Kanzel von 1544 befindet sich am Mittelpfeiler der Längsseite dem Eingang gegenüber. Sie ist aus Sandstein gearbeitet und mit reicher Bildhauerarbeit versehen. An der Kanzelbrüstung sieht man drei Reliefs: Christus und die Ehebrecherin, der zwölfjährige Jesus unter den Schriftgelehrten und die Austreibung der Wucherer aus dem Tempel. Der Mann, welcher dem Christuskinde das Buch reicht, trägt Luthers Gesichtzüge. Die ursprüngliche Bemalung und Vergoldung ist bestmöglich erneuert worden. Die schmale und steile Kanzeltreppe ist in den Strebepfeiler eingebaut worden. Die Besteigung mag für Luther recht beschwerlich gewesen sein, bemerkt Regierungsbaurat Tuchselski dazu, dessen Aufsatz wir die Beschreibung der Schloßkirche entnehmen.

Die Torgauer Schloßkirche hat im Laufe der Jahrhunderte ein recht wechselvolles Schicksal gehabt. Unter den albertinischen Kurfürsten wurde sie, besonders bei Versammlungen des Landtags, noch häufig benutzt. Als aber die Kurfürsten katholisch geworden waren, wurde das anders. Im November 1736 wurde sie unter Friedrich August II. für den katholischen Gottesdienst eingerichtet, um gelegentlich bei Jagden in der Nähe Torgaus die Messe hören zu können. Unter Friedrich August III. wurde das Schloß für das neu gegründete Zucht- und Arbeitshaus in Gebrauch genommen, und die Schloßkirche diente nun von 1771 bis 1812 als Zuchthauskapelle. Im letzterem Jahre verlegte man das Zuchthaus nach Richtenburg. Unter preußischem Regiment benutzte man sie von 1815 bis 1912 als Garnisonkirche und von 1919 bis 1926 als Aula eines Mädchenseminars. Jetzt soll sie der Torgauer Gemeinde hauptsächlich zur Abhaltung von Advents- und Passionsandachten dienen.

Manch gutes Wort ist bei der Neuweihe dieser alten Lutherkirche gesprochen worden. Wir folgen jetzt einem Bericht der „Torgauer Zeitung“ vom 1. November 1932.

Generalsuperintendent Lohmann aus Magdeburg erinnerte an die Worte Luthers, daß in diesem Hause nichts anderes geschehe, denn daß unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch unser Gebet und unseren Lobgesang. . . . daß sich die Christen zusammenfinden, Predigten hören und Sakramente empfangen, dafür soll Luthers Wort bestimmt sein. Wir flehen um nichts anderes in dieser Stunde, als daß Menschen sich hier sammeln, die acht haben wollen auf Gott und sein Wort, die es wissen, wenn sie hier herkommen, jetzt redet Gott mit uns durch sein heiliges Wort. Und das ist mein Wunsch für dieses Haus und diese Gemeinde, daß alles, was hier gepredigt, gesungen und gebetet wird, zuletzt nur einen Klang vernehmen lasse, den einen Klang: Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gnade!

Der geistliche Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin, Dr. Burghart, bestieg die Lutherkanzel zur Festpredigt über das Pauluswort (1. Kor. 3, 11): „Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“ Er führte aus, Jesus Christus sei der Grundstein der Reformation, und auf diesem Grunde allein sei evangelisch-deutsches Christentum möglich. Wenn alles ringsumher, wenn alle Weltanschauungen sonst zusammenbrächen, sei Christus und sein Evangelium die Heils-

wahrheit der Menschheit und müsse es bleiben. Luthers Großtat sei es, diese Wahrheit wieder der Menschheit vermittelt zu haben, er habe wieder das Leben gebracht. Alle geistlichen Hirten, alle Gemeindeverordneten, jeder müsse mithelfen am Bau der Kirche, deren Grund Christus sei.

Wir berichten absichtlich so ausführlich. Wir wollen damit zum Ausdruck bringen, wie herzlich wir uns über jedes Wort des Evangeliums freuen — aus welchem Munde es auch komme, wodurch der armen Welt die Gnade Gottes, der uns Sündern in seinem Sohne die Vergebung und damit alles Heil und Seligkeit geschenkt hat, verkündigt wird. Dabei bleiben wir uns dessen voll bewußt, daß die Redner bei dieser Feier Glieder der unierten Kirche sind und auch die Gemeinde Torgau der vor hundert Jahren durch königliches Reskript eingeführten Union angehört. Diese damals ins Leben gerufene neue Kirchengemeinschaft besteht bekanntlich in dem Zusammenschluß der lutherischen und reformierten Kirchen Preußens zu einer evangelischen Kirche, in der zwar die Bekenntnisse beider Kirchen zu Recht bestehen sollen, in der man aber mit Hintansetzung der Unterscheidungslehren vielmehr das beiden Kirchen Gemeinsame betonen und sich gegenseitig als Brüder anerkennen soll. Wir wissen aus der Schrift (Röm. 16, 17), daß eine solche Union geradezu Ungehorsam gegen den heiligen Gott ist. Zudem hat die hundertjährige Geschichte der Union nur zu deutlich herausgestellt, welche greuliche Verwilderung in einer Kirche schließlich einreißt, welche die Indifferenz gegen Bekenntnisunterschiede auf ihr Panier geschrieben hat, weil ja dadurch konsequenterweise jede Lehrzucht inhibiert ist. Versicherte uns doch ein Pastor aus der Nähe Torgaus, daß ein Amtsbruder nicht vom andern wisse, ob er mit ihm auf demselben Glaubensgrunde stehe. Erst gelte es einmal festzustellen, zu welcher der vielen theologischen Schulen der Betreffende gehöre. Die verschiedensten Richtungen, von den Lutheranern innerhalb der Union bis zu solchen Liberalen, deren Christentum vor dem Richterstuhl der Schrift als Unglaube, als Heidentum, dasteht, laufen eben nebeneinander in der evangelischen Kirche. Und ein anderer gläubiger Pastor erzählte von der furchtbaren Gewissensnot, in die er geriet, als ihm während seines Universitätsstudiums unter dem Einfluß der theologischen Dozenten sein Christenglaube zweifelhaft zu werden begann, und wie er erst nach schweren inneren Kämpfen sich zu seinem einfältigen Kinderglauben an die objektive Wahrheit des Evangelii-

uns zurückfinden konnte. Dabei erhebt man ein wahres Petergeschrei, wenn einsichtige Christen den Versuch machen, den wahrhaft unhaltbaren Zuständen dadurch abzuhelpfen, daß der Kirche das Recht eingeräumt werde, zur Erziehung ihrer zukünftigen Diener durch Besetzung der theologischen Professuren mit solchen Männern beizutragen, die sich zum Bekenntnis der Kirche nicht in Widerspruch befinden. Wenn die Theologie nicht ihren wissenschaftlichen Charakter einbüßen solle, müsse die Freiheit der Forschung unter allen Umständen gewahrt bleiben. Die Professoren hätten einfach den Studenten die Resultate ihrer Forschung vorzutragen — unbekümmert darum, was das für die praktischen Bedürfnisse der Kirche und ihrer späteren Diener bedeuten möge.

Was Luther von den eben geschilderten Zuständen und von der Union überhaupt zu sagen hätte, bedarf für keinen eines Nachweises, der auch nur einigermaßen mit seiner Geschichte und mit seinen Schriften vertraut ist.

Von Luther wird heute viel geredet; mit ihm, seinem Glauben und seinem unentwegten Festhalten an der Schrift als der Offenbarung des lebendigen Gottes beschäftigt man sich in der Nachkriegszeit intensiv in der evangelischen Kirche Deutschlands. Wir begrüßen das freudig und sind gewiß, daß das nicht vergeblich sein wird. Und das führt uns auf den anderen Grund, aus dem wir über die Neuweihe der Torgauer Schloßkirche einigermaßen ausführlich berichtet haben.

Der Begriff der Volkskirche, wie man sie in Deutschland hat, ist uns fremd. Wir können uns nicht wohl vorstellen, warum man die entkirchlichten Massen innerhalb der Kirche behalten will und sich fast verzweifelt dagegen wehrt, daß die positiven Bekenner des christlichen Glaubens sich von den anderen reinlich scheiden und zu Gemeinden zusammenschließen sollen. Das entspräche doch dem Wille der Kirche, wie es uns das Neue Testament zeichnet. Warum hält man nur, so fragen viele bei uns verwundert, mit solcher Zähigkeit fest daran, einen jeden als Glied der Kirche so lange zu zählen, bis er ausdrücklich seinen Austritt erklärt hat? Selbst wenn der Betreffende sich jahrelang von Wort und Sakrament fern gehalten hat.

Die Kirche hierzulande hat sich von Anfang an unabhängig vom Staat entwickeln können und müssen. Von einigen gegenteiligen Versuchen aus der Kolonialzeit können wir hier billig schweigen. Die Mannigfaltigkeit der religiösen Überzeugung der Einwanderer,

die Verschiedenheit der Sprachen und Abstammung waren von vornherein ein kräftiges Hindernis gegen den Zusammenschluß der Protestanten zu einer Kirche. Bei dem Widerstreit der Anschauungen in Glaubenssachen konnte der Gedanke an eine einheitliche Staatskirche bei der Gründung unserer Republik nicht recht Boden gewinnen. Was nun speziell uns Lutheraner des Westens betrifft, so waren unsere Väter, die im alten Vaterland teilweise bei Einführung der Union wegen ihres Bekenntnisses von den staatlichen Behörden belästigt worden waren, nach ihrer Ansiedlung im damaligen wilden Westen ganz auf sich selbst angewiesen, konnten ohne Bevormundung seitens des Staates ihres Glaubens leben und sich ihr Kirchenwesen frei ausgestalten. Es war also lediglich eine Frucht ihres Christenglaubens, daß sie sich zu kleineren und größeren Verbänden zusammenschlossen. Um das Schaffen ihrer Seligkeit, um die Verwaltung der Gnadenmittel, um das Heil ihrer Kinder, um brüderliche Gemeinschaft und um Ausrichtung des großen Missionsauftrags ihres Heilandes ist es ihnen zu tun gewesen, als sie in christlicher Freiheit ihre Gemeinden und Synoden gründeten. Seitdem sind schon 75 Jahre und mehr verfloßen, und wir sind in das Erbe unserer Väter eingetreten.

Wenden wir nun wieder unseren Blick auf Deutschland und bedenken wir, daß die protestantischen Kirchen auf eine 400jährige Geschichte zurückblicken. Ganz allmählich ist die Kirche dort im Wandel der Zeiten das geworden, was sie heute ist. In der Gestalt der Landeskirche, Staatskirche, Volkskirche ist keine Kirche dem Lutheraner, dem evangelischen Christen der heutigen Generation bekannt und vertraut, und in keiner anderen.

Wie das so geworden ist? Als seinerzeit in den von der Reformation erfaßten Gebieten zugleich mit der römischen Lehre auch die bischöfliche und päpstliche Autorität hinfällig geworden war, fragte es sich, wer sich nun der einzelnen durch Städte und Dörfer verstreuten Christengemeinden annehmen, die Aufsicht über Lehre und Leben führen und bei vorkommenden Zwistigkeiten und Streitfällen einschreiten und schlichten sollte. Da machte es sich wie von selbst, daß der Fürst als überzeugter evangelischer Christ und vornehmstes und einflußreichstes Glied der Kirche die Sache in die Hand nahm. Weil niemand sonst einen Beruf dazu hatte und von den durch das langjährige römische Joch entmündigten Christengemeinden selbstverständlich in dieser Beziehung nichts zu erwarten war,

so ordnete, um das Beispiel zu nennen, welches auch anderswo richtunggebend wirkte, Kurfürst Johann auf Luthers Rat für seine sächsischen Lande eine Kirchenvisitation an. Luther und seine Mitarbeiter führten sie in den nächsten Jahren durch, und auf Grund der dabei gemachten Erfahrungen wurden die nötigsten Reformen unter beständiger Theilnahme und Mitwirkung des frommen Fürsten in die Wege geleitet.

Als im Gefolge der Reformation so manches Alte, dessen Dauer und Berechtigung in Frage zu ziehen bis dahin niemand eingefallen war, hinfällig wurde, wagten sich allerhand Geister hervor, die den gewaltsamen Sturz alles Bestehenden predigten. Hier und da brachen Unruhen aus, welche von Schwärmern und unläuterer Elementen angezettelt wurden, Unruhen, die auch an den Fundamenten der bürgerlichen Gesellschaft rüttelten. Was war da natürlicher, ja gebotener, als daß der Landesfürst vermöge seiner obrigkeitlichen Gewalt im Interesse des Friedens und der Ordnung und zum Schutze von Leben und Eigentum seiner Untertanen eingriff!

Es gab genug Rechtsfragen, welche unter dem Papsttum vor den geistlichen Gerichten verhandelt worden waren, für die jetzt kein zuständiges Tribunal vorhanden war. Je klarer sich in der lutherischen Reformation die Erkenntnis durchsetzte, daß das der Kirche von Christo gegebene Amt der Schlüssel lediglich eine geistliche Gewalt ist, bei der es sich um die Predigt von der Vergebung der Sünde oder im Falle von Unbußfertigkeit um das Behalten der Sünde handelt, mit anderen Worten, daß der Kirche einzige Aufgabe die Wortverkündigung und die Sakramentsverwaltung ist, desto mehr wurde es Pflicht der bürgerlichen Obrigkeit, ihre Polizeigewalt auch in den Dingen auszuüben, welche ihr bis dahin von der römischen Kirche streitig gemacht worden waren. Bei der dringend nötigen Neuordnung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche mußten Juristen als Sachverständige herangezogen werden, die mit den Theologen die kirchenrechtlichen Fragen in bezug auf den Rechtsstand der Kirche im Lande und auf die Funktionen von Staat und Kirche durcharbeiten und zu regeln hatten.

Weil nun die Kirche hier auf Erden aus Bürgern des Landes besteht und irgendwie im Staate eine äußerliche Organisation darstellt, zu der auch obrigkeitliche Beamte, ja die Fürsten selbst gehören, denen das Wohl und Gedeihen beider am Herzen liegt, so entstanden

schon zu Luthers Zeiten aus Theologen und fürstlichen Räten zusammengesetzte Behörden, sog. Konsistorien. Während freilich zunächst wohl nur die Absicht war, daß das Konsistorium die äußerliche Verwaltung der Kirche handhaben sollte, bekam es doch sehr bald auch mit Fragen der Lehre und der Zucht, mit der Besetzung der Pfarrstellen und mit der Übung der Visitation zu tun. So wuchs die lutherische Kirche äußerlich in die Form der Staatskirche hinein.

Was aus der Zeitlage heraus geboren war, um der Not des Augenblicks abzuhelpfen, wurde aus Gewohnheit und in Ermangelung eines Besseren zur bleibenden Einrichtung. Der Fürst übte in seinem Lande sowohl persönlich als auch durch seine dazu bestellten Beamten, z. B. die Konsistorien, die Funktionen, die früher den römischen Bischöfen oblagen, aus. Das war so, bis die auf den Weltkrieg folgende Revolution die monarchische Regierungsform abschaffte. Dadurch wurde die evangelische Kirche, die Jahrhunderte hindurch so eng mit der Monarchie verknüpft gewesen war, viel schwerer erschüttert als die katholische, die ihren Oberbischof im Papst zu Rom hat und mit dem Staat in einem Vertragsverhältnis als selbständige, gleichberechtigte Partei steht. Jetzt bestand die Zwangslage, sich mit den neuen Verhältnissen auseinanderzusetzen und für die Kirche einen modus vivendi zu finden. Da zeigte sich bald, welchen endlosen Schwierigkeiten eine Loslösung der Kirche vom Staate nach so langen Jahren des Zueinander- und Durcheinanderlebens begegnet. Man braucht nur darauf hinzuweisen, daß die Kirche aus staatlichen Mitteln erhalten worden ist. Aus den vom Staate erhobenen Steuern sind die Mittel für Neubauten oder sonstigen Geldaufwand für die Kirche bereitgestellt worden. Nach der Reformation wurden viele Klöster und Bischofsitze aufgehoben und das Vermögen derselben sowie das Einkommen aus den bisher der Kirche gehörenden Liegenschaften floß in den Staatssäckel. Wer aber wäre jetzt imstande, eine beide Parteien befriedigende Teilung vorzunehmen? Wer kann entscheiden, was von Kirchen, Pfarrhäusern, Schulen und anderem zu kirchlichen Zwecken verwendetem Eigentum der Kirche und was dem Staate zuzusprechen ist? Man ist denn auch bis jetzt, so weit wir es beurteilen können, in lauter halben Maßnahmen stecken geblieben.

Noch ein anderes historisches Moment darf nicht unberücksichtigt bleiben, wollen wir die gegenwärtige kirchliche Lage Deutschlands richtig einschätzen. Es ging bei der Einführung der Reformation

gewöhnlich so zu, daß ein an der alten Kirche festhaltender Fürst sein Land mit Anwendung von Gewalt dagegen verschloß, während im anderen Fall Fürst und Volk gemeinsam dem Evangelium zufliehen. Ein Beispiel ist Brandenburg. Solange Kurfürst Joachim I., ein wütender Gegner Luthers, lebte, behielt die Papstkirche im Lande die Macht, wenn es auch im geheimen dort schon viele Anhänger Luthers gab. Kaum aber hatte er im Jahre 1535 die Augen zugegetan und seine anders gesinnten Söhne die Regierung angetreten, als gleichsam über Nacht ganz Brandenburg sich zum Evangelium bekannte. Dazu vergesse man nicht, daß man bis weit nach der Reformation so etwas wie offenbar Gottlose und Unkirchliche nicht kannte. Es gab ja überall zerstreut Juden und nach der Reformation in den evangelischen Ländern Anhänger des alten Glaubens und der hin und her aufspringenden Sekten, die froh sein konnten, wenn sie geduldet wurden. Im großen ganzen aber war es doch so, daß man beispielsweise in Sachsen von der evangelisch-lutherischen als von der Kirche des Landes, der Landeskirche, reden konnte. Fürst und Volk Angehörige einer Bekenntnisgemeinschaft, Glieder derselben Landeskirche! Das war das Ideal, dessen Verwirklichung man meinte schon im Interesse der staatlichen Wohlfahrt und des bürgerlichen Gedeihens anstreben zu müssen.*) Daher auch die unablässigen Bemühungen in Brandenburg-Preußen zur Verichmelzung der lutherischen und reformierten Kirchen zu einer evangelischen Kirche, seit Johann Sigismund 1613 zur reformierten Kirche übergetreten war, die endlich in der Bildung der Union 1817–30 zum Ziele führten. In der Gestalt der Landes- und Volkskirche kennt die jetzt lebende Generation in Deutschland ihre evangelische Kirche, in der sie sich heimisch fühlt, in der sie durch Wort und Sakrament Rat in den Wirrnissen dieses Lebens, Trost in Not und Tod, über-

*) In der fürstlichen Instruktion für die sächsischen Visitatoren aus dem Jahre 1527 wurde darauf hingewiesen, daß an etlichen Orten mancherlei Sekten, besonders wegen der Sakramente, einwurzeln wollen. Leute, die des Irrtums verdächtig waren, sollten darüber belehrt werden. Falls dieser Unterricht nicht den gewünschten Erfolg habe, sollen sie binnen einer bestimmten Frist, in der sie ihre Güter zu verkaufen hätten, das Land räumen. „Denn wiewohl unsere Meinung nicht ist, jemand zu verbinden, was er glauben und halten soll, so wollen wir doch zur Verhütung schädlicher Aufrühre und anderer Unrichtigkeiten keine Sekten noch Trennung in unseren Landen dulden“, war Kurfürst Johanns Entschliezung. (Köpfeln, Martin Luther, s. Leben usw., Bd. 2, S. 29.)

haupt allen geistlichen Segen empfangen hat. Das erklärt es, wie gerade viele ernste Christen, die gegen die großen Schäden keineswegs blind sind, es für ihre heilige Pflicht halten, in dieser Kirche auszuharren und gegen die in ihr befindlichen Feinde des Evangeliums Zeugnis abzulegen. Das glauben sie um so mehr tun zu sollen, weil sie überzeugt sind, ihre Mitbürger gerade durch die Volkskirche am ehesten und besten unter den Einfluß des Evangeliums bringen zu können.

Das dürfen wir nicht außer acht lassen, die wir in so ganz anderen kirchlichen Verhältnissen leben. Wie viele unter uns würden wohl in ähnlicher Lage es anders machen wie jene? Die Frage tun heißt sie auch beantworten. Ein Blick in unsere Kirche, die in diesem neuen Lande sich doch unter so viel günstigeren Umständen entfalten konnte, gibt uns wahrlich keine Berechtigung, kurzweg über die Glieder der Volkskirchen dort den Stab zu brechen. Ist's denn nicht auch hier nach einem guten dreiviertel Jahrhundert seit ihrer Entstehung schon so, daß bei vielen es mehr die Liebe zur angestammten Kirche und Synode ist, die sie dabei erhält, als die Liebe zum Evangelium? Wollte Gott, das wäre zu schwarz gesehen! Es gibt drüben Christen, die sich um des Gewissens willen von der Landeskirche getrennt und vom Staate ganz unabhängige sogenannte Freikirchen gegründet haben. Wir können uns kaum eine Vorstellung davon machen, welche ein Maß von Überzeugungstreue und Standhaftigkeit dazu gehört, welche Herzwelch es verursacht, wenn einer seine alte, schon durch Gewöhnung lieb gewordene Kirche verläßt und im Gefolge dieses Schrittes oft auch die innigsten Bande des Blutes und der Freundschaft zerreißen sieht. Wohl hat Jesus gesagt: „Wer Vater oder Mutter mehr lieb hat denn mich, ist mein nicht wert“ usw. (Matth. 10, 37. 38), wie entsetzlich schwer aber ist es, im Ernstfalle danach zu handeln! Wie sucht man da nach einem Ausweg, macht tausend Ausflüchte und Entschuldigungen! Wie würde uns zumute sein, wenn wir nicht mehr mit Eltern und Geschwistern zum Tisch des Herrn gehen könnten? Es gehört ein Heldenglaube dazu, der bereit ist, um des Herrn willen alles zu verlassen, auch, wo nötig, seine Kirche und so mit der Tat es zu bekräftigen: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde“ (Ps. 73, 25), nichts nach Verwandten und Freunden, nach der Lebensstellung noch nach Spott, Hohn und Verfolgung. Wo blieben wir, wenn von uns eine solche Entscheidung gefordert

werden sollte? Ach, wir wissen's nur zu gut, wir würden versagen, so viel auf unser Vermögen ankommt. Wir wissen aber auch, daß wir einen starken Gott haben, der da hilft, und einen Herrn, der auch aus dem Tode erretten kann. Ihn flehen wir an, zu ihm fliehen wir, damit er in der bösen Stunde mit seiner Kraft in uns Schwachen mächtig sei, wie er verheißen hat. Durch die Wirkung seines kräftigen Wortes, durch seine mächtige Gnade macht er die Schwachen stark. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“ (1 Joh. 5, 4).

Die vorstehende Ausführung über die evangelische Kirche Deutschlands, die wir im Anschluß an den Bericht über die bei der Neuweihe der Schloßkirche in Torgau gehaltenen Reden gegeben haben, möchte dazu dienen, uns hierzulande vor vorschnellem und ungerechtem Aburteilen zu bewahren und neues Verständnis für die eigenartige Lage der dortigen Christenheit zu wecken. Gewiß können wir nicht recht heißen, was einmal unrecht ist, wollen nicht weiß zu machen versuchen, was doch schwarz ist. Das wäre Untreue gegen Gott und ein Schachern mit dem Wort der Wahrheit, das sein und nicht unser ist. Es hieße auch den in Irrtum verstrickten Christen einen üblen Dienst erweisen. Gerade aus Liebe zu ihnen reichen wir ihnen nicht die Hand brüderlicher Gemeinschaft, so gerne wir es auch möchten. Sie stecken eben in einer widergöttlichen Gemeinschaft, in der Gläubige mit Leugnern der Gottheit Christi und der satisfactio vicaria zusammengeschlossen sind. Darum halten wir an, ihnen mit Wort und Tat zu bezeugen (2. Kor. 6, 14–18): „Zieheth nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen! . . . Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr“ usw. Wir freuen uns aber darauf, daß sie, die aller Versuchung ungeachtet fest bleiben an Gottes Wort und Gnade, an jenem Tage, wenn Gott das Verborgene der Herzen offenbar machen wird, als die Geseigneten des Herrn zur Rechten des erhöhten Christus stehen werden, und wir — Gott gebe es! — mit ihnen.

* * * * *

Mit Luther und der Reformation ist Torgau so eng wie irgend- eine Stadt Deutschlands mit Ausnahme Wittenbergs verknüpft. Es läßt sich keine Geschichte der Entstehung der lutherischen Kirche und der Kämpfe um ihren Bestand schreiben, ohne immer wieder auf den Namen Torgaus zu stoßen, so daß der in der Überschrift dieses Artikels ihm gegebene Titel „Lutherstadt“ voll zu Recht besteht.

Die drei zu Lebzeiten Luthers regierenden sächsischen Kurfürsten haben ihr Hoflager oft und gern auf Schloß Gartenfels in Torgau gehalten. Friedrich der Weise, der zwar seine schützende Hand nie von ihm zurückzog, vermied dennoch, fast scheint es: absichtlich, eine persönliche Bekanntschaft mit seinem kühnen Professor an der von ihm gegründeten Universität Wittenberg. Anders sein Bruder und Nachfolger Johann der Beständige. Er trat offen für die Sache des Evangeliums ein. Er ließ es sich nicht nehmen, zusammen mit anderen Fürsten und Herren, unter denen er der mächtigste war, und den Vertretern einiger freien Reichsstädte seinen Namen unter die Augsburger Konfession zu setzen und im Vollbewußtsein dessen, was dabei für ihn auf dem Spiel stehen mochte, seinen Glauben vor Kaiser und Reich zu bekennen. Sein Sohn Johann Friedrich, genannt der Großmütige, verehrte Luther als seinen geistlichen Vater und stand zu ihm in einem besonders innigen Verhältnis. Unter solchen Umständen ist es ohne weiteres zu verstehen, daß Torgau den Reformator mehr als einmal in seinen Mauern zu Gaste gehabt hat. Ehe wir uns jedoch eingehender mit Torgau als Lutherstadt beschäftigen, wollen wir uns in kurzem Umriß die Allgemeingeschichte der Stadt vor Augen führen.

Torgau, oberhalb Wittenbergs an der Elbe gelegen, ist heute eine Kreisstadt des Regierungsbezirks Merseburg in der preußischen Provinz Sachsen und zählt (nach der Volkszählung von 1925) 12,647 Einwohner.*) Wo es liegt, hat sich schon in grauer Vorzeit eine Siedlung von Fischern und Schiffern befunden, denn hier war damals ein wichtiger Elbübergang. Der Name „Torgau“ für diese Wohnstätten wird schon so früh wie 973 erwähnt; im Jahre 1288 wird es als Stadt bezeugt. Bei der Teilung der sächsischen Lande im Jahre 1485 fiel es mit Wittenberg an die ernestinische Linie des Hauses Wettin, welche die nördlichen Gebiete, den sogenannten Kurkreis, und außerdem Thüringen erhielt, während das Land Meißen mit Dresden und Leipzig dem albertinischen Zweige zugeteilt wurde. Torgau wurde nun kurfürstliche Residenz. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg im Jahre 1547, durch die der Schmalkaldische Krieg entschieden wurde, belehnte Kaiser Karl V. den Herzog Moritz von Sachsen zum Lohn für seinen Verrat an seinen Glaubensgenossen mit der Kurwürde, und Torgau kam mit Wittenberg an Sachsen-Meißen.

*) Meyers Lexikon, 7. Aufl., Bd. 11.

Aus der Weltgeschichte wäre noch die Schlacht bei Torgau während des Siebenjährigen Krieges erwähnenswert, in der Friedrich der Große die Österreicher im Jahre 1760 schlug, als General von Zietzen, im Volksmunde „Zietzen aus dem Busch“, mit einem kühnen Reiterangriff den Feinden in den Rücken fiel und dadurch die Entscheidung herbeiführte. Seit 1815 gehört Torgau zu Preußen, war bis 1891 Festung und bis nach dem Weltkrieg eine bedeutende Garnisonstadt.

Nachstehend seien nun in chronologischer Reihenfolge die Begebenheiten aufgezählt, die Torgaus Namen unlöslich mit der Geschichte Luthers und der Reformation verbinden.

1523 verhalf der Torgauer Ratsherr Leonhard Koppe neun Nonnen zur Flucht aus dem Kloster Nimbschen bei Grimma. Das geschah unter Vorwissen Luthers, der Koppe die Schrift widmete: „Ursache und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen“. Unter den Nonnen, deren Flucht — damals ein unerhörter Vorfall — gewaltiges Aufsehen erregte, befand sich auch die spätere Gattin des Reformators, Katharina von Bora.

1525 wurden auf Luthers Wunsch zwei Torgauer Komponisten vom Kurfürsten nach Wittenberg gesandt, um Luther bei der Ausarbeitung einer deutschen Gottesdienstordnung zu helfen. Die lateinische Liturgie sollte durch eine deutsche ersetzt werden, um der Gemeinde verständlich zu werden. Die Umgestaltung der Musik für das deutsche Singen machte Schwierigkeiten. Die beiden Torgauer Sachverständigen waren der alte fürstliche Sangmeister Konrad Rupp und der jüngere Johann Walther, der im Jahre vorher selbst schon eine Anzahl geistlicher Gesänge gedichtet und komponiert hatte. Besonders mit dem letzteren arbeitete Luther zusammen und behielt ihn drei Wochen lang bei sich. Später verwendete er sich beim Kurfürsten für ihn und sagte: Für solche Personen würden die Klostersgüter nützlich und nach Gottes Willen verwendet. Auch Melancthon bemerkte, daß man in gegenwärtiger Zeit sehr solcher Leute wie Walther bedürfe. Übrigens bewunderte dieser Kenner Luthers hohe Begabung als Komponist.

1526 kam das Torgauer Bündnis zwischen Johann von Sachsen und Philipp von Hessen zustande, dem auch noch andere evangelische Reichsstände beitraten. Schon gegen Ende des Jahres 1525 hatten die eben genannten Fürsten auf dem Jagdschloß Friedewald eine Vereinbarung zu gegenseitigem Schutz getroffen. Es sah besonders

böse aus für die Sache des Evangeliums. Der Bauernkrieg, für dessen Ausbruch katholischerseits Luther und sein Auftreten verantwortlich gemacht wurde, war durch gemeinsames Vorgehen der katholischen und evangelischen Stände in Blut und Leichen erstickt worden. Nun schickten sich die Anhänger der alten Kirche, namentlich seit der Kaiser durch den Frieden mit König Franz von Frankreich, den er in der Schlacht von Pavia besiegt und gefangen genommen hatte, Luft bekommen hatte, allen Ernstes an, der lutherischen Ketzerei den Garauß zu machen. Diesem drohenden Unwetter suchten die evangelischen Stände durch Abschluß jenes Bundes zu begegnen, der in Gotha geschlossen, aber in Torgau ratifiziert wurde und daher seinen Namen bekam. Das Bündnis sollte lediglich Defensivzwecken dienen. Luther aber verhielt sich dagegen ablehnend. Für ihn war der Kaiser die von Gott gesetzte Obrigkeit, der gegenüber ihm der Grundsatz galt, Christen dürften sich nicht gegen sie auflehnen, auch wenn sie zu Unrecht Gewalt von ihr erlitten. Nach Abschluß des Torgauer Bündnisses schrieb er an den Mansfeldischen Rat Rühel: „Den Bund wider den Kaiser höre ich nicht gerne, denn Menschenanschläge, forge ich, werden fehlen.“

1527 war die sogenannte Torgauer Konferenz, die der Untersuchung einer Anklage galt, die Johann Agricola, damals Pfarrer in Eisleben, gegen Philipp Melanchthon erhob. Es handelte sich dabei um Ausführungen über die Buße in den Visitationsartikeln. Diese hatten zwar Melanchthon zum Verfasser, waren aber zu wiederholten Malen von Theologen wie Luther, Bugenhagen und Spalatin geprüft, bei einer zu diesem Zwecke nach Torgau einberufenen Versammlung, zu welcher Luther, Melanchthon und Bugenhagen von Wittenberg zugereist waren, besprochen und nach einem dortigen Beschluß von Luther und Melanchthon noch einmal revidiert worden. Agricola wandte sich gegen den Satz, daß die Gesetzespredigt nötig zur Buße sei, um den Sünder zur Reue und zum Erschrecken über seine Sünde zu bringen. Demgegenüber behauptete er, Buße werde nur durch das Evangelium gewirkt. Es fielen im Verlaufe des Streitens, der übrigens zehn Jahre später von neuem ausbrach, aus seinem Munde extreme Äußerungen wie: Das Gesetz gehöre nur außs Rathaus und für den Nachrichter. Darüber veranstaltete der Kurfürst, den der Streit alterierte, im November ein Gespräch in Torgau zwischen Luther, Bugenhagen, Melanchthon und Agricola. Es kam zum Frieden, als Agricola zugab, die Herzen müßten zuerst

durch die Drohungen des göttlichen Gesetzes zerknirscht werden. Den von ihm gebrauchten Ausdruck, daß die Buße mit dem Glauben beginne, wollte er dahin verstanden haben, daß damit der Glaube an die göttlichen Drohungen gemeint sei. Luther unterschied dann scharf zwischen diesem Glauben im weiteren Sinne (*fides generalis*) und dem rechtfertigenden Glauben, welchem erst in Wahrheit der Name Glaube zukomme, und Agricola schwieg.

1529 nahm Luther mit Jonas und Fues in Torgau die Kirchenvisitation vor. Wie gründlich man zu Werke ging und wie viel Mühe es machte, das neue Kirchenwesen einzurichten, können wir schon daraus sehen, daß sie vom 20. April bis zum 10. Mai dauerte.

1530 wurden im Auftrage des Kurfürsten die Torgauer Artikel verfaßt. Der Kaiser hatte von Bologna aus, wo er sich von dem Papst hatte krönen lassen, einen Reichstag ausschreiben lassen. Dort sollte auch die Regelung und Beilegung des religiösen Haders angestrebt werden. Um für den bevorstehenden Reichstag zu Augsburg gerüstet zu sein, verlangte Johann in einem Schreiben vom 14. März von seinen Wittenberger Gottesgelehrten, Luther, Jonas, Bugenhagen und Melanchthon, „ihm bis zum 20. März diejenigen Punkte in ihrer Lehre auszuzeichnen, in welchen der ganze Grund der reinen christlichen Wahrheit enthalten sei, damit er und andere Stände noch vor dem Reichstage sich beständig und gründlich entschließen könnten, ob und inwieweit und über welche Artikel man sich noch mit Gott, Gewissen, gutem Fug und ohne beschwerliches Ärgernis in Unterhandlungen mit der Gegenpartei einlassen könne.“ Dieser Verfügung entsprechend wurden ihm in seiner Residenz Torgau die darum so genannten Torgauer Artikel überreicht. Sie handelten in der Hauptsache von der Abschaffung der römischen Mißstände bezüglich der Gottesdienstordnung und Kirchenorganisation. Zusammen mit den Schwabacher Artikeln von den strittigen Lehren, zu denen sich Luther bei ihrer Drucklegung ausdrücklich als zu seinen eigenen bekannte, bildeten sie die Grundlage für die von Melanchthon in Augsburg ausgearbeitete und am 25. Juni vor dem Reichstage verlesene Konfession.

1542 bat Luther den Rektor Crodell in Torgau, seinen Sohn Hans, der seit kurzem auf der dortigen Schule war, schleunigst in eigenem Wagen nach Wittenberg zu senden. Seine 1529 geborene Tochter Magdalene, sein „Lenchen“, lag im Sterben und sehnte sich danach, ihren Bruder noch einmal zu sehen. Nachher ersuchte er

Crodel, Hans beizustehen, der von dem Tode der Schwester mächtig ergriffen war und meinte es in Torgau nicht mehr aushalten zu können, und ihn zu ermahnen, sich zu bezwingen und ruhig weiterzustudieren.

1544 weihte Luther die neuerbaute Schloßkirche in Torgau ein. Im Beisein des Kurfürsten Johann Friedrich und des ganzen Hofes predigte er über das Evangelium des Tages, des XVII. Sonntags nach Trinitatis (Lucä 14, 1–11). Wir bringen einige charakteristische Zitate: „Wir sollen jetzt dies neue Haus einsegnen und weihen unserm Herrn Christo; welches mir nicht allein gebührt und zusteht, sondern ihr sollt auch zugleich an den Sprengel und Räuchfaß greifen, auf daß dies neue Haus dahin gerichtet werde, daß nichts anderes darin geschehe, denn daß unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang. Darum, damit es recht und christlich eingeweiht und gesegnet werde, nicht wie der Papiſten Kirchen mit ihrem Bischofschresem und Räuchern, sondern nach Gottes Befehl und Willen, wollen wir ansehen Gottes Wort zu hören und zu handeln.“ . . . „Nicht, daß man daraus eine sonderliche Kirche mache, als wäre sie besser denn andere, wo man Gottes Wort predigt. Denn siehe die Not vor, so möchte man wohl draußen bei dem Brunnen oder sonstwo predigen.“ . . . „Dazu soll auch jetzt dieses Haus geweiht sein, nicht um sein, sondern um unsertwillen, daß wir selbst durch Gottes Wort geheiligt werden und bleiben also, daß wir dasſelbe, so uns Gott gnädiglich gegeben, auch helfen erhalten und ausbreiten.“ . . . „Das sei jetzt genug gesagt zur Einweihung des Hauses. Und nun ihr es habt helfen besprengen mit dem Worte Gottes, so greifet nun zum Gebet und laſſet uns Gott anrufen, erstlich für seine heilige Kirche, daß er sein Wort wolle unter uns erhalten und ausbreiten, auch dieses Haus rein erhalten, wie es jetzt eingerichtet ist; darnach für alle Regimente und gemeinen Frieden in deutschen Landen, daß Gott auch denselben stärken und erhalten wolle, auch dem Teufel, Papiſten und Türken wehren, wie denn in dieser Zeit not ist. Zuletzt noch für unsere liebe Obrigkeit, den Landesfürsten, ganze Herrschaft und alle Stände, daß sie alle Gottes Wort ehren, ihm dafür danken, ihrem Amte wohl vorstehen, treu und gehorsam sein und gegen den Nächsten christliche Liebe erzeigen. Denn solches alles will Gott von uns haben, daß man für diese Not ernstlich bitte. Amen.“

Die Torgauer Chroniken berichten von dem tiefen Eindruck dieser Feiertunde. Dem späteren Stadtarzt Balthasar Summer, der als Jüngling diesem Weihfest bewohnte, war es, „als höre er die göttliche Majestät selber reden“, so gewaltig ergriffen ihn die Lutherworte.

1552 starb Luthers Witwe, Katharina von Bora, in einem Hause in der Schloßgasse zu Torgau. Wegen der Pest, die in Wittenberg ausgebrochen war, floh sie mit ihren Kindern nach Torgau. Als unterwegs die Pferde durchgingen, sprang sie aus dem Wagen und fiel in eine Wasserlache. Dadurch zog sie sich eine Krankheit zu, die in Auszehrung überging. Aus den Worten, die uns von ihr aus ihrer Krankheit aufbewahrt sind: „Ich will an meinem Herrn Christo kleben bleiben, wie die Klette am Kleide“, spricht ihr kindliches Gottvertrauen. Ihr Todestag ist der 20. Dezember. Am nächsten Tage wurde sie unter zahlreicher Beteiligung der Professoren und Studenten der Universität, die ebenfalls Wittenberg verlassen hatten, in der Stadtkirche zu Torgau begraben.

1576 traten zufolge des Beschlusses eines von Kurfürst August einberufenen vorbereitenden Konvents zu Lichtenburg, einem kurfürstlichen Schlosse an der Elbe unterhalb Torgaus, achtzehn lutherische Theologen im Mai zu einer Beratung über die nach Annahme der Augustana unter den Lutheranern in Streit gekommenen Artikel des Glaubens zusammen. Unter ihnen waren an Auswärtigen Musculus und Körner aus Frankfurt a. d. Oder, Chyträus aus Rostock, Andrea aus Tübingen und Chemnitz aus Braunschweig. Bei diesen Besprechungen dienten zwei Schriften als Vorlage, nämlich die Schwäbisch-sächsische Konkordia und die Maulbronner Formel, die inhaltlich sich nicht wesentlich voneinander unterscheiden. Als Resultat der Verhandlungen kam das sogenannte Torgische Buch zustande. Sein genauer Titel ist „Torgisch Bedenken, welchergestalt oder maßen vermöge Gottes Worts die eingerissene Spaltung zwischen den Theologen Augsbürgischer Konfession christlich verglichen und beigelegt werden möchte. Anno MDLXXVI.“ Dies Buch enthielt schon die zwölf Artikel in derselben Reihenfolge wie unsere Konkordienformel. Auf drei Konventen im Kloster Bergen bei Magdeburg wurden die eingelaufenen Gutachten berücksichtigt. Auch ein Auszug, die Epitome, wurde hergestellt, weil man sich über die Weitläufigkeit des Bekenntnisses beschwerte. Hauptredaktoren waren Andrea, Chemnitz und Selnecker, zu denen schließlich noch vor der

endgültigen Fertigstellung Musculus, Chyträus und Cornerus (Körner) kamen. Die erste offizielle Ausgabe des Bergischen Buches erfolgte 1580 in dem Konfordinbuche mit sämtlichen anderen Symbolen; es ging unter dem Namen „Konfordinformel“ in den Allgemeinbesitz der lutherischen Kirche über.

M. Lehninger.

„Die Herrlichkeit des Herrn.“

(Fortsetzung.)

„So laß mich deine Herrlichkeit sehen!“ Exod. 33, 18.

Wir kehren jetzt zur Erörterung der weiteren hauptsächlichsten Erscheinungen der „S. d. S.“ zurück.

Nach seiner Erscheinung im Saphirblau beim Bundesmahl (Kap. 24, 9–11) rief der Herr Mose zu sich auf die Spitze des Berges, um ihm „steinerne Tafeln und Gesetze und Gebote, die ich geschrieben habe, die du sie lehren sollst“, zu übergeben. Mose wies darauf die Ältesten, die mit ihm am Bundesmahl teilgenommen hatten, an, nicht mit ihm auf den Berg zu steigen, sondern beim Volk zu bleiben und Aaron und Hur in der Regierung des Volkes zu unterstützen, bis er wiederkommen werde. Dann stieg er mit seinem Diener Josua auf den Berg. Was nun von B. 15–18 im Text weiter folgt, ist nicht Erzählung einer neuen Erscheinung der S. d. S., wie man nach Luthers Übersetzung meinen könnte, sondern Beschreibung dessen, was Mose auf der Spitze des Berges vorfand. „Da nun Mose auf den Berg kam, bedeckte — nicht ‚eine‘, sondern — ‚die‘ Wolke den Berg“. Und zwar nicht erst jetzt, sondern schon seit sechs Tagen. Und in der Wolke „wohnte“ — nicht „erschien“ — ebenso lange die S. d. S. und deckte den Berg — nicht Mosen mit der Wolke. Es war jetzt der siebente Tag nach dem ersten großen Erscheinen der S. d. S. bei der Proklamation der zehn Gebote. Vers 17 beschreibt nur, wie die S. d. S. vor den Kindern Israhel aussah. B. 18 wiederholt noch einmal das Aufsteigen Moses, um daran die Notiz zu knüpfen, auf die es dem Schreiber eigentlich ankam, daß Mose vierzig Tage und vierzig Nächte bei dem Herrn auf dem Berge verweilt habe. Denn er will jetzt mitteilen, was der Herr während dieser langen Zeit Mose geoffenbart und zu tun befohlen habe. Dieser

Bericht füllt nun die folgenden Kapitel 25–31. In jenen vierzig Tagen gab der Herr Mose Anweisung über den Bau der Stiftshütte mit ihrem inneren und äußeren Zubehör. Nachdem der Herr mit der Instruktion Moses fertig geworden war, „gab er ihm — so schließt der Bericht — die zwei Tafeln des Zeugnisses; die waren steinern und geschrieben mit dem Finger Gottes.“ So knüpft der Schreiber den Empfang der Gesetzestafeln durch Mose (Kap. 31 Schluß) an den Befehl des Herrn an ihn (in Kap. 24, 12) an, auf den Berg zu kommen, um sie in Empfang zu nehmen.

Für unsern Zweck hat die in Kap. 25–31 enthaltene Gesetzgebung keine unmittelbare Bedeutung. Wir wollen zu der Stelle Kap. 33, 18, in welcher Mose um das Schauen der S. d. S. bittet und vom Herrn einen sehr merkwürdigen Bescheid erhält. Um sie zu verstehen, müssen wir die Situation erkennen, aus welcher heraus Moses zu der sonderbaren Bitte kam. Sie wird uns aus dem Zusammenhang der Erzählung in Kap. 32 und 33, 1–6 klar. *)

Wir geben hier eine Skizze der in Kap. 32 erzählten Begebenheiten in der historischen Reihenfolge, in welcher sie sich mit Hereinnahme von 33, 1–6 darstellen.

In 31, 18 erhält Mose am Ende jener vierzig Tage die Gesetzestafeln und scheidet sich zur Rückkehr zum Volke an. Unterdes war das Volk abgefallen und hatte die Abgötterei mit dem Goldenen Kalbe begangen; der Herr teilt Mose das mit und offenbart ihm seinen Plan, das Volk als ein halsstarriges, aus dem nichts zu machen sei, zu vernichten und an dessen Statt Mosen zum großen Volk zu machen. Moses Fürbitte stimmt den Herrn dahin, daß er die Ausführung seines Planes sistiert. Mose kommt herunter zum Volk, sieht den Götzendienst, zerbricht die mitgebrachten Gesetzes-

*) Diese ist freilich in den meisten Übersetzungen, auch in der Luthers, in etlichen Punkten dadurch schwer verständlich geworden, daß 33, 1–6 als eine Fortsetzung der in Kap. 32 enthaltenen Geschichte aufgefaßt worden ist. Dadurch wird in unsrer Auffassung Verwirrung über die Aufeinanderfolge gewisser Ereignisse und Befehle Gottes angerichtet. Um die zu vermeiden, müssen wir den Passus lediglich als eine nachträgliche Erklärung und Ergänzung von etlichen in Kap. 32 erzählten Begebenheiten erkennen. Es ist hier nicht der Ort, das näher aus der eigentümlichen Art der hebräischen Komposition nachzuweisen. Nur das sei hier gesagt, daß in 33, 1–6 zwei je aus Vorder- und Nachsatz bestehende Perioden liegen, deren Imperfecta in den Vorderätzen in das Plusquamperfect zu setzen sind. Es sind die Perioden W. 1–4 und W. 5 und 6.

tafeln, verbrennt im Zorn das Kalb, straft Aaron und läßt die Kinder Levi 3,000 des Volks niederhauen. Am nächsten Morgen straft er das Volk, und bei dieser Gelegenheit wird er ihnen auch den Zorn des Herrn über ihren Abfall und seine Absicht, das Volk als ein halsstarriges und für seine Zwecke unbrauchbares zu vernichten, mitgeteilt haben. Zugleich aber sagt er ihnen auch, daß er noch einmal zum Herrn gehen und versuchen wolle, ihre Sünde zu versöhnen. Er tut's und bittet den Herrn um Vergebung mit der Hinzufügung: „Wo nicht, so tilge mich auch aus deinem Buch, daß du geschrieben hast“. Der Herr weist Moses Bitte ab mit den Worten: „Ich will den aus meinem Buch tilgen, der an mir gesündigt hat. Und nun geh und führe das Volk an den Ort, davon ich dir gesagt habe. Sage ihnen: Ich werde ihre Sünde heimsuchen, wenn meine Stunde kommt. Ich werde nicht mit dir hinaufziehen, denn du bist ein halsstarrig Volk, damit ich dich nicht unterwegs vernichte; wenn ich nur einen Augenblick in deiner Mitte hinaufginge, so müßte ich dich vernichten. Einer von meinen Engeln soll vor dir hergehen. Jetzt aber lege deinen Götzenfestschmuck von dir, damit ich mich entschließen möge, was ich dir tun sollte.“ — Da das Volk diese böse Rede hörte, „trugen sie Leide und legten ihren Schmuck ab am Berge Soreb.“ — So schlug der Herr das Volk um das, was sie mit dem Kalb getan hatten, welches Aaron gemacht hatte.

So etwa scheint uns der Nachtrag in 33, 1–6 in die geschichtliche Erzählung von Kap. 32 hineinzupassen. Andere mögen es anders machen; aber hineinverwebt werden muß er, wenn man z. B. nur B. 4 b und 6 in Einklang mit den Vorgängen bringen will.

Worauf es in dieser Schilderung ankommt, das ist die für Mose und das Volk so erschreckliche Tatsache, daß es durch das Götzenfest zu einem Zerwürfnis zwischen dem Herrn und seinem Volk gekommen war, das die ganze Zukunft Israels in Frage stellte. Gottes Zorn schien vorläufig beschwichtigt zu sein. Aber zugesagt war ihnen die Vergebung nicht. Der Herr hatte sich geweigert, weiter persönlich vor ihnen herzugehen und in ihrer Mitte zu wohnen. Es stand ihnen eine Stunde schrecklicher Heimsuchung, ja die Vernichtung bevor, wenn der Herr selbst weiter mit ihnen zog. Da war die Gestattung eines Engels zum Führer ihres Zuges ein sehr schwacher Trost. Das Volk war innerlich gebrochen und verzagt.

Dazu kam noch eine andere niederschlagende Tatsache. Wie der Herr sich augenscheinlich vom Volk zurückgezogen hatte, so tat es

auch Mose. Es heißt in 33, 7: „Mose aber nahm das Zelt und schlug es sich außerhalb des Lagers, fern vom Lager, auf und nannte es „Hütte (Zelt) der Zusammenkunft“. Das war nicht die Stiftshütte; die war noch nicht einmal im Bau begriffen, nur die Anweisung zu ihrem Bau hatte Moses in Händen. Und fertig und aufgerichtet wurde sie ja erst ein Jahr später. Die Hütte, welche Mose „n a h m“ und außerhalb des Lagers in der Ferne „für sich“ (33, 7. hebr.) aufschlug, war seine eigene Hütte, die als das Zelt des Führers bisher in der Mitte des Lagers, unmittelbar vor dem Lager des Stammes Levi, gestanden hatte. Und die ließ nun Mose aus dem Lager hinaus schaffen und außerhalb des Lagers aufschlagen. Was hatte das zu bedeuten? Er hatte das unzweifelhaft auf des Herrn Befehl getan. Sollte und wollte Mose nun auch nicht mehr des Volks Führer sein? Er hatte das Zelt das Zelt der Zusammenkunft genannt. Zusammenkunft wessen? Er hatte angeordnet, daß jeder, der den Herrn befragen wolle, zu diesem Zelt außerhalb des Lagers hinausgehen müsse. So mußte doch der Herr dort zu Mose kommen und mit ihm da verkehren. War das wirklich der Fall? Und bedeutete das Hinausgehen des einzelnen zum Befragen des Herrn Lossage vom Volk? Wollte der Herr zwar dem einzelnen sich nicht völlig entziehen, aber vom Volk als Ganzem nichts mehr wissen?

Alle diese Fragen versetzten das Volk in eine solche Aufregung, daß sie das Hinausgehen Moses zu diesem Zelt (für gewöhnlich muß er also noch im Lager — wohl der Leviten oder Aarons — als Privatmann verweilt haben) mit dem höchsten Interesse beobachteten. So oft Mose zu der Hütte hinausging, „so stand alles Volk auf und trat ein jeglicher in seiner Hütten Tür und sahen ihm nach, bis er in die Hütte kam“. Es handelte sich um die Frage, ob der Herr wieder mit dem Volk versöhnt sei oder nicht; praktisch, ob die Wolke und mit ihr die S. d. S. als das große Zeichen der Gnade gegen das Volk auf Moses Zelt herniederkommen werde oder nicht. Und richtig: sobald Mose in die Tür der Hütte trat, sahen sie die Wolkensäule sich vom Himmel auf die Hütte herniedersinken. Der Herr war wieder da! Und sofort warf sich dann das gesamte trauernde Volk anbetend auf die Erde, seine Sünde bekennend und um Gnade flehend. Daß der Herr seinen gnädigen und freundlichen Verkehr mit Mose fortsetzte, das bewies ja sein Herniederkommen zu Moses Hütte. Jetzt flehten sie um seine Gnade auch für sich und seine Wiederkehr als ihr Führer auch zu ihnen.

Was in der Hütte vor sich ging, wenn die G. d. G. davorstand, mußte das Volk wohl. Der Herr redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, „wie ein Mann mit seinem Freunde redet“; wenn aber Mose die Hütte verließ und wieder ins Lager zurückkehrte, so wich sein junger Diener Josua nicht von der Hütte, sie bewachend und mehrend, daß niemand vom Volk während der Abwesenheit Moses sie betrete und entweiche. Das sah wieder aus, als sei das Volk immer noch vom freien Verkehr mit dem Herrn ausgeschlossen. Mit Mose persönlich redete der Herr so freundlich; gegen das Volk tat er so abwehrend und kalt. Handelte es sich etwa immer noch um die Frage, ob das Volk verworfen werden und ein neues aus Mose entstehen sollte? Oder stand es noch in Frage, ob der Herr selbst oder nur ein Engel mit ihnen und vor ihnen hergehen sollte?

Selbst bei Mose war das unentschieden; und es stand ihm fest, daß die Halsstarrigkeit des Volks und die Drohung des Herrn, ihre Sünde seinerzeit heimzuzufuchen (32, 33, 34), den Untergang Israels bedeute. Andererseits zitterte er auch vor dem in 33, 5 getanen Ausspruch des Herrn, daß sein Verweilen in des Volkes Mitte bei ihrer Halsstarrigkeit unausbleiblich ihre Vernichtung zur Folge haben müsse.*) Jeden Augenblick konnte die Katastrophe eintreten.

In dieser verzweifelten Lage bestürmt Mose den Herrn mit neuen Verhandlungen: „Siehe doch, schaue doch an (es steht nicht das gewöhnliche *hen* oder *hinneh*, sondern *r'eh da*), du selbst sagst zu mir (besteht darauf — Partizip!), Führe dies Volk hinauf, und lässest mich doch nicht wissen, wen du mit mir senden willst (Breviloquenz für: ob du selbst mitgehen oder bloß einen Engel mitsenden willst), obwohl du doch zu mir gesagt hast: Ich kenne dich mit Namen, und auch: Du hast Gnade vor mir gefunden. Habe ich denn nun Gnade vor dir gefunden, so laß mich auch deinen Weg (Rat, Plan, Absicht — was du mit dem Volk vorhast) wissen und dich recht erkennen — um (auch ferner) Gnade bei dir zu finden. Und bedenke, daß diese Nation dein Volk geworden ist (daß du ohne von den Heiden gelästert zu werden nicht vernichten kannst). — Da sprach er, der Herr: (Ja,) *m e i n A n g e s i c h t* (meine Person, ich selbst) *w i r d g e h e n*, u n d *i c h w i l l d i r R u h e s c h a f f e n*. Und er (Mose) sprach zu ihm: Wenn dein Angesicht (du in eigener

*) So nach dem Urtext in Kap. 33, 5b, wo L. übersezt hat: „Ich werde einmal plötzlich über dich kommen.“

Person) nicht mitgehst, so führe uns nicht (erst) von hinnen. Denn wobei sonst kann doch erkannt werden, daß ich Gnade bei dir gefunden habe, ich und dein Volk, außer allein daran, daß du mit uns gehest und wir etwas Besonderes*) seien unter allen Völkern der Erde.“ Und seine Zusage wiederholend und bestätigend spricht der Herr zu Mose: „Ja, eben dies Wort, das du geredet hast, will ich tun, denn du hast Gnade vor mir gefunden und ich habe dich mit Namen erkannt.“

Im plötzlichen Umschwung seiner Gefühle, im Überdrehung seines Glücks über die Wendung in Gottes Plänen und damit über die Errettung und Sicherung des Schicksals Israels ruft Mose aus: „Laß mich doch deine Herrlichkeit schauen!“

Was meinte Mose? War er sich klar bewußt, was er eigentlich gebeten, ja, im Innersten seines Herzens gemeint hatte? Nein, dann hätte er diese Bitte nicht getan. Es erging ihm hier wie bei der Bitte: Vergib ihnen ihre Sünde — wo nicht, so tilge mich auch aus deinem Buch! (32, 32). Dort hatte ihn die Übermacht des inneren Schmerzes zu Worten getrieben, die dem Herrn sein ganzes Amt, ja seine ewige Seligkeit vor die Füße warfen. Es waren Worte eines schier verzweifelten und unwilligen, ja, wohl sich empörenden Herzens, die der Herr nach Luthers Übersetzung mit Entrüstung zurückwies! Hier war es der Überdrehung der Freude und des Glücks, der ihn ebenso töricht in die Worte herausbrechen ließ: Laß mich doch deine Herrlichkeit schauen! Darum hat Luther, der hier wie dort die Wucht der inneren Vorgänge in Moses und des gnädigen Gottes Herzen nachzuempfinden vermochte, dort dem letzteren das unwillige „Was?“, hier dem Worte Moses das schlußfolgernde „So“ hinzugefügt. Nein, weder dort noch hier war Moses sich im Glauben bewußt, was sein Mund redete. Es war beidemal die Sprache des kindlichen, wenn man will, kindischen Herzens, das in diesen plötzlichen Wendungen des Schicksals vom höchsten Glück zum tiefsten Unglück und vom tiefsten Unglück zum höchsten Glück den berechnenden Verstand momentan zum Schweigen gebracht hatte. War das Sünde, war es Tugend? Es geht uns Christen bei plötzlichen Schicksalswendungen wohl ähnlich. Wir sitzen etwa in schönstem äußeren Glück, unserm irdischen Beruf, auch unserm geistlichen Amt nachgehend in der ruhigen Zuversicht, daß

*) Kap. 33, 16 anstatt Luthers „gerühmt werden“.

alles wohlgehen müsse, weil unser Schicksal in unsers gnädigen Gottes Händen sicher geborgen liege. Da kommt wie aus heiterem Himmel ein Wetter vom Allmächtigen über uns, das alle Gedanken von Glück und Gottes Segen zerstört. Dann lassen wir unsern Mut sinken oder werden gar unwillig, weil wir Gottes „Weg“ nicht verstehen. Ebenso geht es uns auch nach der andern Seite hin. Wenn nach langem Trauern und Zagen und neuen Erfahrungen der Freundlichkeit unsers Gottes wir uns in neuem Vertrauen wieder im Gebet zu ihm wenden, dann möchten wir — noch halb im alten Mißtrauen — die Wege Gottes wissen und erkennen, was er mit uns vorhat, damit wir uns recht drein ergeben und in seiner Gnade bleiben könnten. Wir wollen noch sehen und verstehen und nicht so blindlings glauben müssen. Macht Gott uns dann unversehens durch dies oder jenes Wort der Schrift seiner Gnade und Hilfe im Glauben wieder gewiß wie den ungläubigen Thomas und tut uns die Augen über die wahre Lage der Dinge auf, daß ja der Berg voll feuriger Roffe und Wagen um uns her sei wie um Elisa in Dothan (2. Kön. 6, 17), dann jubelt der Glaube wohl dem Herrn entgegen: Mein Herr und mein Gott! — und möchte am liebsten gleich in den Himmel steigen und Gottes Gnadenherrlichkeit in himmlischer Verklärung schauen.

Daraus wird nun aber auf dieser armen Erde nichts. Der Herr sprach zu Mose: „Ich will alle meine Güte vor deinen Augen vorübergehen lassen und den Namen Jehovah vor dir predigen, nämlich daß ich gnädig bin, wem ich will, und mich erbarme, wem ich will.“ — Die drei Sätze sagen alle dasselbe aus, nur in jedesmaliger stärkerer Präzisierung. Wenn andere im ersten Satz Luthers „Güte“ mit „Schönheit“ wiedergegeben haben (Schönheit des Herrn), so ist das Parallelierung mit dem Ausdruck in Moses Bitte „deine Herrlichkeit“. Der Herr selbst kontrastiert das, was er ihm von sich zu erkennen geben will, mit der von Mose so unbewußt begehrten „Herrlichkeit“ Gottes. Im Hebräischen kann der gebrauchte Ausdruck beides bezeichnen. Luther hat ein Recht zu seiner Übersetzung und andere zu der ihrigen, wenn es gilt, den Begriff möglichst genau nach dem Zusammenhang wiederzugeben. Die Güte oder die Schönheit (poetisch: die Schöne) Gottes ist das, was er in den beiden nächsten Sätzen und in Kap. 34, 6. 7 von sich predigt.

Er hat sie seinerzeit (Exod. 3, 14. 15) in den einen von ihm selbst geoffenbarten Namen Jehovah als Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs zusammengefaßt, und dessen Bedeutung ist freie, aber nie wankende Gnade. Er wurde Abrahams, Isaaks und Jakobs Gott aus freier, ganz freier Wahl, weil es ihm so gefiel, nicht weil sie es irgendwie um ihn verdient gehabt hätten. Diese Gnade hielt er ihnen und brach sie nicht, obwohl sie hinterher in starke Sünden gerieten. So hat er sich ihrer Kinder, dieses Volkes Israel, aus absolut unverdienter Gnade erbarmt, obwohl er ihre Halsstarrigkeit zuvor kannte, und will ihnen diese Gnade trotz ihrer Halsstarrigkeit halten, bis er alles an ihnen erfüllt haben wird, was er ihnen verheißen hat. — Das ist seine Güte oder Schöne. Die soll Mose sehen, erfahren; die will er ihm in ihrer ganzen Fülle offenbaren und selbst predigen. Die soll Mose auch dem Volk predigen, und er will es alles an ihnen wahr machen durch tatsächliche Erweisung von Liebe und Zorn, von Wohltat und Züchtigung, durch Predigt von Evangelium und Gesetz.

„Aber“, sprach der Herr weiter, „mein Angesicht vermagst du nicht zu schauen, denn niemand kann mich schauen und dabei am Leben bleiben.“ Diese Worte sind nun, in ihrem Zusammenhang genommen, von selbst klar. Es ist nicht davon die Rede, wie wir armen Sünder Gott von Angesicht zu Angesicht schauen werden (1. Kor. 13, 12), wenn wir einst mit Christo zur Herrlichkeit erhoben sein und den Vater sehen werden, „wie er ist“, 1. Joh.: 3, 2. Es ist das Schauen Gottes gemeint, das Mose im Unverstand begehrte, ihn durch Einsicht in seinen Weg, seinen geheimen göttlichen Rat (W. 13) seinen Sinn und seine innersten Gedanken zu durchschauen. Davon sagt Gott später bei Jesaias (40, 13. 14), Jeremias (23, 18), Paulus (Röm. 11, 33. 34): „Wer hat des Herrn Sinn erkannt!“ — der da wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann; welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann“, 1. Tim. 6, 16; Johannes 1, 18; 1. Joh. 4, 12. Gott so erkennen, ihn durch schauen hieße ihn von seinem Thron stoßen und sich selber an seine Stelle setzen. Weil das nicht möglich ist, könnte nur das andere eintreten: der Schauende müßte sterben. Wie Mose Gott zu schauen begehrte, schaut ihn keine endliche Kreatur, kein Engel, kein Seliger. Auch was Israel in der sogenannten G. d. G. schaute, was die Propheten und Apostel, Paulus bei Damaskus und in seiner Verzüchtung bis in den

dritten Himmel (2. Kor. 12), Johannes in der Offenbarung von Gott geschaut haben, war nichts anderes als Bilder und menschliche Verkleidungen Gottes.

Aber dennoch will der Herr Mojen seine wirkliche Herrlichkeit sehen lassen. „Siehe, es ist eine Stätte bei mir, da stelle dich auf den Felsen. Und es soll geschehen, wenn meine Herrlichkeit (kh'bodi) vorübergeht, will ich dich in die Felskluft stellen und meine Hand über dich decken, bis ich vorübergegangen sein werde. Wenn ich dann meine Hand von dir weggenommen haben werde, dann schaue mir von hinten nach; aber mein Angesicht kann man nicht schauen.“ Ja, es gibt eine Weise, Gottes Herrlichkeit, seinen Weg und Rat, seine Gedanken und Pläne zu schauen. Die besteht darin, daß man dem in seiner Herrlichkeit an uns bereits vorübergegangenen Gott von hinten nachschaut. Das ist die Erkenntnis der Wege und Gedanken Gottes aus der hinter uns liegenden Geschichte der großen Taten Gottes an seinem Volk und an den Völkern der Erde, vgl. Apg. 2, 11. Die Welt hat eine Geschichte. Sie ist nicht ewig und unänderlich; sie ist geworden, in und mit der Zeit entstanden; und sie besteht nur in unaufhörlicher Veränderung aller ihrer Teile und Verhältnisse. In gewissem Sinn reden wir mit Recht von einer Entwicklung der Dinge, nur daß wir mit unsrer kleinen Vernunft das Maß und das Ziel derselben im voraus nicht abzusehen vermögen. Wie die Welt sich nicht selbst ins Dasein gerufen hat, so entwickelt sie sich auch nicht von selbst. Es ist ein anderer, der das Rädchen treibt und alles tut, was im, am und unter dem Himmel geschieht, das Große und das Kleine. Und wie die Werke der Natur auf der Erde und am Himmel die Herrlichkeit des großen Gottes verkündigen, so sind die Fußstapfen Gottes als seine und keines anderen der Geschichte der Menschen im großen und kleinen überall und zu allen Zeiten unverkennbar aufgeprägt, wer sie nur erkennen will und richtig zu lesen vermag. Da hapert's freilich. Die allermeisten Menschen lassen die Großen, die Weisen, die Wissenschaftler für sich denken und schwätzen stumpfsinnig nach, was ihrem bösen Herzen gefällt. In dem, was man heutzutage Kirche nennt, geht es vielfach gerade so, besonders darin, daß man mit den modernen Koryphäen der „vernünftigen Sittlichkeitsreligion“ die christliche Theologie unbezogen in immer neue Formen

nachter Vernünftigkeit hüllt wie die Welt Damen ihre Nacktheit in die unzulänglichen oder allzu knappen Gewänder modernster Pariser Kunstschneider stecken und — bloßstellen, sich so den Wilden wieder nähernd. Fleisch bleibt Fleisch, auch wenn es sich in das feinste Gewand der höchsten Kultur oder der menschlichen Vernunft kleidet.

Zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in der Geschichte gehört ein Christ, der das geoffenbarte Wort Gottes, das Evangelium, in Gesetz und Gnade in seinem Wesen erkannt und im Herzen vernommen hat als die große Wahrheit und Weisheit, die uns fleischlichen, in Gottes Sachen stockstarblinden, winzigen Menschlein allein zugänglich ist durch den Heiligen Geist. Es gehört dazu ein Mann wie Moses, nicht notwendig ihm gleich an menschlicher Geistesgröße, aber an gründlicher Demut und Verzagen an der Kunst, Gottes Welt und Gottes Volk durch eigene Maßnahmen und eigene Führung in heilsame Geistes- und Einrichtungsformen einzwängen zu können, wie die heutigen Diktatoren es wollen. Darauf mußte auch Mose verzichten lernen. Gott hat mehr als eine äußerliche Weise, die Welt zu regieren, oder seine Gnadenverheißungen Abraham zu erfüllen. Der dem Abraham „aus diesen Steinen“ Kinder zu erwecken vermochte (Mt. 3, 9), konnte das sicherlich auch aus Mose tun und die 600,000, die um das Goldene Kalb getanzet hatten, mit Mann und Maus vernichten, ohne etwas zu verschütten; konnte auch durch einen seiner Engel Israel sicher nach dem den Vätern verheißenen Lande führen, ohne gerade in immer wieder sichtbaren Erscheinungen dem Volke seine persönliche Anwesenheit kund zu tun. Er konnte, wenn es nötig gewesen wäre, allen Völkern auf Erden auch auf andere Weise klarmachen, daß Israel etwas Besonderes unter den Nationen der Erde sei, als durch die ihnen ununterbrochen vorangehende Wolken- und Feuerfäule. Weg hat er aller Wegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht, seine Auserwählten sicher gen Himmel zu führen. Gott kann nur eins nicht: lügen und täuschen, seine Verheißungen brechen und sein Gesetz zurückziehen, sein geoffenbartes Wort von unsrer Seligkeit im Glauben an Christum, an das von Ewigkeit erwürgte Lamm Gottes, auch nur um ein Jota verändern. Aber er kann alle äußerlichen Gestaltungen der Menschenwelt und der Kirche zerbrechen, ohne auch nur eine einzige Seele seiner Auserwählten zu verlieren oder ihr und seinem geoffenbarten Wort untreu zu werden. Er hat den sieben Ortsgemeinden der Offenbarung St. Johannes ebenso wenig dauernden Bestand verheißt wie den jetzigen Synoden der

Synodalkonferenz. Das alles muß dem, der Gott hintennachsehen und seine Herrlichkeit aus der Geschichte erkennen und deuten will, klar sein. Und er muß dazu wissen, daß alle seine Deutung weder rechts noch links von dem geoffenbarten Wort abweichen, hinter demselben zurückbleiben oder über dasselbe hinausgehen darf, daß es tausend Einzelheiten und Zusammenhänge in der Geschichte gibt, deren spezifische Bedeutung für die Ausführung des Heilsplans Gottes auch aus dem geschriebenen Wort überhaupt nicht sicher zu erkennen ist, weil die Schrift nichts darüber sagt. Es muß uns genug sein, das eine zu wissen, daß alles, was geschieht, zu Gottes Verherrlichung und denen, die Gott lieben, zum Besten dienen muß. Es ist nur eine halbe Wahrheit, daß die Geschichte sich stets wiederhole. Es gibt keinen durchschlagenden natürlichen Kausalnexus des Geschehens. Nur der Unglaube redet von undurchbrechlichen Gesetzen der Natur und der Menschenseele. Israels Volksgeschichte ist eine Geschichte der Wunder von Anfang an bis auf den heutigen Tag; ebenso die Geschichte der neutestamentlichen Kirche. Sie besteht nur durch freies, übernatürliches Wirken des Heiligen Geistes im Wort. Und selbst das Wort Gottes wirkt nicht mechanisch wie eine von einem bestimmten Quantum toter Kraft getriebene Maschine. Gott wirkt selbst durch das Wort in denen, die es hören, „wo und wann er will“ (Apg. Konf. V). Er ist gnädig, wem er will, und erbarmt sich, wessen er will, 33, 19. Der Herr läßt sich über den Ernst seines Gesetzes und über die Wahrhaftigkeit seiner Verheißungen hinaus nicht berechnen. Er hat aller Menschen Nieren in seiner Gewalt, Ps. 139, und auch der Könige Herz ist in seiner Hand wie Wasserbäche, Spr. 21, 1. Darum ist das sogenannte geschichtliche Urteil in der Anwendung auf die Gegenwart und als Prophezeiung der Zukunft im besten Fall etwas sehr Ungewisses. Wie viel von dem rein menschlich Überlieferten ist denn Wahrheit? Und alle wirkliche Geschichte über die Gerichte Gottes in der Vergangenheit ist uns nach 1. Kor. 10 lediglich zur Warnung geschrieben, daß wir uns nicht des Bösen gelüsten lassen, oder zur Lehre, daß wir durch Geduld und die Tröstung der Schrift Hoffnung haben.

Was ist, können wir etlichermaßen wissen und beurteilen. Was noch werden wird, hat Gott in seiner Güte uns gnädig verborgen und uns an sein Evangelium gewiesen, daß uns zwar weder ein göttliches noch ein menschliches „Wissen“ um die Zukunft, wohl aber ein seliges Glauben an seine große Güte durch den Heiligen Geist vermittelt.

Worin besteht die „Güte“ des Herrn?

„Und der Herr sprach zu Mose“. Das Gnadenverhältnis zwischen dem Herrn und seinem Knecht war durch die Episode der Verhandlungen über Israels Abfall und weitere Führung desselben keinen Augenblick gestört worden. Auch dem Volke selbst wandte der Herr seine Freundlichkeit wieder zu. Er selbst schritt zur Wiederaufrichtung des durch Israel gebrochenen Bundes, befahl Mose, anstatt der zerbrochenen Tafeln neue herzustellen, damit er selbst die auf den ersten enthaltene Worte darauf schreibe. Auf des Herrn Geheiß stieg Mose am nächsten Morgen mit den fertigen Tafeln in der Hand wieder auf den Berg hinauf. Da trat der Herr in der Gnadenwolke neben ihn, ging an dem in die Felskluft gestellten und mit seiner Hand gedeckten in aller seiner Herrlichkeit vorüber und — predigte in seinem Vorübergehen mit eigenem Munde den Namen des Herrn. Und was er predigte, war, genau nach dem Urtext übersezt, Folgendes: „Der Herr (Jehovah) — der Herr (Jehovah) ist ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig und von großer Gnade und Treue; der Gnade bewahrt in tausend Glieder, der Verschuldung und Untreue und Übertretung vergibt, obwohl er nicht ungestraft läßt; der da heim sucht die Verschuldung der Väter an Kindern und Kindeskindern bis ins dritte und vierte Glied.“

Diese Predigt ist einzig in ihrer Art, und zwar darin, daß der Herr selbst sie hält, daß sie seine Gnade in einer überschwenglich erscheinenden Fülle von Worten über uns ausschüttet und sie an seinen Namen Jehovah bindet. Dieser Name ist kein Appellativum wie das Wort Elohim, sondern Eigennamen. Gott hat sich ihn selbst mit großer Feierlichkeit gegeben und ihn erklärt. Er bedeutet den persönlichen, ewigen, unveränderlichen Gott der Gnade. „Das ist mein Name ewiglich; dabei soll man mein gedenken für und für“, Exod. 3, 13–15. Mit diesem Namen nennt ihn die gesamte Heilige Schrift und mit keinem andern. Gott kann zwar herzliche Freude daran haben, daß man ihn auf Grund dieses Namens mit Mein Mann, Mein Verlobter, Mein Bräutigam, Meine Burg, Mein Fels und mit andern Deutungen dieses Namens bezeichnet, aber er will mit keinem andern Eigennamen der Gottheit wie Baal von seinen Kindern genannt werden; denn Baal ist der Eigennamen vieler

Götzen. Er will die Namen der Baale von dem Munde seiner Befehrten wegnehmen, daß sie derselben nicht mehr gedenken sollen, Hof. 2, 16 f. Das Neue Testament hat den Namen Jehovah mit dem griechischen „Der Herr“ wiedergegeben und nennt so den im Alten Testament verheißenen und in der Fülle der Zeit Mensch gewordenen Gott *J e s u s C h r i s t u s*. Darum hat auch Luther den Eigennamen Jehovah im Alten Testament konstant mit dem deutschen „Der Herr“ als dem Eigennamen des wahren Gottes wiedergegeben, und die englische und andere Übersetzungen machen es gerade so in ihren Sprachen. Von diesem Namen sagt der Herr bei Jesaias: „Ich bin Jehovah (der Herr); das ist mein Name, und will meine Ehre keinem andern geben noch meinen Ruhm den Götzen“, 42, 8. Wie der Herr nicht mit den Eigennamen anderer „Götter“ d. i. der Götzen, genannt sein will, so will er seinen Namen Jehovah auch an keinen Götzen abgeben; denn in diesem Namen stecken seine persönlichen, wesentlichen, exklusiven und unveräußerlichen Eigenschaften. Es gibt keinen Gott außer dem, der Jehovah, der Herr, heißt und ist. Wenn wir im Katechismus die Frage beantworten: „Was ist Gott?“, so sagen wir: Gott ist ein Geist, der da ewig, allmächtig, allwissend, allgegenwärtig, heilig, gerecht, barmherzig und wahrhaftig ist. Das kann man auch kürzer fassen. Der Prophet Jesaias faßt in Kap. 40 alle wesentlichen Eigenschaften Jehovahs (des Herrn) in zwei zusammen. Da nennt der Herr sich selbst nach der einen Seite hin *El* (V. 18), nach der andern *Dadosch* (V. 25). Beide klingen auch bei Jesaias wie Eigennamen, denn sie haben keinen Artikel. *El* heißt nicht „der starke“ (Gott), sondern *Stark*, und *Dadosch* heißt nicht „der heilige“ (Gott), sondern *Heilig*. Beide Eigennamen zusammengenommen decken sich mit dem einen Namen Jehovah; der Name *Stark* umfaßt bei Jesaias (Kap. 40) die ersten vier Eigenschaften in der Katechismusantwort, und der Name *Heilig* die andern vier. Die Dogmatik, aus der die Katechismusdefinition genommen ist, nennt jene ersten vier die „physischen“ und die letzten vier die „sittlichen“ Eigenschaften Gottes. Der Katechismus scheint aber sein „heilig“ anders gefaßt zu haben als Jesaias. Er meint offenbar damit die hinter dem Gesetz stehende Heiligkeit Gottes, die den Sünder als Übertreter zu strafen droht (wovon ja in der Predigt des Herrn von sich selbst in Exod. 34, 7 ebenso wie in 20, 5. 7 auch die Rede ist). Aber in Jes. 40, 25 heißt das *Dadosch* oder *Heilig* nicht zunächst heilig nach der Straffseite hin, sondern ist sehr emphatische

Bezeichnung der liebenden und fürsorgenden Treue des Herrn gegen die Seinen, wie die auf B. 25 folgenden Verse 26–31 zeigen. In unserm Text Exod. 33, 6 — 34, 7 faßt der Herr alle „physischen“ und „sittlichen“ Wesenseigenschaften Gottes in den einen Namen Jehovah zusammen, Jehovah heißt zugleich der Ewige (und darin liegt auch die Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart beschlossen) und der Gute; und das letztere umfaßt alle Eigenschaften der Gnade, die der Herr in seiner Predigt von sich aussagt.

„Ich will an deinem Angesicht die ganze Fülle meiner Güte vorübergehen lassen.“ Und nun wundern wir uns nicht über die vielen Einzelausdrücke mit welchen er diese seine Güte beschreibt und preist.

„Herr! — Der Herr (beidemale Jehovah) ist ein ‚barmherziger und gnädiger‘ Gott.“ — Dieser Zwilingsausdruck kommt als solcher im Alten Testament nur von Gott, nie von einem Menschen, auch Ps. 112, 4 nicht, vor. Das will sagen, daß nur Gott, kein Mensch im vollen Sinn barmherzig und gnädig ist. „Niemand ist gut denn der einige Gott“, Mt. 19, 17. Auch Menschen haben noch ein Stück Barmherzigkeit, selbst ein Samariter, Luk. 10; aber sie reicht nicht weit, die Selbstsucht ertötet sie oft ganz. Wir nennen auch wohl die Gunst eines Königs oder sonst eines Hochangesehenen gegen einen Elenden Gnade; aber sie verdient den Namen kaum, weil sie immer zugleich mit Verachtung und anderen Untugenden vermischt ist und von Kreaturen kommt, die mit dem Elenden im letzten Grunde der gleichen Art sind. Wahrhaft gnädig kann nur der eine allein Hohe, Allmächtige sein, der absolut Unabhängige, der keines andern Gunst zu suchen und keinen andern zu fürchten braucht, bei dem die Gnade aus Selbstlosigkeit, aus reiner Güte, Liebe und Erbarmen seines Herzens fließt. So ist nur Gott als Jehovah. Gott ist die persönliche Liebe, 1. Joh. 4, 16. Und seine erbarmende Gnade ist vollkommen, so unendlich wie seine Gottheit oder seine Ewigkeit und Allmacht; sie ist frei, sie ist Gottes Natur, durch gar nichts von uns hervorgerufen. „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig“. Der Herr, Jehovah, ist von Natur so voller herzlicher Zuneigung, Schuld, Gunst und Barmherzigkeit gegen alles, was klein, schwach, arm und elend ist, wie kein endliches Geschöpf es gegen ein anderes, kein Vater und keine Mutter es gegen ihre Kinder sein können. Ihm bricht das Herz auch gegen Ephraim, Jerem. 31, 20; seine Barmherzigkeit ist allzu

brünstig, Hof. 11, 8; er erbarmt sich aller seiner Werke, Pf. 145, 8. 9. Vgl. Pf. 103; Jes. 49.

„Der Herr“, Jehovah — so predigt er weiter —, „ist geduldig“. So hat Luther es übersetzt. Der Urtext hat: „Langsam zum Zorn“. Der Herr, Jehovah („und ist kein anderer Gott“ — Luther), kann wohl zornig werden, so zornig, daß seines Zornes Feuer bis in die unterste Hölle brennt, Dt. 32, 22; aber der Zorn ist keine Wesenseigenschaft des Herrn, er wohnt nicht in seinem Herzen, er ist „man-made“, von außen hervorgehoben durch Verachtung, Verschmähung und hochmütiges, trotziges Zertreten seiner unendlichen Liebe und Gnade. „Sie haben mich gereizt an dem, das nicht Gott ist; mit ihrer Abgötterei haben sie mich erzürnt“, ibidem V. 21. Darum hört der Zorn auf, ver Raucht und verdunstet, wo die Reizung aufhört. Der Herr ist nicht Zorn, er ist Langsam zum Zorn, weil sein Wesen Güte, Barmherzigkeit und Gnade ist; die kann nicht schwinden.

Und er ist „von großer Gnade und Treue“. Das „große“ heißt hier nicht sehr große, sondern absolut große, vollkommene, unendliche, durch gar nichts zu ertötende Gnade und — Treue. — Dafür steht im hebräischen Text *emeth*, ein Wort derselben Wurzel wie *Amén*, mit dem es des öfteren vertauscht wird. Es ist diejenige Eigenschaft des Herrn, da er in seiner Güte, Liebe und Gnade nicht wankt, sondern ewig feststeht. Er heißt „*elemeth*“, der Gott der Treue, Pf. 31, 6. Mose nennt ihn deshalb einen Fels, Dt. 32, 4. 31, und die Offenbarung St. Joh. läßt ihn von sich selbst predigen: „Das sagt *Amén*, der treue und wahrhaftige Zeuge, 3, 14. Es ist aber nicht zu übersehen, daß die beiden Worte „Gnade und Treue“ ebenso wie die vorigen „gnädig und barmherzig“ hier wie oft in der Schrift ein Paar ausmachen, die unzertrennlich miteinander verbunden sind. So in Pf. 89, 15; 117, 2, vgl. Pf. 92, 3; 89, 2. 3. 25. 34. Luther hat statt Treue meistens „Wahrheit“ gesetzt. In Pf. 146 heißt es vom Herrn: „— der Glauben, d. i. Treue, hält ewiglich.“ Wo die Gnade des Herrn ist, da ist auch seine Treue; was er in Gnaden zuzagt, das hält er gewiß.

Die folgenden Worte beschreiben die Güte des Herrn in ihrer Tätigkeit. „Der da bewahret*) Gnade in tau-

*) „Bewahret“ — so nach dem Hebräischen die älteren Ausgaben des Luthertextes. Warum die Teubnerschen „beweiset“ haben, ist mir nicht bekannt.

send Lied“. Das Wort Gnade steht jetzt zusammenfassend, es schließt die Barmherzigkeit, Guld, Langmut und Liebe des Herrn mit ein. Es ist anstatt der andern gewählt, weil die Gnade es ist, die als Herzensgefinnung Gottes direkt in seine sündenvergebende Tätigkeit übergeht. Es heißt: er bewahrt Gnade, d. i. er hält sie aufrecht, um sie am rechten Ort und zur rechten Zeit sofort in Wirksamkeit um- und fortzusetzen. Ob man das hebräische *laaphim* mit „den Tausenden“ oder „in tausend Glied“ übersetzt, kommt auf eins hinaus; es ist nicht arithmetisch, sondern bildlich zu nehmen und heißt „in unbegrenzter Zahl von Individuen und Geschlechtern“, Ps. 36; 57; 108, 5; Apgl. 3, 22 f. Die Gnade hat nach keiner Seite hin irgendwelche Grenzen, ist unendlich wie Gott selbst. Sie geht, so weit die Wolken gehen, sie währet ewiglich. Dies ist des Herrn Tun eigentlich: er ist ein Gott, der da vergibt Missetat*), Übertretung und Sünde. Das ist sein eigentlicher Ruhm. Die hebräischen Worte sind anders zu übersetzen. Die Aufreihung ist hier nicht klimaktisch, von irgendeinem einzelnen Gesichtspunkt angesehen. Es sind drei verschiedene Arten von Sünden. *awon* ist die Sünde als Schuld vor Gott, die das ursprüngliche Freiheitsverhältnis des Menschen zu seinem Schöpfer, wie es im Stande der Unschuld war, aufhebt, ihn vor Gott verhaftet, zum Gefangenen macht und ins Gericht zieht, auch vor das Gewissen als den Richter im eigenen Herzen. Die Sünde als *awon* spricht zum Sünder: Was hast du getan? Du bist der Mann! Daher heißt es im Englischen mit Recht: *It's conscience that makes cowards of us all.* — Die *pescha* ist die Sünde, so fern sie gegen die „Güte“, das erbarmende, gnädige Herz Gottes gerichtet ist, die Sünde an dem aus Gnaden dargereichten Heil, Untreue an der Treue Gottes, der Bundesbruch, der Abfall von der Gnade, die Sünde am Werk des Heiligen Geistes, die der Herr in ihrer Vollendung für unbergänglich erklärt. Und die *chattaah* ist die Sünde, sofern sie vom Gesetz des frommen Wandels vor Gott, von Gottes Wegen abweicht, strauchelt, abirrt, verloren werden läßt; in concreto: die tägliche

*) Es ist nicht recht einzusehen, warum Luther die drei hebräischen Worte *awon*, *pescha* und *chattaah* deutsch mit Missetat, Übertretung und Sünde wiedergegeben hat — gerade in dieser eigenen Predigt des Herrn, welche die sündenvergebende Tätigkeit seiner Gnade in ihrer ganzen Herrlichkeit preisen soll. Die deutschen Ausdrücke haben vielleicht im Lauf der Zeit ihre Bedeutung ein wenig verschoben.

Sünde der Kinder Gottes, die aus der Schwachheit des ihnen anflebenden Fleisches hervorgeht.

Wozu diese Aufreihung der Sündenarten in der Predigt von der Vergebung der Sünden? Sie soll nicht etwa bloß intellektuell unterrichten, sondern uns mit Luther jubeln lehren: Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist viel mehr Gnade; sein Hand zu helfen hat kein Ziel, wie groß — auch, welcher Art — sei der Schade. Wir sollen lernen, daß die Fülle seiner Güte, in dem Namen Jehovah geoffenbart, so unbegrenzt ist, daß keine Zahl und keine Art der Sünden gegen sie standhält, sondern vor ihrer allmächtigen Feuersglut verschwindet wie der Nebel und die Wolke vor der Sonne, Jesaias 44, 22; denn er tilgt ja unsre Schuld aus freien Stücken, nicht um unfert-, sondern um feinetwillen, 43, 25.

Und nun die andere Seite! — Der Herr setzt die Predigt von seiner wunderbaren Gnade nach Luthers Übersetzung fort mit den Worten: „— und vor welchem niemand unschuldig ist; der du die Missetat der Väter heimsuchst auf Kinder und Kindeskinde r bis ins dritte und vierte Lied.“ Leider ist Luthers Übersetzung hier wie schon vorher in der Predigt an etlichen Stellen nicht ganz genau.*) Das „und“ des ersten Satzes macht den Übergang

*) Das Schwerwiegendste ist, daß Luther nicht klargemacht hat, ob der Herr oder Moses in Vers 6 und 7 redet. Er läßt den Herrn in der zweiten Person reden: Du bewahrest, du suchst heim, während der Urtext keine Person indiziert. Er bewegt sich in Substantiven, Adjektiven und Partizipien, ohne zu einem Verbum finitum fortzuschreiten. Es ist aber aus V. 5 und 6 und 8-9 klar, daß es der Herr ist, der hier redet. Das mußte auch Luther recht wohl; er hat diese Worte zu 2. Sam. 23, 1-7 („über die letzten Worte Davids“) richtig übersetzt und tadelt die Vulgata, daß sie diese Predigt Moje anstatt dem Herrn in den Mund lege. Vgl. Keil in der Anmerkung zu unsrer Stelle, Bd. 1, 608. Warum er den Fehler in seiner eigenen Bibel gemacht oder stehen gelassen hat, ist schwer zu erraten. — Auch das „ich will lassen predigen“ in 33, 19 geht ja nicht. — Und hier in 34, 7 darf man das hebr. w' vor dem Satz „— vor welchem niemand unschuldig ist“ nicht durch „und“ ins Deutsche mit hinübernehmen, wenn man den Sinn der folgenden Sätze nicht verderben will. Es stellt das Verhalten des Herrn gegen die Sünde mit seiner grenzenlosen Gnade auf dieselbe Stufe des Eifers in der Gesinnung des Herrn. Der hebr. Text stellt es tief darunter. Was Luther mit „vor welchem niemand unschuldig ist“ übersetzt hat, heißt im Urtext: „er läßt niemand gar unschuldig sein“. Des Herrn praktisches Verhalten gegenüber der Verschuldung der Väter ist nicht Verwerfung, sondern lediglich Heimsuchung, und diese geht nicht auf „taus-

vom Gnadeneifer des Herrn zu seinem Zorneseifer gegen die Sünde, zu seiner inneren Stellung und seiner praktischen Behandlung der menschlichen Verschuldung. Wir erinnern noch einmal daran, daß das Wort, welches Luther mit *Missetat* auch hier übersetzt hat („*Missetat der Väter*“) nichts anderes als *Berscheidung* ist. Davon redet gleich der erste Satz, der anstatt durch „und“ im Deutschen durch irgendeine konzessive Konjunktion dem vorhergehenden anzureihen ist. Er lautet auf deutsch etwa: „obwohl er keinen gar unschuldig sein läßt“ oder auch: „doch auch niemand ganz ungestraft läßt“. Das will sagen: die Gnade des Herrn, so grenzenlos, so grundherzlich sie auch ist, bedeutet keine Gleichgültigkeit gegen die Sünde oder ein völliges Übersehen derselben. Die Sünde ist *Schuld*, von welcher Art sie auch sein möge, sie ist im letzten Grunde ein Angriff auf Gottes Majestät, eine Schmähung und Schmälerung seiner Gotteherrlichkeit, seiner Jehovahherrlichkeit, wie der Herr sie eben so wunderbar geschildert hat, nicht bloß dessen, was wir die Heiligkeit und Unverletzlichkeit seines Gesetzes zu nennen pflegen. Und wer immer der Sünde schuldig ist, sei es ein Frommer oder Gottloser, den zieht sie vor Gott ins Gericht zur Aburteilung, damit er empfangen, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben. Der Herr läßt *keinen* Schuldigen unschuldig sein — trotz der Maß- und Endlosigkeit seiner Gnade. Täte er's, er müßte als Gott abdanken und den Schuldigen auf seinen Thron setzen. Solange er Gott ist, gibt es keinen ungestraften Sünder. Gottes Zorn ist schließlich jedes Sünders Tod.

Wie reimen sich denn nun Gottes Gnade und Zorn miteinander? Vor der Vernunft gar nicht, und sollen's auch nicht. Das ist die Vorbedingung aller wirklichen Unterscheidung von Gesetz und Evangelium, daß die Vernunft daran verzage und darüber zu Trümmern gehe. Sie sieht in deren Nebeneinander nur einen absoluten Widerspruch und verwirft sie beide als Torheit. Sie macht sich einen Gott zurecht nach ihrem eigenen Herzen, der ein wenig streng und ein wenig gut ist und schließlich niemand verdammt. Mit dem kann man auskommen, wenn man sich ein wenig zusammennimmt.

send Glied“, sondern beschränkt sich auf drei und vier Glieder. Das alles setzt den Zorneseifer des Herrn gegen seinen Liebes- und Gnadeneifer hier tief herab. So haben wir es hier mit einem beschränkenden konzessiven Umstandssatz zu tun, der uns zwingt, die so vieldeutige hebr. Konjunktion *w'* mit einem „obwohl“, „obwohl doch“ oder dgl. wiederzugeben.

Aber nicht mit einem Gott, der ohne Maß gnädig ist und dabei niemand ungestraft läßt.

Das kann nicht anders sein. Wer mit bloßem Auge in die helle Sonne schaut, wird blind für immer. Und von seinem bloßen göttlichen Angesicht, d. i. von seinem bloßen göttlichen Wesen und Willen hat er gesagt: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet.“ Von seiner bloßen göttlichen Majestät läßt er uns durch Nebukadnezar sagen: „Er macht es, wie er will, beide mit den Kräften im Himmel und mit denen, so auf Erden wohnen; und niemand kann seiner Hand wehren noch zu ihm sagen: Was machst du!“ Dan. 4, 32. Ja, verstehe, begreife Gott und werde blind, rasend, toll und töricht. Bisher sind selbst alle Philosophen und Hochmütigen, die Gottes Wesen und Willen aus dem, was vor Augen liegt, mit ihrem bißchen Verstand begreifen wollen, zu Narren geworden. Was will's denn werden mit denen, die ihm direkt ins Angesicht schauen wollen. Es wird bei Jes. 40, 12–14 und Röm. 11, 33–36 bleiben.

Uns Christen lösen sich alle Geheimnisse in Gottes Wesen und Willen — nicht in unserm Verstand, sondern im Glauben. Wir kennen keinen bloßen Gott, keine abstrakte Gottheit, sondern nur einen Gott, der Jehovah, der Herr, der Heiland und Heilige Israels heißt, der sich uns offenbart hat und zu jedem von uns du sagt, der vom Sinai herab in der Abrahamsnade seinen Kindern und aller Welt das Gesetz unter furchtbaren Drohungen mit eigener Stimme verkündigt und auf demselben Berge seinem Knecht Mose und durch ihn seinem Volk und allen Völkern seine unbegrenzte Gnade und Vergebung mit eigenem Munde gepredigt hat. In diesem Jehovah-Gott reimen sich sein Gesetz und sein Evangelium, seine unendliche Gnade und sein schrecklicher Zorn so herrlich, wie sich keine zwei anderen Gegensätze in dieser und jener Welt, in Zeit und Ewigkeit reimen; in dem beides zugleich Wahrheit ist: daß er „Missetat, Übertretung und Sünde“ vergibt in tausend Glied und dabei doch niemand gar unschuldig sein und ungestraft läßt, sondern der Väter Verschuldung an Kind und Kindeskind heim sucht. Und der Mann, in welchem sich dieser Gegensatz in Gott und in alle seinem Walten löst, heißt J e s u s C h r i s t u s, der Jehovah-Gott, die Verkörperung und Offenbarung aller Geheimnisse im Himmel und auf Erden, der Ewigkeit und der Zeit: G o t t g e o f f e n b a r t i m F l e i s c h, 1. Tim. 3, 16. Er, er selbst an unsrer Statt, freiwillig, mit gött-

licher Luft unter das Geſetz der Sünder getan und geſtraft, bis er auch den letzten Schatten unſrer Schuld ausgetilgt hatte, damit die Gnade ganz frei und unbehindert und allein mit Ausſchluß alles Zorns in der Sünderwelt walten könne. Nun iſt Er unſer Friede. Es gibt nun keinen Schatten von Sündenschuld mehr auf Erden und im Himmel; denn Er wurde der an unſrer Statt von der Gottheit Geſchlagene, Er wurde von unſrer Untreue gegen Gottes Treue (mipp'schaëjnu) durchbohrt, von unſern Verſchuldungen (meawonothajnu) zermalmt. Während wir in unſern Sündentwegen unbekümmert in unſer Verderben dahingingen, warf der Gott der Gnade unſer aller Schuld auf ihn, Jeſ. 53. Er iſt die Verſöhnung für unſre Sünde. Nun iſt groß Friede ohn' Unterlaß.

Und dennoch läßt er niemand unſchuldig und ungeſtraft? Nein, nicht dennoch, ſondern gerade deſhalb. Er ſtraft uns Menſchenkinder, beſonders uns, ſeine Begnadigten, nicht in verwerfendem Zorn, ſondern in rettender Liebe, weil unſre Schuld nun durch ihn ſelbſt bezahlt und völlig abgetragen iſt, damit wir nicht dennoch und trotzdem ſchließlich verloren gehen. Es iſt ja Jehovah, der Herr, Jeſus Chriſtus, der ganzen Welt Sündenträger, der auf dem Thron der Majestät ſißt und alle Menſchen regiert und ſchlägt nach ſeinem Gnadenrat. Der plagt und betrübt die Menſchen nicht von Herzen, Aſſ. 3, 33, als hätte er Freude an ihrer Pein. Er ſtraft die gottloſe Welt fürchtbar, und ſeine lieben Kinder erſt recht (1. Petri 4, 17); aber ſeine Strafe iſt nun lauter Heiligung. Und Heimſuchung iſt nie Endgericht zum Verderben, ſondern des gnädigen Gottes Heilandswirkung zur Bewahrung vor dem endlichen Verderben. Weil wir uns ſelbſt nicht richten, ſo werden wir vom Herrn gezügelt, auf daß wir nicht ſamt der Welt verdammt werden, 1. Kor. 11, 32. Um ſein Volk Iſrael zu retten, hat er es ſeit dem Sinai ſo entſetzlich geſtraft wie kein anderes Volk auf Erden. Auch die Heimſuchung der Verſchuldung der Väter an den Kindern erſcheint wohl grauſam, iſt aber dennoch nichts anderes als Erweiſung der Gnade, ſein Heiligkeiſer in die Gnade gewickelt und von der Gnade ausgeführt. Abgeſehen von dem verborgenen Gott, der ſein „Angeſicht“ vor unſerm begrenzten Verſtand und unſrer klugen Vernunft auf ewig verhüllt hat, iſt alles Leid dieſer Zeit nichts anderes als der aus Gnaden über die alle Fülle der Güte (khol-tubi, 33, 19) und der Gnade Gottes verachtende Welt verhängte Zorn Gottes, der

die Sünder zur Buße und ewigem Heil führen soll. Das ist uns nirgends ausführlicher dargelegt als im 90. Psalm, dem Gebet Moses, des Mannes Gottes. „Du allherrschender, ewiger Gnadengott, den keine Zeit berührt, der du die Ver schuldungen der elenden Menschen vor dich in das Licht deines verzehrenden Antlitzes stellst, dessen Zorn unser Leben ganz nichtig und leidvoll gemacht und dem Tode unterworfen hat — du bist unsere Zuflucht für und für, weil deine Gnade uns unerschlossen bleibt. „Fülle uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir rühmen und fröhlich sein unser Lebenlang.“ — Vgl. Ps. 30, 6; Ps. 117; 118; Jes. 49, 14. 15; 54, 7–10; Micha 7, 18–20; Ps. 103. — Das ist die wahre und selige Harmonisierung der Gnade und des Zornes Gottes, unsers Heilandes.

M. P.

Lux Veritatis.*)

On December 25, 1931, Pius XI celebrated the tenth anniversary of his pontificate by announcing in an encyclical letter that, in order to help “revive piety toward the great Mother of God among clergy and people”, he had given instructions for issuing a liturgical memorial, a “Mass and Office of the Divine Maternity to be celebrated by the universal Church” (p. 25). The occasion for observing his own tenth anniversary in this special manner was the fifteenth centenary of the ecumenical council of Ephesus, 431, from the transactions of which, the pope asserts, “three dogmas of the Catholic Religion . . . shine forth with brilliancy in the eyes of all: namely that the person of Jesus Christ is one and divine; that the Blessed Virgin Mary should be acknowledged and venerated by everyone as really and truly the Mother of God; and that when matters of faith and morals are concerned the Roman Pontiff has from on high an authority which is supreme, above all others and subject to none” (p. 5).

The encyclical caused a considerable stir in the press at the

* This lecture was delivered in the assembly hall of Concordia Theological Seminary, St. Louis, on February 17, 1933, by request of the Lyceum Committee of Concordia Seminary Students' Association. M.

time of its publication, particularly on account of the plea for unity which it addressed in unmistakable terms to "the erring nations", especially to "the people of the East", to "return to the Common Father whose judgment the Fathers of the Council of Ephesus accepted so reverently, and whom they all saluted as guardian of the faith" (p. 23). Although at present, due to our fast-living ways and to the fact that the common interests of the people were attracted in other directions, references to the encyclical have become rare, yet it has by no means outlived its significance, and we may well devote our attention to it.

Regarding the primacy of the Roman bishop, it may be granted from the outset that it was *claimed* by Bishop Celestine of Rome, as Pius asserts. He adduces documentary evidence, the conclusiveness of which we have not a mind to question in the least. The following passage from Celestine's letter to Nestorius leaves nothing to be desired in the point of bluntness: "Know plainly therefore that this is Our sentence: Unless you preach what the Roman, the Alexandrian, and the universal Catholic Church holds, and what the sacred and holy Church of Constantinople held so well up to your time, and unless within ten days from the time this covenant becomes known to you, you shall have in open and written confession condemned this perfidious innovation, which aims at separating what the venerable Scripture has joined together, you are cast out from communion with the universal Catholic Church. This formula of Our judgment, with all the documents, We have forwarded by Our esteemed deacon Possidonius to my saintly fellow priest, the Bishop of the renowned city of Alexandria, who has fully reported to Us on this subject, so that as Our vicegerent he may make known Our decision to you and to all the brethren, as they should all know what is done, since the matter treated concerns them all" (p. 8).

Similarly the mandatory command issued to Cyril of Alexandria leaves no room for doubt. "Armed with the authority of Our See, and acting in Our stead, you will execute this sentence with strict vigor so that within ten days as numbered in this covenant, he shall condemn his perverse preachings by written profession, and affirm that he holds concerning the birth of Christ as God the faith which the Roman Church, the Church of your holiness and the faithful hold universally. Unless he shall do

this, let your holiness provide for that Church, and let him know that he is in every way removed from our body" (p. 8 f.).

But these two "peremptory and absolute judgments" look tame when compared with the shameless instructions given his legates to the council of Ephesus. Unless these words are a bold, insincere attempt to bulldoze the council, there is no other interpretation possible than that Celestine was thoroughly convinced of "divinely bestowed rights" enjoyed by him as a bishop of Rome and conferred on him for preserving the purity of the doctrine and in general the well-being of the church. And we may further grant that Celestine could hardly have entertained these convictions nor dared so confidently to express them, if they had not been "in the air", so to speak, if they had not by the Christians in general been felt to be true, or at least not, if the church had clearly and fully understood and held the correct scriptural views in the matter. Imagine any pastor in our day, be he serving an ever so important charge in the synod, sending personal representatives to a conference or synod meeting with instructions like the following: "We command that the authority of the Apostolic See be protected, as the instructions which have been given you state. You are to be present at the Council since, should disputes arise, you are to judge of the various opinions, not to take part in the contest" (p. 10f.).

That steps were not immediately taken by the council to bring disciplinary action against Celestine according to Mt. 18 or 1 Tim. 5, 20, shows that there was something radically wrong not only with the bishop of Rome and his flock but with the church in general. What was it? Was it that the primacy claimed by the bishop of Rome was universally granted? Hardly that. But evidently they were not in a position to meet the arrogant claims of Rome properly, much though they may have resented them. The delegates of the Roman bishop, who had arrived in Ephesus too late to attend the first session of the council, demanded that the decrees enacted before their arrival be submitted to them for approval; the council meekly complied. And when the presbyter Philip, who frequently appears to have acted as the spokesman of the Roman delegation, uttered what Pius XI in his encyclical himself calls a "remarkable opinion", and which the Vatican Council quotes in its dogmatic Constitution, viz., "No one doubts,

may for centuries it has been known that the holy and most blessed Peter, prince and head of the apostles, column of faith, and foundation of the Catholic Church, received from Our Lord Jesus Christ, Savior and Redeemer of the human race, the keys of the Kingdom, that the power of binding and loosing sins was given to him; that up till now and forever he lives in his successors and exercises judgment" (p. 11) — the council found no answer.

That the council, however, did not with heart and soul accept the Roman primacy, but that they were merely cringing before the inevitable, is evident from various facts, among others from the wording of the resolutions they passed. In condemning Nestorius, before the delegates from Rome had arrived, the council indeed admitted that they had been anticipated in the matter by the Roman bishop. "Overtaking him (Nestorius) as thinking and preaching impiously, and obliged by the sacred canons and the letter of our most holy father and fellow in the ministry, Celestine, bishop of the Church of Rome, in a flood of tears we have to arrive at this sad sentence against him. Wherefore Our Lord Jesus Christ, outraged by his blasphemous utterances, by this most sacred Council has defined that the same Nestorius is deprived of the episcopal dignity and cut off from all sacerdotal association and gathering" (p. 12).

This is the translation used by Pius XI. Several things are to be noted. Pius quotes the decree in this form: "obliged by the sacred canons and the letter of" etc., as though the apostolic canons and the letter of Celestine were considered by the council as coordinate sources of authority, whereas in reality the two, joined together by *τε-καί*, are introduced by two different prepositions, *ἀπό* and *ἐκ*, indicating that they were not to be placed strictly on the same plane. Hefele (in his *Conciliengeschichte*, Vol. II, p. 188) translates: "Gedrängt durch die Kanones und gemäss dem Briefe" usw. (Obliged by the canons and in accordance with the letter.) — Moreover, Pius omits the introduction to the decree, which is very significant, I mean both the substance of the introduction and the fact of its omission by Pius, since this introduction appears to stress the independent action of the council in the matter. It consists of a single sentence: "Since the wicked Nestorius in addition to his other (offences) has refused to obey our (the council's) summons and did not even receive the

most holy and devout bishops we sent to him, there was nothing left for us to do (*ἀναγκαίως*) but to proceed to an investigation of his nefarious teachings." This independent course they dared to take without the presence of the Roman envoys, though they knew all the while that representatives of the Roman bishop were on the way to Ephesus. If they had not been convinced of the propriety of their method of procedure, perhaps even determined in some way to emphasize their independence, the proper course for them to pursue would plainly have been to defer action in the matter until the arrival of the men from Rome. Yet they felt at liberty to proceed without them, maintaining even that it was their plain duty (*ἀναγκαίως*) to do so. Thus the conclusion Pius draws from the mutilated decree, and which he so confidently proclaims, seems rather premature: "When it came to condemning and reprobating Nestorius, the Fathers of the Council did not think that the matter was for them to judge freely" etc. (p. 12). Hefele frankly admits: "Die Synode hatte in ihrer ersten Sitzung ihre Aufgabe faktisch anders gefasst und eine neue Untersuchung über die Rechtgläubigkeit des Nestorius eingeleitet" (1. c., p. 199. — The council in its first session had regarded its duty in a different light and had inaugurated a new investigation concerning the orthodoxy of Nestorius.)

Pius in his encyclical also omits important phrases from the first sentence he quotes, phrases which give an entirely different shading to the purport of the decree. The Ephesian fathers carefully mention the sources on the strength of which they found Nestorius guilty of "impious thinking and preaching", namely, "his letters, his treatises, and his public addresses which, according to sufficient testimony, he delivered in the metropolis" (Constantinople). They evidently wish to intimate that they are capable of carrying on their own investigation, and when only after stressing their own diligence in the matter they refer to Celestine's letter this serves to tone down its importance to that of merely corroborative evidence.

In order to get a more immediate impression, we read the resolution with the parts omitted by Pius restored: "Since the wicked Nestorius, in addition to his other offences, has refused to obey our summons and would not even receive the most holy and devout bishops we sent to him, there was nothing left for us to do but to

proceed to an investigation of his nefarious teachings. And overtaking him in (ἐκ = on the basis of) his letters and his treatises and in his recent addresses, which according to unimpeachable testimony he delivered in this metropolis, as thinking and preaching impiously, we, bound by the canons and in accordance with the letter of our most holy father and fellow minister, Celestine, bishop of the Roman church, could not but with much weeping arrive at this sad sentence against him. Our Lord Jesus Christ, having been blasphemed by him, declares by this most sacred council that the same Nestorius is deprived of episcopal dignity and excluded from every sacerdotal gathering."

How little the assembled churchmen considered themselves as mere rubberstamps of the Roman bishop is shown also in a preliminary vote taken to ascertain the council's stand on the charge of heresy preferred against Nestorius, before the formal resolution of his deposition and excommunication was submitted. A letter which Nestorius had written in reply to an admonition sent him from Cyril, and in which he developed his own views on the union of the two natures in Christ, was read, and the council was asked whether they considered these views as in agreement with the Nicene Creed. They voted: "Whoever does not anathematize Nestorius be himself anathema, the true faith anathematizes him, the holy synod anathematizes him. Whoever has fellowship with Nestorius be anathema. We all anathematize the heretic Nestorius and his followers and his impious faith and his impious doctrine. We all anathematize the wicked Nestorius."

Also in the letter, extremely laconic in form, which the council sent to Nestorius to inform him of the action taken regarding his case, the fathers give the impression that they considered themselves as acting on their own authority, saying that "he, on account of his impious doctrine and because of his disobedience toward the canons, had on the 22nd of June been deposed by the holy synod in accordance with church law, and had been removed from the clergy".

Responsibility for this action was clearly assumed by the council. Its members had acted, they had not merely carried out orders received from Rome.

The picture was almost completely changed when the personal representatives of Celestine arrived in Ephesus a little more than

two weeks later. The pope's message, the tenor of which we noted above, was read first in the Latin original, then in a Greek translation, and the spokesman in his oral interpretation left no room for doubt that the assembled fathers were simply expected to ratify the pope's findings and decree without question or investigation. "Roma locuta est res finita." And the delegation's action was fitted to the words. The three men sent from Rome not only demanded a copy of the minutes of the previous meeting for review and confirmation, they insisted that in a special session the minutes, which had already been formally adopted, be read again and approved in their presence. The council complied. They even greeted the message of the pope with these words: "A just judgment! To the new Paul, Celestine, to the new Paul, Cyril; to Celestine, guardian of the faith, to Celestine one in heart with the council, to Celestine the whole council gives thanks; one Celestine, one Cyril, one faith in the council, one faith the world over!" (p. 12).

What this deference to Rome really meant — and that it certainly, as might appear to a casual observer, did not imply an admission of the primacy in the accepted sense — may be gleaned from some canons adopted by previous and subsequent councils. Twenty years after Ephesus followed the council of Chalcedon. After the 17th canon had established the principle that "the order (τάξις) of church parishes should follow the political and civil divisions", the 28th canon made the following application: "Rightly the fathers have ceded prerogatives to the see of Old-Rome because it was the capital city; and moved by similar considerations the 150 bishops (assembled in Constantinople, 381) have granted the same prerogatives to the most holy see of New-Rome, holding for valid reasons that the city distinguished by the presence of the emperor and the senate, and which politically enjoys the same privileges as the old imperial city of Rome, should also in its ecclesiastical status be similarly elevated and stand second only to the other."

The canon of the 150 fathers here cited is the third adopted at Constantinople exactly a half-century before the council of Ephesus: "The bishop of Constantinople shall have the preeminence of honor (immediately) after the bishop of Rome, seeing it is New-Rome." Thus according to the way of looking at things

among the Greek churches of the East, the importance of a see depends on the political rank of the city in which the bishop resides. Moreover, it was conceived as being primarily one of honor, which found expression in certain official functions, first among which the 28th canon of Chalcedon mentions the authority of appointing and ordaining the bishops in the cities of the province.

If these canons correctly reflect the mind of the Greek fathers assembled in Ephesus, their readiness to yield to the demands of Celestine would seem to imply rather an undue degree of honor they were willing to render than the admission of superior authority.

Even Cyril, who led the forces of the eastern church in their defence against the Nestorian heresy, was careful to avoid giving the appearance of ceding undue authority to his colleague in Rome. We recall the instructions he had received from Celestine regarding the excommunication of Nestorius: "Armed with the authority of Our See, and acting in Our stead, you will execute this sentence with strict vigor so that within ten days as numbered in this covenant, he shall condemn his perverse preachings by written confession" etc. (p. 8).

The course Cyril was to pursue was clearly prescribed in this injunction from Rome. Cyril was not instructed to investigate, he was not instructed to admonish, he was not instructed to deliberate with his co-laborers, neither privately nor in an official conference: he was simply ordered to carry out the sentence of excommunication and deposition issued by the Roman pontiff. What did Cyril do? He convened a synod in Alexandria to discuss the situation and to map out a course of procedure. The fathers assembled drew up a lengthy letter to Nestorius in which they embodied an exhaustive dissertation on the hypostatic union of the two natures in Christ and to which they appended twelve anathemas aimed at the heretical views of Nestorius. In the letter they also refer to the sentence of Celestine and threaten that it will be executed if Nestorius refuses to retract; but, and this is very significant, they do not name it as the source of their authority to act in the matter. Rather, they say that they are "following the confessions of the fathers (they cite verbatim the original Nicene Creed, without the additions and omissions found in the generally

adopted form) and are thus, so to speak, traveling the royal road.”

From the very beginning of the controversy Cyril had acted independently. In 427 Nestorius had been appointed to the episcopal see of Constantinople, and in the following year he delivered three sermons on the then current appellation of Mary as Mother of God. He asked, “May Mary be called the mother of God?” and answered: “No, Mary did not bring forth God, . . . the creature did not bring forth the Creator, but a man who was to be the organ of the godhead. The Holy Spirit . . . created for the Logos from the virgin a temple which He should inhabit. This garment which He employs I honor on account of Him who is concealed in it and is inseparable from it. . . . I sever the natures, but join the veneration. . . . He who was formed in the womb of Mary was not himself God, but God adopted (assumpsit) him, and on account of Him who assumed also that which was assumed is called God.”

When this became known in Alexandria, and the danger threatened that many, particularly members of monastic orders, might become infected with the heresy, Cyril took occasion to develop the biblical doctrine in a circular Easter letter addressed to his clergy (429). He did not submit the matter to Rome for instruction, not even for advice. He acted on his own initiative. A controversy ensued between Constantinople and Alexandria, carried on by correspondence.

During this exchange of letters Nestorius submitted the matter to the Roman bishop. Then Cyril did the same. Nestorius, imprudently, had written in Greek, a language which Celestine had not mastered, so that it became necessary to have Nestorius' correspondence translated into Latin. This lack of deference on the part of Nestorius, together with the friendly relation he maintained with the condemned Pelagians, had not served to dispose Celestine very favorably towards him and his cause. Cyril, on the other hand, not only composed his letters in Celestine's mother tongue, but also employed very flattering language, assuring the pope that in spite of the palpable heresies he, Cyril, had been unwilling to sever relations with Nestorius before he had heard the sentence of his colleague in Rome, requesting him to decide the matter and to advise also the Oriental and Macedonian bishops.

What Cyril sought was a strong confederate to assist him

against Nestorius, not a superior to take the matter out of his hand and to dictate to him his course of procedure. But he did not know Rome. He got more than he bargained for.

Well may we ask what induced Cyril to appeal his case to Rome, thereby opening a way for the pope to wedge in. Did Cyril not realize that he was playing with fire? Did he not realize that he was offering Rome a welcome opportunity, which she would be only too glad to seize, to strengthen and to extend her insidious power?

The question is not sufficiently answered by pointing to the rivalry existing between the see of Alexandria and the see of Constantinople.

We have seen before, from the canons adopted at Constantinople and at Chalcedon, that in the East the honor accorded a bishop was graded according to the political importance of his see. To the afore-mentioned canons others might be added. We quote the ninth of the synod of Antioch, 341, commonly known as the synod "In encaeniis" (Dedication synod): "The bishops in every province (eparchy) should understand that the bishop presiding over the church in the metropolis has also the care for the entire province, seeing that in the metropolis all those engaged in the administration of affairs come together from all directions. Therefore it was resolved that he also lead in honor and that according to the old canon in force since our fathers the other bishops shall not undertake anything without him beyond such things only as pertain to every one's own parish together with the adjacent territory. Every bishop shall have power over his own parish to administer it with due diligence and to give attention to the entire country under the jurisdiction of his city, as, appointing presbyters and deacons, and to assign all things judiciously. But outside of these he shall not undertake to do anything without the bishop of the metropolis, nor he without the opinion of the other bishops."

Thus the generally accepted view in the East was that for certain practical reasons the authority of a bishop must stand in direct proportion to the political importance of his see. The view was, historically speaking, open to attack. The canons may be assumed to describe accurately enough the conditions prevailing

at the time of their adoption, but the original source of eminence of any bishopric was certainly not the political rank of the city.

What the Christians were interested in above all during the first decades after the death of the apostles was to have a reliable source of the accurate Gospel truth. Where should they turn but to those churches which had been founded by the apostles themselves, the first bishops of which had been chosen under the personal supervision of the apostles, had been instructed and ordained by the apostles, churches to which the apostles had written their letters by divine inspiration? The bishops of such churches were naturally considered as better informed on doctrinal matters than the bishops instructed and ordained by other missionaries. The importance of bishops everywhere, particularly in the churches who could boast apostolic foundation, had naturally increased when the church was troubled by Montanistic, Gnostic, Manichean heresies. Where were the congregations so favored to be found? The apostles, particularly Paul, had as a rule chosen politically or commercially important cities for bases of their missionary operations. Thus, incidentally, the ecclesiastic and the political importance, as a rule, met in the same church. In later times the one was overlooked, the other unduly stressed. Hence the one-sidedness of the canons of Antioch, Constantinople, and Chalcedon.

Irenaeus, bishop of Lyons, who originally hailed from Asia Minor, is witness to this. Concerning the church in Ephesus he says: "But also the church which is in Ephesus, founded by Paul and enjoying the presence of John till the times of Trajan, is a true witness of apostolic tradition." Concerning the bishop of the neighboring city of Smyrna he says: "And Polycarp, not only receiving his instructions from apostles and meeting many of them who had personally seen our Lord, but also being ordained by apostles in Asia for the church which is in Smyrna . . . always taught those things which he had learned from the apostles, which he also delivered to the church and which alone are the truth." He emphatically maintains that those desirous of knowing the truth may readily find it in the churches whose first bishops had been installed by the apostles themselves and where the tradition had been preserved intact by an unbroken line of successors. And over against those who tried to establish their heretical views by

claiming to be in possession of secret traditions he argued: "Granted that the apostles knew some profound mysteries, which they privately and unknown to the public revealed to a select few, they most certainly would have delivered such information to those to whose care they also committed the churches themselves. For they strictly insisted that they be perfect and blameless in every respect, whom they left as their successors, turning over to them also their own place as directors; whose correct conduct would mean great benefits, but from whose mistakes the direst calamity would result."

Then follows the famous paragraph in which he speaks of the "potentior principalitas" of the church at Rome, a church which every seeker after the truth must consult, while it is not necessary to visit all the other churches holding apostolic traditions. The exact meaning of "potentior principalitas", and of the clause in which the term is found, is still a mooted question; yet the argument of Irenaeus seems to be the following. Rome being the hub of the world, the traditions preserved by its church, as a result of the conflux of Christians from every part of the empire, are most comprehensive and universal, surpassing by far the purely local or provincial traditions preserved in other churches; moreover, this church was founded and served in its early days by the two most eminent of the apostles, Peter and Paul. "But since it would require by far too much space to enumerate in this little volume the successions of all churches, we (limit ourselves to Rome, and) by presenting the apostolic tradition and the faith, universally proclaimed, of the greatest and oldest church, known to all, founded and constituted by the two most renowned of the apostles, Peter and Paul, which has been handed down to us through the successive bishop, (we thus) refute all those who in any way by self-sufficiency or vain glory or blindness or malice, hold improper views. For to this church, on account of its superior eminence, the entire church, i. e. believers from everywhere must come together; and in its midst the apostolic tradition has been preserved by men from everywhere."

Thus there had risen into prominence in the East particularly such cities as Antioch, Ephesus, Alexandria. But since the time of Constantine the Great, who had removed the seat of government from Rome and located it in his newly founded Constanti-

nople, a new situation had been created by this transfer. The population of Constantinople was composed almost entirely of Christians; the non-Christian element, Jew or Gentile, was negligible. Constantinople, being the center of political activity, soon also became a convenient meeting place for Christians, laymen as well as church officials of the highest rank. In this respect the new city soon outranked the former metropolitan cities of the East, Alexandria not excepted, and threatened even to outstrip Rome. But there was one thing lacking. It could not by any stretch of imagination be claimed that the church of Constantinople had been founded by an apostle, nor that apostolic tradition had been there preserved by an unbroken line of episcopal succession. In spite of this handicap the importance of the see at Constantinople steadily increased, and the star of Antioch and of Ephesus was soon paled by its brilliance. Only Alexandria remained, basking in the fame of an Athanasius and an Origen, although the latter had become somewhat discredited in recent controversies. There resulted a keen rivalry between the bishops of these two cities, the flames of which only recently, during the controversy just mentioned, which attached itself to the name of Origen but which had in every phase degenerated into bitter personal squabbles, had been lashed to fury when Chrysostom of Constantinople received the *ἀδελφοὶ μακροί* and their colleagues in a friendly way and supported their cause against Theophilus of Alexandria. That sore was still smarting when the Nestorian controversy broke out.

Yet this hostility, bitter though it was, is not sufficient to account for the fact that the Alexandrian bishop, in order to humble his rival at Constantinople, should himself submit to dictations from Rome. The loss in prestige incurred in this manner would more than offset any advantage that could thereby be gained. The bishop of Alexandria was maneuvering himself into a very precarious position.

Nor can the submissiveness of Cyril toward Celestine be sufficiently accounted for by the political rivalry between Alexandria and Constantinople. Such rivalry existed, and as it soon was to lead to a complete rupture and a severing of Egypt from the empire, so it had also in the past ever and anon been drawn into church affairs, into questions of church government, church

discipline, and doctrinal controversies. Witness the persecutions of Athanasius, in which one of the accusations raised against him was that he had threatened to use his influence in order to prevent the export of wheat from Alexandria to Constantinople. Political and commercial jealousies existed and were permitted to influence church relations. But they alone would hardly have been sufficient to cause an appeal to Rome and to account for actual submission to Rome's dictates.

In order to see more clearly in the matter, a brief review of the chief steps in the growing authority conceded to Rome may be of service. We omit for the present an investigation of some of the underlying causes, such as the fact that Rome was the only church in the entire West that boasted of direct apostolic origin, that Rome was ever fortunate in numbering among its bishops men of deep religious convictions and of strong character, that the glamour of the eternal city, particularly since the removal of the civil government to Constantinople, had been transferred to the spiritual head of the city. Omitting these, we restrict ourselves to a brief enumeration of the actions taken and resolutions adopted by the various ecumenical councils up to this date.

First in order is the council of Nicaea, 325. The sixth canon is basic: "The old custom in Egypt, Libya, and Pentapolis shall prevail that the bishop of Alexandria have authority over all these (provinces), since this is customary also with the bishop in Rome; and that likewise the prerogatives shall be preserved for the churches in Antioch and in the other eparchies."

It will be noted that this canon established absolutely nothing new, but simply confirmed existing conditions; furthermore that it contains not one syllable on the primacy of the Roman bishop. He is credited with a similar position in his regions to the one held by the Alexandrian bishop in Egypt and adjacent territory. It would have been quite proper, had any primacy of Rome existed, to mention the fact here, as was done immediately by the Latin translators. They supplied from their fancy what they evidently considered a regrettable omission on the part of the council.

We may cite three Latin versions, two of which, however, are merely slight variations. The oldest one, generally quoted as the *Prisca*, reads: "It is an old law (*mos*) that the bishop of the city of Rome have the supreme power (*principatum*)" etc. In

what may be regarded as the official translation the canon is made to read: "The Roman church always ranked first (*habuit primatum*).” At Chalcedon, 451, the Roman legate read the official translation in this very form: "That the Roman church always ranked first (*habuit primatum*); but let also Egypt retain that the bishop of Alexandria have authority over all, seeing that this is customary also to the Roman bishop." (This flagrant interpolation, we remark by the way, was immediately challenged by the eastern dignitaries assembled in Chalcedon.)

Less than twenty years after Nicaea a great step forward was taken in actually establishing the primacy of Rome, namely by the council of Sardica, 343. "If any of the bishops have been condemned in any matter", so old Hosius of Cordova moved the council, "and he feels that he has a good case deserving a new trial, if it is your pleasure, let us honor the memory of the holy apostle Peter in this way that by those who investigated the case a written report be submitted to Julius, bishop of Rome. If according to his opinion the case should be reopened, let it be done and let him appoint the judges; but if he holds that the case does not call for a revision, the original verdict shall stand." The council agreed. Canon 3.

This canon does not, like the Nicene sixth, simply confirm an existing custom, it grants new power to Rome. To Rome, indeed; for although Julius is mentioned by name, the wording of the canon is such that a permanent rule is clearly indicated. And Rome was not slow to avail herself of this opportunity. The canon was appealed to continually and for the sake of higher authority referred to as Nicene.

This brief review of former actions in the matter certainly does not justify the place of authority actually, though reluctantly, accorded the Roman pontiff at Ephesus.

But evidence more damaging to the Roman claim of having enjoyed the primacy as freely conceded from the very beginnings of the Christian church can easily be adduced. Roman aggressiveness had been denounced and bitterly opposed on various occasions, particularly in Northern Africa.

There was Tertullian, who had a clear conception of the spiritual priesthood of all Christians and who maintained that it was the authority of the church alone which established the difference

between clergy and laity. He repudiated the claim of the Roman Callistus, that he would upon repentance grant pardon also to such as had committed adultery and fornication, a sin which up to this time had been considered as one of the three mortal sins (denial and murder being the other two). He rejected this "peremptory edict" and sneeringly referred to Callistus as "pontifex maximus" and "episcopus episcoporum", hurling this question at him: "Who are you that you evert and commute the manifest intention of our Lord on what He conferred to Peter for his person?" The reference is, of course, to the promise in Matthew 16.

Tertullian's pupil, Cyprian, who is guilty of gross overstatements when speaking of the importance of the bishops in their relation to the unity of the church, and who was ready to concede that in order to manifest the unity of the church Christ showed that the beginning of that unity must be traced back to one person, Peter, — yet this same Cyprian emphatically sets forth that superior authority was never claimed by Peter, who not even in his controversy with Paul in Antioch would take recourse to his alleged primacy; and he avers: "Nor does any one of us constitute himself bishop of bishops."

Less than fifteen years before the council of Ephesus an African synod at Carthage, 418, adopted the famous 17th canon which contained the significant injunction: "If any one shall have presumed to appeal a case to a transmarine court, he shall by no one within the bounds of Africa be received into fellowship." And this in the face of the Roman claim, voiced by bishop Zosimus, that "no one must dare to investigate any decision rendered by Rome", because such is the authority granted and confirmed to Rome. Rome understood and resented the African declaration of independence. Unfortunately this bold resistance to Rome was soon to come to an abrupt end when the Vandal invasion reduced the prosperous province to poverty and impotence and, incidentally, prevented its church from sending a delegation to the important council at Ephesus.

As yet we have found no adequate and satisfactory explanation why the fathers at Ephesus should bow before the authority of Rome, which in their hearts they detested. And we can never hope to find a solution of the puzzling problem unless we apply the simple principle laid down by Paul in 2 Thess. 2. He accounts

for the unprecedented ascendancy of Antichrist by the fact that the church of Christ did not receive the love of the truth for their salvation (v. 10).

The truth was there. God very plainly proclaimed it in His Word. The truth is this, as Isaiah graphically presents it especially in the 53rd chapter of his book, and as Paul never tired of proclaiming it and of applying it to the different phases of Christian life: Jesus by His vicarious life, suffering and death, and resurrection has procured for us the forgiveness of all our sins and complete justification before God. We can neither add thereto nor detract therefrom. It is absolutely perfect in itself; it is for us to accept it in faith, which the Holy Spirit creates. This truth is not a philosophic theory, it is a powerful life principle. Faith is a new birth. When Christ is received in faith, He assumes control of the heart, guiding and directing our thoughts, emotions, and strivings. The truth of free justification will find expression in the manifold ramifications of every Christian's life and conduct.

This truth was present in the church, but the proper response was lacking. They did not receive, rather they refused, the love of the truth; they lacked the proper appreciation of the life-giving truth. In fact this very central doctrine, the heart of the Christian faith, was the first to be dimmed in the post-apostolic age of the church; and it would not be difficult to adduce quite numerous quotations from the Didache and from the writings of the Apostolic Fathers to substantiate this charge. We omit that, and cast a brief glance at the way the great truth was treated in various parts of the church about the time of the council of Ephesus.

Roughly we may divide the different conceptions into three groups. There was first of all the school of Antioch, from which Nestorius had come. They corrupted the truth in this manner that they emphasized the human nature of Christ and stressed our walking in His footsteps. Imperceptibly the importance was shifted from His vicarious sacrifice to His exemplary life, by following which we attain to salvation. It was natural that this school, emphasizing as it did the human nature of Christ and the redemptive value of His model human life, could not grasp the deeper meaning and the real nature of the hypostatic union, — and the heresy of Nestorius resulted.

There was, furthermore, the school of Alexandria. This school, from the days of Origen, had been given to a speculative treatment of the truth and to a spiritualistic interpretation of the facts. They shifted the stress from the substitutionary to the mystic. God saved us by entering into a peculiar union with human nature as such. Traces of this mysticism may be found also in Athanasius. Cyril presented the miracle of the incarnation correctly, but soon there sprang from this very school the heresy of Eutychian monophysitism. And look what Pius in his encyclical has made of the truth, just as it was done in the days of Ephesus. Instead of glorifying God because the Word was made flesh for our redemption, he flies off at a tangent and stresses the point that, since Mary may truly be called Theotokos, we owe her special veneration, and must accord her a position of influence in the matter of our salvation.

There was lastly the Western school. Its theological thinking was chiefly influenced by Tertullian (and more recently by Augustine), whose doctrine of redemption was essentially the same as that held by the Roman Catholic church to this day: Christ won for us the gift of the Holy Spirit, under whose influence we by works of charity make restitution for our sins.

Thus nowhere in the church had the central doctrine of the Gospel been preserved in its purity. Leading men, in Paul's words, did not entertain the "love of the truth", and as a result, their power of resistance was lowered, they became subject to the insidious attacks of error in any form. Their entire theological thinking, feeling, striving was biased by the error they had admitted into their soul, and every phase of church life must ultimately become warped under their management.

We omit other matters and give attention only to such as have a direct bearing on the question of papal primacy.

What was the conception of the nature and function of the church at the time of the council? According to the descriptions and definitions given in the New Testament the church is the spiritual body of Christ, the communion of saints, a group of men living in this world but held together by bonds imperceptible to human eye, the bonds of a common faith in the redemption of Jesus and mutual love flowing from it.

The purely spiritual nature of the church, though not forgotten

entirely, ceased to be duly regarded, it was crowded out of the limelight of Christian consciousness. Greater importance was attached to the external manifestations of the church: the local congregation embracing the city, its suburbs and hinterland; the provincial church; the ecumenical or catholic church (a term found as early as at the beginning of the second century in the writings of Ignatius). — The machinery of church organization had become very complicated. There was one bishop for the unwieldy city church with a number of presbyters, deacons (usually seven in number), sub-deacons, etc., etc. The church of Rome under the bishop Cornelius had 46 presbyters, seven deacons, seven sub-deacons, and 94 minor officials. That was the local congregation of the time. Add to this the machinery of the provincial churches etc.

To illustrate the undue stress laid on the external manifestations of the church, permit me to point to two instances, comparing the attitude of the later theologians with the principles laid down by Paul.

Paul had occasion to speak at some length about the proper organization of the church, in his first epistle to the Corinthians (chapters 12 to 14). After pointing out that organization is not a basic matter, but its proper handling is among the fruits of faith which alone is basic (chap. 12, 3), he shows that, although there are diversities, different ranks, in the organization, the underlying principle of them all, unifying and equalizing them, is the idea of service in the place assigned by God. He then emphatically declares that the exercise of any church function must be guided and controlled by brotherly love (chap. 13). Lastly he enlarges on the fact, that the matter of organization must be governed by two considerations, viz., to make the preaching of the Gospel as effective as is humanly possible (chap. 14, 23, 24), and to preserve decency and order (chap. 14, 41). Such were the views of Paul on external church organization: it is a means, not an end.

Now as to the shifted stress in the days of the council.

Cyprian voiced the public opinion of his day when he denied that schismatics have the means of grace, because they have severed connections with the visible church. His dictum is well known: "Salus extra ecclesiam non est." The church outside of which there is no salvation is the external fellowship with the

bishop: "The church are these: a people united to their priest, and a flock following (*adhaerens*) their pastor. Whence you see that the bishop is in the church and the church in the bishop, and that if anyone is not with the bishop he is not in the church." In another one of his letters he says: "We declare that all heretics and schismatics without exception have no power nor right." And again: "When *we* say (in the rite of baptism): 'Do you believe in eternal life and remission of sins by the church?' we understand that remission of sins is not found (*dari*) save in the church, but that with the heretics, *where the church is not*, sins are not forgiven. . . . For when they (using the same words as the church) say: 'Do you believe in eternal life and remission of sins by the church?' they deceive by the question, seeing they have not the church."

The church is the external fellowship with the bishop, and the efficacy and reality of the sacraments depends on church regularity.

The second instance I wish to call attention to briefly is taken from the controversy with the Donatists. Optatus, the Catholic historian of the controversy, maintains: "We have shown that to be the Catholic church which is spread over the entire world;" over against which, according to the testimony of Augustine, Donatists "derived their conception of catholicity not from the communion of the whole earth, but from the observance of all precepts." And in Ephesus the churchmen made the application of the principle formulated by Optatus in that they maintained that the council held by the followers of Cyril must be considered as regular because of the far greater number of bishops taking part in it, over against the comparatively small number of attendants at the conciliable of John of Antioch. Catholicity had become a matter of geography and numbers.

Where the theology was infected with such an external conception of the church, its vitality over against the aggressiveness of Rome was reduced almost to the vanishing point. If the church is an external organization, the logic of an external head is irrefutable. Consciously, subconsciously, or uncsciously it will work its way. Cyril, Nestorius, Celestine were the victims of their own theology, which, however, does not absolve them from guilt.

In close relation to the external conception of the church stood the idea of episcopal *authority*. Hardly had the apostles closed their eyes when this leaven began its destructive work. Ignatius may serve as a witness: "Let no one do any of the things appertaining to the church without the bishop. Let that be considered a valid Eucharist which is celebrated by the bishop, or by one whom he appoints. . . . It is not lawful either to baptize or to hold an agape without the bishop; but whatever he approve, this is also pleasing to God; that everything which you do may be secure and valid." — Statements we heard from Cyprian on the nature of the church incidentally showed what role he assigned to the bishop. Quotations might easily be multiplied. His inconsistency in demanding the authority of the bishop, but opposing the idea of an "episcopus episcoporum" was doomed. It would destroy itself, God need make no special efforts in bringing about His judgment.

With Paul the ministry meant what the term implies: ministering, serving. When some Corinthians would use his name as a party label, he sternly rebuked them: Who then is Paul, and who is Apollos, but ministers by whom ye believed? (1 Cor. 3, 5). With Paul's conception of the ministry, where every man serves even as the Lord gave him, at any time, place, manner, position assigned to him, the idea of an "episcopus episcoporum" would be preposterous; but when the bishopric becomes an office and is vested with authority the "episcopus episcoporum" is inevitable. It may not come within the span of a man's life, it may not be clearly demonstrable after a century. It took the papal idea of Rome about 1800 years till the finishing touch was given to it by the Vatican Council of 1870. But such is the warning of God which we cannot too seriously take to heart, that wherever the love of the truth is neglected, be it in ever so slight a degree, wherever, as was the case in the early church, any person or institution is vested with any superior authority as by divine right, there by His judgment the life destroying power of error will have its course.

Of the man whose usurpation of authority was a judgment of God, Paul says furthermore that "he sitteth in the temple of God." This is also illustrated by the Council of Ephesus and the encyclical "Lux veritatis" commemorating the event.

The temple of God in Paul's letter is not the external organization of the church — such misconception was the very error enabling the pope to intrude. The temple of God is the church "proprie sic dicta", i. e. the communion of saints and everything that pertains to the spiritual nature of Christians. Paul tells Christians: Ye are the temple of the living God (2 Cor. 6, 16). To sit in the temple of God, accordingly, is not: to hold office in the local, provincial, or even ecumenical church; but: to possess the consciences of Christians, the Christians for conscience's sake feel under obligation to take orders from the pope, as the "Unam sanctam" brazenly demands.

Studying the action of the council of Ephesus, we saw that the willingness of Cyril and his followers could be accounted for satisfactorily in no other way than by taking into consideration the fact that their consciences were no longer free, their consciences had been fettered by an adulterated doctrine of justification, by an external conception of the church, by the idea of the bishopric as an office of authority. Antichrist was sitting in the temple of God, arrogating to himself and actually receiving from the misled Christian consciences the honor due to God alone.

He is sitting in the temple of God, handling the most sacred things, dealing with matters affecting the most intimate relation of hearts to their God. In Ephesus it was the doctrine of the person of Christ that was at stake. If Nestorius had prevailed, Christ would have been reduced to a mere human being inhabited by the Logos. Between Christ and any prophet there would have remained no essential difference, only one of degree. It would then have been impossible for Christ to perform the stupendous work of our salvation. It would have been left to us to work out our own salvation every one for himself. We must despair.

The pope, sitting in the temple of God, handling this matter of vital importance to all consciences, sincerely imagined that it was his duty, divinely imposed, to preserve by his authority the doctrine of Christ, His natures and person, inviolate. Under God's overruling providence the truth, essential to the peace of every conscience, was saved in Ephesus by the usurped authority of the pope.

As the recent encyclical clearly shows, the temple of God has not been permitted to fall in ruins under the unauthorized manage-

ment of Antichrist, but Antichrist is to this day, and he will continue to the end of days, enthroned in the sanctuary of God, handling divine truths and spiritual treasures, and using the very liberty proclaiming truths of the Gospel to tyrannize hearts which God purchased with His own blood.

Lebensbild St. Pauli.

(Fortsetzung.)

Paulus ist in der Folge mit den Philippern durch Briefe und Abgesandte in reger Verbindung geblieben. Hier hat ihm Gott der Herr eine Gemeinde erblühen lassen, die ihm Treue hielt wie kaum eine andere. Vielleicht kam dies auch daher, daß keine Juden in der Gemeinde waren. Er nennt sie selbst (Phil. 4, 1) meine lieben und gewünschten Brüder, meine Freude und meine Krone. Von keiner anderen Gemeinde hat er je eine Unterstützung angenommen, von seinen Philippern aber ließ er sich solches gefallen (Phil. 4, 10. 15), denn hier war er vor jeder Mißdeutung sicher. Gerührt schaute er im Alter schon dem Tode nahe auf sie zurück und schreibt: „Gott ist mein Zeuge, wie mich nach euch allen verlangt von Herzensgrund“ (Phil. 1, 8). Und so oft er in der einsamen Kerkerzelle zu Rom alle die Gemeinden und Gemeindlein, die zu gründen Gott der Herr ihn als Werkzeug benutzt, an seinem Geiste vorüberziehen ließ, blieb sein Blick stets am längsten ruhen auf seinen Philippern drüben am Ägäischen Meere, denn sie glänzten wie Sterne Gottes, deren strahlendes Licht hinausjähien in die nachtumsfangene Heidenwelt ringsumher (Phil. 2, 15).

Ein Marsch von etwa vier bis fünf Tagen bringt Paulus und Silas über Amphipolis und Apollonia nach Thessalonich, einer der ältesten Städte Europas und einem Haupthandelsplatz der alten Welt. Es war deswegen die Judenthümlichkeit hier besonders stark vertreten. Die Synagoge daselbst scheint im ganzen Mazedonien die einzige gewesen zu sein, so daß die Juden aus den andern Städten, z. B. Philippi, Amphipolis und Apollonia, weil sie dort nur Besitztümlichkeiten hatten, der thessalonischen Synagoge zugeteilt waren. Das erklärt auch, warum die Apostel in den beiden obengenannten Städten nicht anhielten, sondern erst hier haltmachten. Paulus erzählt selbst (1. Thess. 2, 2), in welcher Gemütsstimmung er diese Stadt betreten habe. Ob er gleich in Philippi geschmähet worden, sei er doch freudig in seinem Gott nach Thessalonich gezogen. Der erste Gang, den die Apostel taten, mag wohl zu den Teppich- und Zeltwebern gewesen sein, Arbeit zu suchen, um dadurch ihren Unterhalt zu bestreiten, weil sie die Gläubigen, die ihnen zufielen, nicht beschweren mochten (1. Thess. 2, 9). Daß sie so bei den großen Anforderungen ihres apostolischen Amtes Tag und Nacht tätig sein mußten, ist klar. Dennoch scheint es ihnen nicht immer möglich gewesen zu sein, ohne fremde Hilfe durchzukommen. Denn nach Phil. 4, 16 haben

sie von den Philippern, die wohl von ihrem Mangel gehört haben, zweimal Unterstützung zugesandt bekommen. — Sobald der Sabbat angebrochen war, begaben sie sich nach gewohnter Weise in die Synagoge. Dort beweist Paulus den anwesenden Juden und Proselyten aus der Schrift, daß das Hauptmerkmal des wahren Messias in seinem geweissagten Leiden und Auferstehen von den Toten läge, und wie also der gekreuzigte und auferstandene Jesus, den er ihnen verkündige, eben dieser Christus sei, wie ihn die Propheten von Alters geschildert haben. Solches tat er an drei Sabbaten. Das gepredigte Wort kam nicht leer zurück. Etliche der Juden wurden überzeugt und fielen Paulus und Silas zu, auch eine große Menge der griechischen Proselyten, darunter nicht wenige der vornehmsten Frauen, wurden gläubig.

Wir erfahren aus den Briefen, die der Apostel wenige Monate nach seiner Abreise an die Gemeinde schrieb, wie mächtig das Glaubensfeuer daselbst aufloderte, wie innig die erste Liebe war, die hier glühte, wie weit und wie schnell das heilige Feuer von Thessalonich weitergetragen wurde (1. Thess. 1, 2–8). Der beste Beweis, daß trotz der Ausübung seines Gewerbes Paulus seinen apostolischen Beruf nicht veräußert, vielmehr der jungen Gemeinde eine besonders gründliche Unterweisung in den Heilslehren der Schrift erteilt hat. Er deutet auf Stellen des Propheten Daniel hin, die er ihnen erklärt hat (2. Thess. 2, 4, 6; Dan. 11, 36). Besonders reichlich sind in diesen Briefen die Hoffnungsblicke, die der Apostel auf die Wiederkunft des Herrn und das Reich der Zukunft wirft (1. Thess. 1, 10; 2, 12, 19; 3, 13; 4, 13–18; 2. Thess. 1, 7). Er muß davon besonders viel in Thessalonich gesprochen haben. Für solche Gedanken fand er dort immer bereiteten Boden. Die Juden schwärmten in jenen Tagen viel von der Herrlichkeit des Reiches, das ihr exträumter Messias, dessen Erscheinen sie als nahe bevorstehend erachteten, aufrichten und dessen Glanz alle Reiche, auch das der Römer, weit in den Schatten stellen werde. Von solchen falschen Messias träumen mögen besonders die in Thessalonich reich gewordenen Juden zu den griechischen Proselyten geredet haben, um sie damit zu bestechen und vom Übertritt zum Christentum abzuhalten oder, wenn solches schon geschehen, zum Abfall zu bewegen. Dieser falschen, trügerischen Hoffnung stellt der Apostel gleichsam als Gegengewicht die wahre Christen Hoffnung entgegen. Aber davon waren sie nun so hingegenommen, daß sie über den Ginzang der Jhrigen trauerten, weil sie meinten, dieselben gingen der Freude verlustig, den Herrn der Herrlichkeit bei seinem Kommen zu begrüßen (1. Thess. 4, 13–18), dessen Erscheinung sie jeden Tag erwarteten. Einige trieben es so weit, daß sie nicht mehr arbeiten wollten, da ja der Weltlauf doch bald zum Stillstand kommen müsse. Mit tiefem Ernst tritt der Apostel solchen Schwärmereien, die nach seinem Scheiden aufgekomen waren, entgegen und weist nach, daß das entscheidende Zeichen für die Wiederkunft Christi, die Offenbarung des Antichristi, noch nicht eingetreten sein (2. Thess. 2). Die Hoffnungsfreudigkeit selber aber hatte ihren Anlaß in der apostolischen Lehrunterweisung.

Die Juden, die sich selbst verstockten, indem sie im Unglauben beharrten, neideten Paulu seinen Erfolg und den gläubigen Juden und Heidenchristen

ihr Heil. In wenigen Wochen war es so gekommen, daß die Synagoge nicht mehr wie eine Judenthule, sondern wie ein Versammlungshaus der Christen aussah. Diese brachten ihre Freunde und Bekannten mit, und so wuchs die Gemeinde zusehens in allen Schichten der Bevölkerung und ward „eine große Menge“. Der Neid der jüdischen Synagogenvorsteher stachelte den Haß gegen Paulus und Silas unermülich an; die Zahl der Christen war aber schon zu groß, als daß sie wagen durften, offen gegen sie aufzutreten. So versuchten sie mit Hilfe des Pöbels zu Werke zu gehen, um die Boten Jesu aus dem Wege zu räumen. Sie dingten einige böshafte Subjekte, wie sie in den Straßen größerer Städte an allen Ecken zu finden sind. Dieselben veranstalteten einen Aufruhr vor dem Hause des Jason, eines gläubig gewordenen Juden, bei dem Paulus herbergte, vielleicht, weil er mit demselben durch Bande des Blutes verbunden war (Röm. 16, 21). Die Anstifter drangen in das Haus, um die Apostel zu greifen. Allein dieselben waren nicht anwesend. Nur Jason und einige andere Christen waren da. So ergriffen sie diese und schleppten sie auf das Forum.

Die Anklage, die die fanatischen Juden vor dem Politarchen vorbringen, lautet gefährlich genug. Mit erheuchelter kaisertreuer Gesinnung schrien sie: „Diese, die den ganzen Weltkreis erregen, sind auch hier hergekommen, die beherbergt Jason; und diese alle handeln wider des Kaisers Gebot, sagen, ein anderer sei König, nämlich Jesus.“ Das war die schwerwiegendste Anklage, die sich im römischen Reiche vorbringen ließ. Indessen die Stadtobersten, die vielleicht schon Kunde erhalten, wie es ihren Kollegen in Philippi vor kurzem ergangen, nehmen trotz der erregten Menge die ganze Angelegenheit nicht für gefährlich. Sie kennen die Anstifter dieses Tumultes, haben wohl auch in den verflossenen Wochen von dem Auftreten des Paulus und Silas und ihren rein religiösen Bestrebungen, die auch nicht das mindeste mit Politik zu tun hätten, gehört. Auch mag ihnen Jason als angesehenener friedliebender Bürger bekannt gewesen und die übrigen Christen, die man mitgeschleppt, ihnen nicht wie Empörer vorgekommen sein. So notierte man nur ihre Namen, forderte vielleicht auch von Jason eine Bürgschaft und ließ sie dann frei. Damit war die Sache abgetan, der Anschlag der Juden ins Wasser gefallen. Die Behörde hatte gegen ein ferneres Verweilen und Wirken der Apostel zum großen Verdruß der Juden keinen Einwand zu erheben.

Da aber die Christen in Thessalonich den Fanatismus der dortigen Juden kannten und wohl wußten, daß dieselben es bei dem einmaligen Versuch, die Boten Jesu aus dem Wege zu räumen, nicht bewenden lassen würden, drangen sie in dieselben, den gefährlichen Boden unverzüglich zu verlassen. Es mag Paulus schwer genug geworden sein, seine Zustimmung zu geben. Hier schien sich ihm ein Arbeitsfeld für Jahre hinaus geöffnet zu haben, und nun sollte er es schon nach kaum einem Monat verlassen. Aber die Gemeinde, die ihn ja selbst mit tausend Freuden behalten hätte, mußte ihn von der Notwendigkeit dieses Schrittes zu überzeugen. So willigte er denn, wenn auch schweren Herzens, ein, noch in derselben Nacht den Wanderstab aufs neue zu ergreifen und weiter zu pilgern. In seinem Herzen aber trägt er die Hoffnung mit, bald wieder zurückkehren zu können.

Nicht auf einer breiten Römerstraße schritten diesmal die nächtlichen Wanderer, wohl von einigen Brüdern geleitet, dahin, sondern auf schmale, einsamen Wege durch eine fruchtbare Ebene voll wogender Getreidefelder in südlicher Richtung, dem Städtlein Veröa zu. Hier wollten sie in aller Stille abwarten, ob sie nicht bald wieder zurück nach Thessalonich ziehen könnten. Zweimal waren sie auch nahe daran, aber „Satan hat uns verhindert“, sagt Paulus (1. Thess. 2, 18). Die Nachrichten aus Thessalonich lauteten so ungünstig, daß sie es nicht wagen durften.

Den unfreiwilligen Aufenthalt in Veröa brachten die Apostel indessen nicht untätig zu, sondern predigten wie überall, wo sich ihnen Gelegenheit bot, die frohe Botschaft von Christo. Hier hat Paulus einmal die Genugthuung, Juden zu finden, welche sich bereitwillig den Weg führen lassen, auf welchen er so gerne alle seine Brüder nach dem Fleisch gebracht hätte. „Sie waren von edlerer Gesinnung denn die zu Thessalonich. Sie nahmen das Wort auf ganz williglich und forschten täglich in der Schrift, ob sich's also hielte“ (Act. 17, 11. 12) — wie ihnen von den Aposteln verkündigt wurde. „So glaubten viele aus ihnen, auch nicht wenige der vornehmen griechischen Frauen und Männer.“ Für Paulus war der Aufenthalt in der hochgelegenen, von dunklen Wäldern umschatteten Stadt bei seinem geschwächten Körperzustand eine Erquickung nach Seele und Leib. Allein als die Kunde von seiner Wirksamkeit und seinem Erfolg daselbst nach Thessalonich drang, kamen die feindlichen Juden von dort den Aposteln zwei Tagereisen weit nachgezogen und ruhten nicht, bis sie Paulum durch einen auch hier angezettelten Aufruhr aus der Stadt und der Provinz Mazedonien hinausgetrieben hatten. Silas und Timotheus, welcher letzterer inzwischen aus Philippi zu ihnen gestoßen war, blieben in Veröa zurück, um von hier aus auch der schwer angefochtenen Gemeinde zu Thessalonich mit Rat und Tat beizustehen (1. Thess. 3, 2).

Wir hören später nichts mehr von der Gemeinde in Veröa. Sie war eine stille Pflanzung in den Waldbergen und wird sich nun an die Gemeinde zu Thessalonich angeschlossen haben. So werden die Briefe, die der Apostel an die Thessalonicher schrieb, auch in Veröa gelesen worden sein (1. Thess. 5, 27). Das geistliche Leben in Veröa teilte ohne Zweifel mit Thessalonich die sehnsüchtige Hoffnung auf die herrliche Erscheinung Jesu. Nur war sie stiller und ohne die schwärmerische Färbung, die in Thessalonich sich bemerkbar machte.

Paulus zog mit einigen Begleitern aus Veröa an das Meer. Konnte er nicht nach Thessalonich zurück, so war nur dieser Weg für ihn offen. Und wenn er den Griechen das Evangelium verkündigen wollte, so mußte ihm der Gedanke nahe liegen, nach Athen zu gehen. Ein Rüstenschiff mag ihn am mazedonischen Strande aufgenommen und dorthin getragen haben. Hier verließen ihn die Geleitmäner und kehrten mit dem Auftrag nach Veröa zurück, Silas und Timotheus so bald als möglich nach Athen zu senden. Paulus wartete ihrer mit Sehnsucht. Das Gefühl der Vereinigung ergriff ihn mit Macht in dieser Stadt, von der ein römischer Schriftsteller einmal gesagt, man könne dort wohl viele Götter, aber keinen Menschen finden. Als einen Beweis seiner großen Liebe zu den Thessalo-

nichern erwähnt er (1. Theß. 3, 1 ff.), daß er um ihrer Anfechtungen willen, die ihm eine große Sorge bereiteten, Timotheus, kaum in Athen angekommen, gleich wieder zu ihnen zurücksandte, und allein dort zurückblieb, wiewohl ihm solches schwer ankam. Silas mag überhaupt nicht nach Athen gekommen sein, weil ihn die Not der Gemeinden in Mazedonien zurückhielt. Erst später in Korinth gesellten sich beide wieder zu ihm.

Wir begreifen wohl das Gefühl der Vereinsamung, das den Apostel in Athen beschlich, als er durch die glänzenden Straßen und Plätze der Stadt dahinschritt, die mit Statuen der alten griechischen Götter und Helden angefüllt waren. Und als er die zahllosen prunkenden Tempel und die vielen errichteten Altäre erblickte, da ergrimmte er im Geist, daß diese Stadt so gar abgöttisch war. Wohl gab es in Athen eine Synagoge, auch Proselyten, aber schwerlich solche, deren Wiege in Athen gestanden. Geborene Athener wären zu stolz gewesen, sich einer jüdischen Synagoge zuzugesellen. Es kam in der Synagoge nur zu Unterredungen, nicht aber zu Befehrungen. Auch die Besucher der Synagoge hier hatten keinen Sinn für die Botschaft, die Paulus ihnen verkündigte. Der Bericht des Lukas scheint anzudeuten, daß der Apostel deswegen die Synagoge nicht oft besucht hat, während er auf dem Marktplatze (der *áγορά*) täglich zu finden war (Act. 17, 17).

Auf der *áγορά* pulsierte so recht eigentlich das Leben von Athen. Das Gewerbe, die Kunst, die Wissenschaft, die müßige Neugier. Hier wurden politische und philosophische Neuigkeiten verhandelt. „Denn die Athener alle, auch die Ausländer und Gäste, waren gerichtet auf nichts anderes denn etwas Neues zu sagen oder zu hören“ (Act. 17, 21). Der Apostel war aufs tiefste von Mitleid für diese sich so reich dünkenden und doch in Wahrheit so armen Menschen ergriffen, die nicht nur in grobsinnliche Abgötterei versunken waren, sondern auch der Vergötterung des Menschengesichtes huldigten. Sie gehörten entweder der philosophischen Schule der Stoiker an, deren Maxime eifige Gleichgültigkeit gegen alle Schicksale des Lebens war, oder sie bekannnten sich zu den Epikuräern, die nach dem Grundsatz lebten: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“ Er knüpfte, wie das in Athen von Alters her Sitte war, wenn jemand eine neue, unbekannte Sache vorzubringen hatte, mit diesem oder jenem ein Gespräch an und lenkte dasselbe dann auf das Eine, das sein Herz und seinen Geist unablässig beschäftigte. Er redete von Christo, dem Heil der ganzen Welt. Immer mehr Neugierige blieben stehen, und bald hatte er eine große Zuhörerenschaft um sich versammelt. Unter ihnen befanden sich auch Vertreter der beiden erwähnten Richtungen, die sich sonst aufs schärfste befahdeten; hier aber, im Kampf gegen Paulum und das Evangelium, das er verkündigte, machen sie, wie einst Pilatus und Herodes gegen Christum, gemeinsame Sache. Paulus indessen kannte seine Gegner. Er stammte ja aus der Stadt, in der auch die Wiege Zenos, des Begründers der stoischen Schule, gestanden, und die Philosophie der Epikuräer war ihm erst recht nicht fremd. In der Sekte der Sadduzäer war sie ihm häufig genug entgegengetreten. Er konnte ihnen also auf ihrem eigenen Felde entgegenreten, und er trieb sie schonungslos in die Enge. Darüber erbost, wollten sie sich rächen. Die einen suchten ihn beim Volke lächerlich zu machen, indem sie ihn einen

σπερμολόγος (Saatkrähe, die Körner aufliest — ein Mensch, der auf dem Markte herumlungert, um aufzulesen, was von dort feilgebotenen Waren liegen geblieben) Schwäcker (Luther: Lotterbube) nannten (Act. 17, 18). Die andern nahmen die Sache ernster. Paulus schien ihnen der Verkündiger fremder Götter zu sein. Das kam ihnen bedenklich vor, und so nahmen und führten sie ihn auf den Areopag (Marsplatz), der auf dem Gipfel des unmittelbar an der ἀγορά sich erhebenden Hügels gleichen Namens lag. Der Areopag war der gefeiertste und berühmteste Ort der ganzen damaligen alten Welt, an welchem Gericht über Leben und Tod gehalten und alle Fragen der Religion und der Politik entschieden wurden. Hier hatten einst die weisesten der Weisen, ein Sokrates, ein Plato und andere ihresgleichen gestanden. Hier haben die berühmtesten Redner, z. B. Demosthenes und Aristoteles, mit hinreißenden Worten die Menge entzündet. Hier steht nun Paulus, der Gesandte des Königs aller Könige. Er steht auf dem Marsplatz vor den Richtern, die feierlich ihre Plätze auf den marmornen Richterstühlen einnehmen. Nicht freiwillig steht er hier, aber auch nicht als formell Angeklagter. Eine feierlich ernste, bedeutungsvolle Stunde ist es, eine Gelegenheit, wie sie sich ihm in dieser geräuschvollen Stadt nicht noch einmal bieten mochte. Und er gedenkt sie voll und ganz auszunutzen, um den in Finsternis tappenden Athenern das Licht der Wahrheit anzuzünden. „Könnten wir auch erfahren, was das für eine neue Lehre sei, die du lehrest? Denn du bringst etwas Neues vor unsere Ohren, so wollen wir gerne wissen, was das sei“, fragt ihn der vorsitzende Richter (Act. 17, 19, 20). Als Antwort darauf hält Paulus nun eine Rede, die allgemein, auch in sprachlicher Hinsicht und in ihrem Aufbau, als eine Großtat und ein Meisterstück eingeschätzt wird. Sein erster Satz klingt wie ein Lob der Athener, wenn er sagt: „Ihr Männer von Athen, aus allem sehe ich, daß ihr religiöser (θεοσιδαιμονεστέρους) seid als andere.“ Allein aus diesem Lob klingt doch deutlich genug ein Tadel heraus. Als ein Fremdling redet er zu ihnen. Er ist in ihrer Stadt umhergewandert und hat sich ihre Heiligtümer (σεβάσματα) betrachtet. Da fand er einen Altar mit der Aufschrift: „Dem unbekanntem Gotte.“ Damit meinten sie nicht einen Gott neben den vielen andern Götzen, sondern damit brachten sie vielmehr das Gefühl von dem einen großen unbekanntem Wesen, den ein Sokrates, ein Plato geahnt, dessen Spuren sich auch aus ihrem Leben, ihrem Denken, ihrem Gewissen nicht völlig austilgen ließen, zum Ausdruck. „Nun“, sagt der Apostel, „was ihr, ohne es zu kennen, verehrt, das verkündige ich euch.“ Nicht das unabweidbare unbarmherzige Schicksal, den Gott der stoischen Philosophie, nicht das hoffnungslose dunkle Nichts, den Gott der Epikuräer, sondern den lebendigen, persönlichen Gott, „der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist.“ Man schaute vom Areopag hinunter auf die zahllosen großen und kleinen Tempel, die sich allenthalben erhoben und auch auf dem Areopag selber nicht fehlten. Wunderwerke menschlicher Kunst und Wissenschaft; man erblickte die Blumen und gefüllten Opferschalen, mit denen Menschenhände die Götter pflegen wollten; aber wie klein und ärmlich ist dies alles vor dem „Herrn Himmels und der Erden“! „Er wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht, sein wird auch nicht von Menschenhänden

gepflegt, als der jemandes bedürfe, so er doch selber jedermann Leben und Odem allenthalben gibt“ (Act. 17, 25).

Die Religion Griechenlands hing eng mit dem griechischen Nationalstolz zusammen, der alle andern Völker Barbaren nannte. Wo man aber den einen lebendigen Gott kennt und glaubt, da kann solcher Nationalstolz nicht bestehen. Der Glaube an den einen Gott ist auch der Glaube an die Einheit des Menschengeschlechtes. „Er hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen“ (Act. 17, 26).

Die Griechen waren stolz auf ihr Land, und die Athener insonderheit empfanden mit Genugthuung die landschaftliche Anmut, die ihre Stadt umrahmte. Aber dieses reich gesegnete Land ist ein freies, unverdientes Geschenk des Schöpfers aller Dinge an das Griechenvolk. „Er hat Ziel gesetzt und vorgelesen, wie lang und wie weit sie wohnen sollen“ (Kap. 17, 27). Es ist, als hätte der Apostel an den Segensspruch Noahs gedacht: „Gott breite Zaphet aus.“ Gott hat die Kinder Zaphet, unter ihnen vor allem auch die reichbegabten Griechen, in uralten Zeiten von Asien aus auf ihre Wanderzüge nach Westen entlassen. Sie sollten „den Herrn suchen, ob sie ihn fühlen und finden möchten“. Ein Suchen ist ihre Geschichte, ihre Wissenschaft, ihre Kunst, ihre Religion. Sie suchen das verlorene Paradies, den verlorenen Gott. Dunkler und tastender wird das Suchen, je länger sie suchen. Sie wissen kaum noch, was sie suchen. Und doch „in ihm Leben, wehen und sind wir.“ Es sind die Gedanken des 139. Psalmes, die hier dem Apostel vorschweben. Suchen wir ihn in der Ferne, siehe, so ist er da. Suchen wir ihn in der Nähe, siehe, so ist er auch da. Er läßt sich finden, „denn wir sind seines Geschlechtes. Wie auch etliche Poeten (Aratus und Kleantes, um 270 v. Chr.) bei euch gesagt haben“ (17, 28). Die Athener haben dies Dichterwort schlecht verstanden, da sie den Schluß machten: Sind wir göttlichen Geschlechtes, so müssen die Götter auch menschlichen Geschlechtes sein, man kann und soll sich also von ihnen menschliche Abbilder machen. So schufen denn die Griechen zum Unterschied von anderen, rohen Heiden, welche wohl gar Tiere anbeteten, die schönsten Menschengestalten und meinten, so müßten ihre Götter beschaffen sein. Paulus aber hält ihnen einen andern, den allein folgerichtigen Schluß vor. Er empfindet die Pracht der marmornen und silbernen und goldenen Göttergestalten ringsum, in denen sich die Irrwege menschlichen Suchens nach Gott widerspiegeln, als eine Selbstschändung. „So wir denn göttlichen Geschlechtes sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht.“ Er hält damit den Atheniern ihren kunsttrunkenen Gottesdienst als etwas Gott und die Menschen gleich sehr Erniedrigendes vor und will ihnen damit zum Bewußtsein bringen, was für eine große Verschuldung sie sich damit dem wahren, lebendigen Gott gegenüber aufgeladen haben, und ruft sie deswegen ernstlich zur Buße. Wohl hat Gott die Zeit solcher Unwissenheit in seiner erbarmungsvollen Geduld bisher übersehen. „Nun aber“ — es ist, als sehen wir den Apostel sich höher aufrichten, als hörten wir ihn, seine

Stimme erhebend, langsamer und markierter noch als bisher sagen: „Nun aber gebietet er allen Menschen, an allen Enden Buße zu tun, darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchem er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er es beschloffen hat, und jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Toten auferweckt.“

Soweit hatte man dem Apostel mit gespannter Aufmerksamkeit, wenn auch mit geteilten Gefühlen, zugehört. Nun aber wird er von den Richtern des Areopags unterbrochen. Das Evangelium von dem gekreuzigten Heiland ist den weisheitsstrunkenen Athenern eine Torheit, die Lehre von der Auferstehung der Toten etwas Lächerliches. Sie wollen davon nichts wissen. Die spottende Menge, tobend und johlend, verläuft sich, nur etliche wollen davon später weiter hören. Betrübt steigt der Apostel gesenkten Hauptes die Marmorstufen des Areopag hinab, weil die Athener nichts von dem Lebendigen Gott und dem einzigen Heiland der Menschen wissen wollen. Doch der Herr, der ihn auch hierher gesandt, läßt ihn nicht ohne Trost. Es gesellen sich zu ihm einige Männer, die von seiner Rede erfasst waren und gläubig wurden, unter welchen war Dionysius, ein Mitglied des Richterkollegiums auf dem Areopag und späterer Vorsteher der Gemeinde, ein Weib mit Namen Damaris und andere mit ihnen. Auch hier entstand eine Gemeinde, aus deren Mitte Bischöfe hervorgingen, die in den ersten Christenverfolgungen als Märtyrer genannt werden. Die zahllosen Götter Athens mußten dem Könige in der Dornenkrone weichen. Paulus verließ bald darauf die Stadt, um nie wieder dahin zurückzukehren. Wie lange er dortselbst verweilt, ist unbestimmt. Jedenfalls sind es mehrere Wochen gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchengeschichtliche Notizen.

Cui bono? — Bei der Durchsicht der Wechselblätter, die auf unserem Redaktionsstisch aufliegen, nahm der Unterzeichnete auch einige Nummern*) des „Kirchenblatt“ in die Hand. Der Titel bezeichnet es als „Organ der Amerikanisch-Lutherischen Kirche“. Da fiel sein Blick auf etwas, das ihn stutzig machte und zum Lesen veranlaßte. In der Rubrik „Für Herz und Haus“ erscheint eine Geschichte von W. Reinke in Fortsetzungen. Sie erzählt von einem Brautpaar; der Bräutigam gehört zu einer lutherischen Gemeinde, die Braut zu einer anderen ebenfalls lutherischen, die bezeichnenderweise von der Mutter des Bräutigams die „Streitkirche“ genannt wird. Von dem Pastor der ersteren heißt es, er predige ernster und strafe die Sünden schärfer als der Pastor der anderen. Dieser scheint bei einer gewissen Klasse von Leuten populär zu sein, ist Leiter eines „base ball team“, wird von jungen Leuten im „ice cream parlor“ mit Erfrischungen

*) Jahrgang 76, Nummern 8 und 9.

traktiert und scheint auch gelegentlich eine Partie „pool“ nicht zu verachten. Durch seine Mithilfe gelang es, „einige Streithänse, Wankende und mit ihren Beiträgen rückständige Namenschriften von der alten Gemeinde wegzulocken“. Solche, die unkonfirmiert aufgewachsen waren, fing er dadurch ein, daß er sie, „ohne daß sie etwas auswendig lernen brauchten“, schnell in die Kirche aufnahm. Gesellschaften und Ausflüge wurden veranstaltet. Die verschiedenen Vereine sorgten für die Durchführung der Programme. „Es war immer etwas los in der neuen Kirche und Gemeinde“. Kurz, es ging so neumodisch zu, daß ernste Christen nicht bloß außerhalb, sondern auch in der eigenen Gemeinde dies Treiben nur mit Besorgnis ansehen konnten.

Diese tendenziös anmutende Schilderung veranlaßte den Berichterstatter, sich womöglich aus der Erzählung die sich unwillkürlich aufdrängende Frage zu beantworten, von welcher der größeren lutherischen Kirchengruppen unseres Landes der hier gezeichnete Pastor der „Streitkirche“ wohl ein Typ sein könne. Das Gespräch, das der Bräutigam über den Lehrunterschied mit dem Pastor der neuen Kirche hatte, sollte uns darüber belehren können. Sehen wir also zu, was der Pastor dem Aufschluß suchenden Bräutigam zu sagen hat.

„Hier sollte nur eine lutherische Kirche, die eine rechte und wahre lutherische Kirche sein. . . . nein, es ist nicht einerlei, in welche von den beiden Kirchen man geht. Sehen Sie, sonst hätten wir ja kein Recht hier. Aber unsere Kirche ist die wahre, alte lutherische Kirche, wenn sie auch hier am Ort neu ist.“

Auf weitere Fragen des Bräutigams antwortet der Pastor so: „Der Hauptunterschied liegt darin, daß wir lehren: Der Mensch wird allein aus Gnaden selig, und die selig werden sollen, sind von Gott dazu schon von Ewigkeit auserwählt ohne Rücksicht auf ihr Verhalten, denn alle Menschen verhalten sich von Natur nur böse gegen Gottes Gnade. Die falschgläubigen, sogenannten Lutheraner aber lehren, daß der Mensch auch etwas dazu tun muß, und daß es an den Menschen liege, wenn nur einige selig werden und die andern nicht. Sehen Sie, damit stoßen sie das ‚allein aus Gnaden‘ um und bauen auf Verdienst der Werke, wie die Katholischen.“

Nun fragt der Bräutigam, der den Unterschied zwischen den beiden lutherischen Kirchen immer noch nicht recht sieht: „Sie wollen doch nicht sagen, daß ein Mensch tun kann, was er will, und wenn er erwählt ist, macht ihn Gott gut und selig gegen seinen Willen, und wenn er nicht erwählt ist, bleibt er böse und geht verloren, obwohl ihn Gott auch hätte gut und selig machen können?“

Und der Pastor der „Streitkirche“ antwortet: „Das ist allerdings die reine Lehre der Schrift, recht verstanden, natürlich.“

Welchen lutherischen Kirchentörper mag der Schreiber der Geschichte im Auge gehabt haben, als deren Repräsentanten er diesen Pastor reden läßt? Er verrät es uns nicht. Wir kennen keinen, der diese Lehre führt. Sollte uns etwa ein gefährlicher Einzelgänger, der zufällig unter lutherischer Flagge segelt, als eine einzigartige Sondererscheinung vorgeführt werden? Das wird in der Erzählung, so weit wir sehen, durch nichts indiziert. Zu-

dem würden wir billig fragen: Was soll das? Cui bono? — Vor welcher lutherischen Gemeinschaft sollen die Glieder der Amerikanisch-Lutherischen Kirche gewarnt werden? Es kommen wohl nur die Vereinigte Lutherische Kirche (U.L.C.) und unsere Synodalkonferenz in Betracht. Nun hat man unseres Wissens die Glieder der ersteren noch nicht im Verdacht gehabt, die oben von jenem Pastor ausgesprochenen Ansichten zu hegen. Bleibt also nur die Synodalkonferenz.

Und doch sträuben wir uns gegen den Gedanken, daß es jemand wagen könnte, mit dieser fragenhaften Verfehrung unserer Lehre die Glieder der A.L.C. vor uns zu warnen. Unsere Lehre ist oft und ausführlich genug dargestellt worden, daß von einem Mißverständnis nicht die Rede sein kann. Will man die Chicago-Thesen nicht als authentisch gelten lassen, so braucht doch nur, um von anderen zahlreichen Publikationen aus unseren Kreisen abzusehen, auf die Lehrbücher der Dogmatik, die von D. A. Gönecke und D. F. Pieper geschrieben worden sind und in unseren Seminarien beim Unterricht verwendet werden, oder auch auf die neuerdings veröffentlichten „Thesen zur kurzen Darlegung der Lehrstellung der Missourisynode“ hingewiesen zu werden. Wollen wir dem Erzähler nicht Böswilligkeit zutrauen, die ihn verleitet, nach dem Satz zu handeln: Calumniare audacter, semper aliquid haeret, dann bleibt nur übrig anzunehmen, daß eine tiefe Abneigung ihn gegen die so reichlich bezeugte Wahrheit über unsere Lehrstellung blind gemacht hat. Das vermindert freilich nicht unsere Verwunderung darüber, daß die Erzählung im „Kirchenblatt“ Aufnahme finden konnte. Cui bono?
L.

* * *

Was haben wir dazu zu sagen? — Auf unbekanntem Umwegen kommt uns ein Ausschnitt aus „The American Mercury“ vom 23. März zu, der „Candidate in Theology, Lutheran Theological Seminary, Thiensville, Wis.“ unterzeichnet ist und die Bemerkung führt: „Who's guilty?“ Der Ausschnitt lautet unter der Überschrift „Advice to the Sanctified“ wie folgt:

I submit a preliminary program for restoring the long-lost dignity of the church and clergy.

As to the church:

1. Let it quit messing around in politics.
2. Let it stay out of the public schools.
3. Let it have the decency to insist on paying taxes on its several billion dollars' worth of taxable property.
4. Let it preach to its constituencies, letting alone the atheists, adulterers, boozers, and gamblers, and chasten its own illegitimate children, the Anti-Saloon League, the W. C. T. U., the religious lobbies in Washington, and the Societies for the Suppression of Vice.

As to the corps of clergy:

1. Let it cease to esteem itself the guardian of public morals, but rather see to the uprightness of its own parishes.
2. Let it lay off dictating to conscience.

3. Let it cut out begging for deductions on standard hospital and railroad rates, and bullying merchants into granting discounts that they dare not refuse for fear of boycott.

4. Let it shut up shop as supreme authority in every field of knowledge. Christians who have been fleeced in wild-cat speculations recommended by their faithful and trusted shepherds are legion.

5. Let it have the modesty to refrain from prefixing a wholly honorary title before its own several signatures. Did He sign His name, The Rev. Mr. Jesus Christ?

Was sagen wir dazu? — Erstlich freilich, daß das obengenannte Blatt in einem stark "unsanctified" Ton gehalten ist, den nun dies Eingekandt auch anschlägt. Der Einsender redet von der Kirche und der clergy unseres Landes im allgemeinen, am wenigsten von der streng lutherischen Kirche, die ja der gerügten Untugenden entweder gar nicht oder doch nur in etlichen stark amerikanisierten Exemplaren ihrer Pastorenschaft schuldig ist. Dieser oder jener Punkt trifft freilich auch so manchen von uns als Privatpersonen. Im großen und ganzen trifft der Einsender die Thiensviller „Theologie“. — Aber warum aus dem persönlichen Versteck in solchem Ton schießen und die Schule vorchieben? Thiensville lehrt doch auch Matth. 10, 32! U. P.

* * *

Das Hitlerprogramm. — Aus der ersten großen Kundgebung der neuen Regierung Hitler, von Papen, Dr. Hugenberg, Selbte, Dr. Fried usw. seien folgende Sätze auch hier festgehalten: „Die nationale Regierung wird die Fundamente wahren und verteidigen, auf denen die Kraft unserer Nation beruht. Sie wird das Christentum als Basis unserer gesamten Moral, die Familie als Keinzelle unseres Volks- und Staatskörpers in ihren festen Schutz nehmen. . . . Sie will die Ehrfurcht vor unserer großen Vergangenheit, den Stolz auf unsere alten Traditionen zur Grundlage machen für die Erziehung der deutschen Jugend. Sie wird damit der geistigen, politischen und kulturellen Nihilisierung einen unbarmherzigen Krieg ansagen. Deutschland darf und wird nicht in Anarchismus und Kommunismus versinken. . . .“ Und am Schlusse heißt es: „Getreu dem Befehl des Generalfeldmarschalls wollen wir beginnen. Möge der allmächtige Gott unsere Arbeit in seine Gnade nehmen, unseren Willen recht gestalten, unsere Einsicht segnen und uns mit dem Vertrauen unseres Volkes beglücken. Denn wir wollen nicht kämpfen für uns, sondern für Deutschland!“ Die neue Regierung sei der besonderen Fürbitte unserer Freunde befohlen.

Ein Deutschnationales Kulturprogramm ist in Thesenform anlässlich des Deutschnationalen Parteitages vom evangelischen und katholischen Reichsausschuß der Partei gemeinsam aufgestellt worden.

Die Thesen werden wie folgt eingeleitet:

Das deutsche Volk steht seit fast zwei Jahrzehnten unter einem Schicksal, durch das es in unerhörter Eindringlichkeit aufgerufen wird, seine

nationale Existenz und seine Aufgabe unter den Völkern vor dem Angesicht Gottes neu zu begreifen. Wir Deutschnationalen fordern, daß die verantwortlichen Träger der Regierung eine Kulturpolitik treiben, die dieser Lage gerecht wird.

Im einzelnen wird verlangt, daß von der Aufgabe aus, die Jugend der Nation für die Anforderungen der Zukunft vorzubereiten, dem deutschen Schulwesen Ziel, Richtung und Inhalt neu gesetzt werden. Die Schule muß sich lebendiger deutscher Sitte und Kultur weit öffnen und damit die Jugend im deutschen Volk und Staat fest einwurzeln, die Verbundenheit des Schülers mit seiner Familie wie seine Gebundenheit an Volk und Staat anerkennen, die Verantwortung der Eltern wie das Interesse des Staates vollauf berücksichtigen.

Die Schule des deutschen Volkes kann nur christlich sein. Konkret muß deshalb die konfessionelle Schule als Regelschule uneingeschränkt wiederhergestellt werden. Aber auch in jeder anderen Schule muß die Verbundenheit des Schülers mit der Kirche geachtet und gepflegt werden. Dem Vordringen der weltlichen Schule muß auch deshalb ein Ende bereitet werden, weil Hoheit und Autorität des Staates auf die Dauer nur in einem Volk anerkannt werden, das um die Begründung und Begrenzung der Staatsautorität durch die Herrschaft Gottes weiß.

Die Berufsschule soll sich organisch aus der Volksschule entwickeln, gleich dieser deshalb vom christlichen und vaterländischen Geiste getragen werden. Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach wird besonders verlangt.

Die Erziehungs- und Bildungsarbeit der höheren Schulen muß die Schüler befähigen, mit bewußter Verantwortung das künftige Geschick von Volk und Vaterland mitzutragen. Von diesem Ziel her ist die Arbeit dieser Schulen in sachlicher Strenge zu gestalten. Deshalb keine willkürlichen Experimente, vielmehr die Neubegründung einer inneren, aus der Einfügung in die gottgesetzten Ordnungen erwachsenden Autorität.

Die gleichen Forderungen ergeben sich für die Universitäten und für die privaten Schulen, die gestützt und geschützt werden müssen.

„Voraussetzung“, heißt es wörtlich weiter, „einer erfolgreichen Schularbeit ist eine arbeitsfreundige Lehrerschaft. Wir fordern darum eine von Verantwortung für Volk und Staat getragene Personalpolitik, Sicherung der wirtschaftlichen und rechtlichen Stellung der Lehrerschaft, ihre Ausbildung im christlichen und nationalen Geiste, die sie für ihre Aufgaben befähigt, und die Eingliederung des berufswilligen Nachwuchses in die Arbeit.“

Auch um den Bestand des Staates zu sichern, muß nachdrücklich gegen jede Propaganda auf Auflösung und Untergrabung des christlichen Glaubens vorgegangen und diese Propaganda strafrechtlich verfolgt werden. Entschiedene Weiterführung des Kampfes gegen Schmutz und Schund!

Unter weitgehendem rechtlichen Schutz der Ehe und der Familie muß die Behebung des Geburtenrückganges die Kernfrage aller Kulturpolitik werden. Deshalb weitgehender wirtschaftlicher Schutz und Steuervorteile

für kinderreiche Familien, strafrechtlicher Schutz auch für das keimende Leben. Kinderreichtum muß dem deutschen Volke wieder eine Ehre und eine Freude sein. (Ev.-Luth. Volksblatt, Dresden.)

Im übrigen ist es wohl nicht nötig, unsere Leser davor zu warnen, die hiesigen Presseberichte über die angeblich so grausame Judenhetze der Hitlerischen Regierung für bare Münze zu nehmen. Es ist etwa ebensoviel Wahrheit dran wie an den Berichten über die Unmenschlichkeit der deutschen Soldaten, die diese während des Weltkrieges an Kindern, Frauen und Greisen verübt haben sollten. Man muß wissen, daß die Presseagenturen fast ausnahmslos in den Händen von Juden und anderen Deutschenhassern sich befinden, daß es zwar viele gute und edle Juden auch in Deutschland gibt, aber daß die Juden als Bevölkerungsteil mehr zum sittlichen, religiösen, nationalen und ökonomischen Ruin Deutschlands beigetragen haben als irgendeine andere Volksschicht. Es wird bei einer so radikalen Umwälzung, wie die Hitlerische es ist, an einzelnen Erzeugen nicht gefehlt haben; wer aber die Rolle kennt, welche das antinationale und egoistische jüdische Element besonders seit dem Kriege in Deutschland gespielt hat, wird auch die hiesige von den Juden betriebene Deutschenhetze auf ihren wahren Wert zu reduzieren wissen. Die jüdische Nation erfüllt überall ihren Weltberuf und ihr nationales Schicksal. U. P.

* * *

Verfälschung der zur Synodalkonferenz gehörenden Synoden. — Wie wir in einer früheren Nummer (Juli 1932) berichtet haben, hat die Missourisynode auf ihrer letzten Delegatenversammlung Schritte getan, um eine intersynodale Besprechung der angedeuteten Frage anzubahnen. In einer kürzlichen Nummer des „Lutheraners“ spricht Herr D. Fürbringer, Präses der Synodalkonferenz, einige wichtige Gedanken zu der Sache aus, die wir hiermit in kurzem Auszug unterbreiten.

„Gerade im letzten Jahr vor und nach der Sitzung der Synodalkonferenz bin ich von den verschiedensten Seiten wieder gefragt worden, ob wohl einmal eine Vereinigung der vier Synoden der Synodalkonferenz zustande kommen werde, zumal unsere Synode ja auch ein Komitee für eine solche etwaige Verhandlung ernannt habe. Viele Pastoren interessieren sich für diese Frage, ganz besonders aber auch Gemeindeglieder, namentlich in Gegenden, wo die verschiedenen Synoden Nachbarn sind und die Gemeinden oft in die gegenseitigen Gebiete hineinreichen. Ich gebe auf solche Fragen immer die Antwort: Die Hauptsache ist da, ist vorhanden, seit sechzig Jahren: die Einigkeit im Glauben. Und diese Einigkeit ist gerade auch durch die mancherlei Stürme, die über die amerikanisch-lutherische Kirche ergangen sind, und trotz der mancherlei Veränderungen, die sich auch in der Synodalkonferenz zugetragen haben, erhalten geblieben. Wie es ein Beamter einer anderen Synode ausdrückte: Die Hauptsache ist, daß wir Schulter an Schulter stehen, gemeinsam die Wahrheit bekennen und die Wahrheit verteidigen. So wollen wir vor allem in den verschiedenen Synoden der Synodalkonferenz und in den verschiedenen Kreisen und Gebieten dieser Synoden Schulter an Schulter stehen und dabei auch gegen-

seitig einander dienen, öffentlich und privatim, soviel wir können. . . . Nun wäre es gewiß sehr schön, würde meines Erachtens auch der Kirche im ganzen dienen, wenn einmal die verschiedenen Synoden der Synodalkonferenz, wie das ursprünglich bei der Gründung der Synodalkonferenz ins Auge gefaßt wurde, sich organisch vereinigten. Aber es muß auch wirklich ein allgemeines Verlangen danach vorhanden sein. Es darf keine Kirchenpolitik sich hineinmischen, sondern das Bewußtsein, daß diejenigen, die zusammengehören, auch vereinigt sind. Dabei wird es freilich nicht ohne gegenseitige Opfer abgehen. Aber alle Rivalität und alle persönlichen Sachen müssen zurücktreten vor der einen großen Sache des Reiches Gottes. Und erst dann ist die Zeit gekommen zu einer Vereinigung, wenn ein allgemeines Verlangen danach vorhanden ist, ohne daß irgendwie dahin gedrängt und gearbeitet wird. Eine solche Vereinigung hätte gewiß unzulugbare Vorteile; aber man darf auch nicht meinen, daß dann mit einer Schlage alle Schwierigkeiten aufhören würden. Solche Schwierigkeiten und Verwicklungen, wie sie zwischen einzelnen Personen und Gemeinden und Distrikten der Synodalkonferenz entstehen, kommen auch in einer und derselben Synode und Kirchengemeinschaft vor. Im übrigen warte man den Gang der Ereignisse, die Entwicklung der Dinge, ab und traue auch hier dem großen und treuen Gott zu, daß er alles versehen wird zum Heil seiner Kirche.“

Sollte eine Verschmelzung wünschenswert erscheinen, so würde gewiß ein Weg, den Herr D. Fürbringer andeutet, die Frage auf einfache Weise der Lösung näher führen. Er sagt: „Ich glaube auch sagen zu können, daß das brüderliche Einvernehmen unter den Synoden der Synodalkonferenz noch mehr gestärkt werden würde, wenn noch mehr Arbeit von ihnen gemeinschaftlich getan würde. So merke ich ganz deutlich, wie die gemeinsame Arbeit an dem neuen englischen Gesangbuch, bei der in einem größeren Komitee alle vier Synoden der Synodalkonferenz vertreten sind, dazu dient, diejenigen, die schon verbunden sind, noch enger zu verbinden; und ich hoffe und wünsche von Herzen, daß die Zeit kommen wird, wo man noch mehr gemeinschaftliche Arbeit unternehmen und treiben kann.“ M.

* * *

Keine Abweisung von Studenten. — Allgemein machen Kirchenkörper in gegenwärtiger Depression die Erfahrung, daß sie ihre ausgebildeten Kandidaten des Predigtamts nicht sofort in Dienst stellen können. Allerlei Mittel zur Abhilfe werden in Vorschlag gebracht. Im Kreise unserer Schwester synode von Missouri trug man sich mit dem Gedanken, im Herbst auf allen Anstalten die Unterklassen nicht zu besetzen, dagegen auf den Gymnasien die abgehenden Klassen ein weiteres Jahr zu behalten. Folgende Beschlüsse wurden nach reiflicher Überlegung des Für und Wider auf einer Komiteesitzung kürzlich in dieser Sache gefaßt:

„1. Beschlossen, den beiden Lehrerseminaren zu gestatten, die Kandidatenklassen noch ein Jahr zu behalten als eine temporäre Einrichtung. Diese Maßnahme trifft die ganze Klasse. über Ausnahmefälle entscheidet die Fakultät.“

„2. Beschlossen, es abzulehnen keine Sexta zu eröffnen.

„3. Beschlossen, die Primaner nicht zurückzubehalten, sondern aus der Anstalt nach St. Louis zu entlassen.

„Was St. Louis und Springfield anbetrifft, so ist bereits beschlossen, daß die Mittelklasse ein Jahr aussetzen muß, wodurch der gegenwärtige überschuß an Kandidaten in etwas reguliert wird.

„Man beriet noch die Frage, ob die Kandidatenklasse in Springfield ein Jahr weiterstudieren solle. Dies erschien uns nicht ratsam, da das die Anstellung neuer Lehrkräfte und Ausgaben verursachen würde. Auch würde eine solche Maßnahme kaum Billigung in der Synode finden.

„Mitte Juli wird sich, will's Gott, das Board of Directors und das präsidiale Kollegium in River Forest versammeln. Wenn nötig, können dann weitere Maßnahmen getroffen werden.“

So lautet der Bericht Präses Pfotenhauers im „Lutheraner“. M.

* * *

† Dr. Theodor von Zahn. † — Dem „Reichsboten“ entnehmen wir die Notiz, daß dieser hervorragende Forscher auf dem Gebiet der neutestamentlichen Textkritik und Exegete am 15. März im Alter von 94 Jahren entschlafen ist. Geboren war D. Zahn am 10. Oktober 1838. M.

Büchertisch.

Vergebung der Sünden — die Botschaft des Christentums an die Menschen unserer Zeit. Von Pfarrer Otto Gerß. 3. Auflage. 79 Seiten, 5 1/2 x 8 3/4. Papierumschlag. Preis: M 1.50; Partiepreise. — Verlag des Schriften-Vereins, Zwickau, Sachsen.

Den Inhalt dieser Schrift erkennt man leicht aus den sechs Thesen, die den Ausführungen zugrunde liegen. 1. Die Vergebung der Sünden in Christo ist das eigentliche Heilsgut, nicht ein Anfang oder Teil, sondern das Heil selbst. Vergebung der Sünden haben, heißt einen gnädigen Gott, heißt alles haben. 2. Vergebung ist für uns Sünder nicht selbstverständlich da, sondern nur in Christo, um seines stellvertretenden Lebens und Sterbens willen, dadurch er als das Lamm Gottes die Sünden der Welt getragen und gesühnt hat. Um feinetwillen und in ihm ist nun aber Vergebung der Sünden auch wirklich für alle da, braucht nicht mehr von Menschen erworben oder verdient werden, sondern ist ohne all unser Zutun vorhanden und wird allen dargeboten im Evangelium. 3. Die Vergebung der Sünden wird dem einzelnen angeeignet allein durch den wahren Glauben an Christum, den das Evangelium wirkt. Wo dieser Glaube fehlt, steht der Mensch unter dem Zorn und Gericht Gottes, er mag sein und tun, was er will. Wo der wahre Glaube da ist, da hat der Mensch Vergebung seiner Sünden und ist derselben gewiß. 4. Vergebung der Sünden um Christi willen ist unser wahrer Trost in aller Not des Todes und in aller Angst der

Welt, gegen das Urtheil des Gezebes und das gerechte Gericht Gottes, daß wir nicht in Selbstgerechtigkeit oder Verzweiflung zugrunde gehen, sondern in Christo Frieden haben. 5. Die Vergebung der Sünden allein gibt uns Licht über unsere rechte Stellung zum natürlichen Leben, daß wir Christen als Pilger und Fremdlinge durch diese Welt zum himmlischen Ziel wandern und doch die zur Erhaltung des natürlichen Lebens notwendigen Gottesordnungen (Recht und Pflicht zum Gebrauch des Schwertes der Obrigkeit zum Schutz des Landes und zur Strafe der Übeltäter, lebenslängliche Ehe und Familie mit Unterordnung der Frau unter den Mann und Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, Pflicht zu irdischer Arbeit und Recht zu persönlichem Eigentum) unbedingt mit Wort und Tat bekennen. 6. Aus der Vergebung allein kommt auch die Kraft zu einem neuen Wandel und Leben. Durch sie allein wird der neue Mensch geboren, der nun in Dank und Liebe Gott dient und seinen Namen bekennet, den Nächsten liebt, Fleisch und Welt kreuzigt und das Kreuz geduldig trägt. Die Vergebung bewahrt in solchem Christenleben vor Sicherheit und Leichtsinne und richtet aus Straucheln und Verzagen immer wieder auf zum Beharren und Überwinden.

Der 5. Abschnitt ist zwecks Mengenverteilung als Sonderdruck unter dem Titel erschienen: Unser Kampf um das Christentum und die Schöpfungsordnungen, Ehe und Obrigkeit, Arbeit und Eigentum, Krieg und Frieden im Lichte des Evangeliums. Preis 40 Pfg.; bedeutende Ermäßigung in Partien. M.

A Summary of the Gospels. By Loraine Boettner, Professor of Bible, Pikeville College, Pikeville, Ky. VI and 130 pages, 5¼x8. Stiff paper covers. — Wm. B. Eerdmans Publishing Co., Grand Rapids, Mich.

The author is a very thoroughgoing scholar, as may be seen not only from the present little volume, but was evident particularly from his exhaustive book on the Reformed Doctrine of Predestination, reviewed in this column some time ago (October, 1932). In the present volume all of the material found in the four gospel accounts has been woven together in chronological order into one continuous account, including everything without repeating anything. It is understood that infallibility is not and cannot be claimed for the arrangement, yet it is very serviceable where a comprehensive view of the history of Christ's earthly career is desired. When several of the evangelists contain the same story, the text of one is given, additional remarks from the other sources being placed in parentheses, with footnotes giving the references. The dates of event and also the places of their occurrence have been given so far as that is possible. The text of the American Standard Version has been used because of its greater accuracy, as the author states. The table of contents on pages III to VI shows that the work is divided into 137 chapters, beginning with the introduction to Luke's gospel and ending with the story of the ascension, taken from Acts 1 and supplemented by the accounts of Luke's gospel and

of Mark's. In the "Scriptural Index", which concludes the book, reference to 1 Cor. 15, 2-8, p. 127, is missing.

Since in a work of this type, naturally, stories and discourses are taken out of the particular context into which the evangelists had deliberately put them in their books, care must be taken that a use of the "Summary", in the classroom or otherwise, be not permitted to supersede thorough study.

The price of the book, as was learned later, is 50c per copy. If ordered in quantities of 10 or more from the author, a price of only 35c a copy will be charged. M.

Hymns for Lower Grades of Christian Day Schools. 32 pages, 3½x5½.

Paper covers. Price: 15c per copy; \$1.50 per dozen; \$10.00 per hundred. — Northwestern Publishing House.

A committee appointed by the teachers of our synod prepared this collection of 47 hymns and parts of hymns for publication. All of the hymns were taken from the "Book of Hymns", and were selected according to the list of "Hymns to be memorized by grades 1 to 4" of the proposed course of study of our synod. At the suggestion of a Wisconsin synod member on the Intersynodical Hymnary Committee a few substitutions were made, listed on the title page. (The list is marred by two typographical errors; the third and fourth hymns mentioned are not numbers 268 and 297, but 266 and 290 in the Book of Hymns.) Also additional stanzas and songs were included for singing.

A convenient and serviceable book for the purpose, obviating for the smaller children the expense and the bulkiness of the regular hymn book. The usefulness of the collection, however, is not limited by the narrow confines indicated by the title. It can be recommended also for use in Sunday Schools, and for numerous other occasions. M.

Thesen zur kurzen Verlegung der Lehrstellung der Missourisynode. Deutsch-englisch. 48 Seiten, 5x7½. Papierumschlag. Preis 10c. — Concordia Publishing House.

An der Verabfassung dieser Thesen hat der inzwischen heimgegangene langjährige Lehrer der Dogmatik an dem theologischen Seminar zu St. Louis, D. Franz Pieper, als Mitglied des 1929 ernannten Komitees noch bedeutenden Anteil gehabt. Es war sein letztes Glaubensbekenntnis. Seitdem die im vorigen Sommer in Milwaukee versammelte Delegatensynode den Sähen ihre Zustimmung ausgesprochen hat, dürfen sie mit vollem Recht als Glaubensbekenntnis der Synode gelten. Sie handeln in 48 fortlaufend nummerierten Paragraphen der Reihe nach von der Heiligen Schrift, von Gott, der Schöpfung, dem Menschen und der Sünde, der Erlösung, dem Glauben an Christus, der Bekehrung (3 Seiten), der Rechtfertigung, den guten Werken, den Gnadenmitteln, der Kirche (3 Seiten), dem öffentlichen Predigtamt, Kirche und Staat, der ewigen Ermählung (4 Seiten), Sonntag, Chiliasmus, Antichrist, den Symbolen der Lutherischen Kirche. — Die

Darlegung ist durchweg klar, praktisch, besonders gegen irrige Auffassungen unserer Tage zugespitzt, und hält sich streng in den Grenzen der Heiligen Schrift. Das letztere mag kurz aus dem Abschnitt über die Kirche, §§ 24–30, veranschaulicht werden. § 27 redet von „Ortskirchen oder Ortsgemeinden“, stellt aber keine Definition auf, sondern konstatiert nur die Tatsache, daß örtliche Gruppen von Christen in der Schrift mit dem Namen Kirche beehrt werden. Dazu wird dann in § 29, der von Kirchengemeinschaft handelt, das Prädikat Kirche auch solchen Körpern beigelegt, die weit über die Parochialgrenzen hinausragen. „Über die rechthgläubige Beschaffenheit einer Kirche entscheidet . . . die Lehre, die tatsächlich von der Kanzel, in theologischen Schulen und in Schriften (in its pulpits, in its theological seminaries, and in its publications) gelehrt wird.“ In derselben nüchternen, zurückhaltenden Weise werden alle Lehren der Schrift dargestellt. Was die Schrift klar lehrt, wird klar bekannt; wo die Schrift schweigt, wird keine theologische Konstruktion unternommen. — Wir schließen uns dem Wunsche D. Fürbringers von Herzen an, der seine Anzeige der Thesen im „Lutheraner“ in folgendes Gebet ausklingen läßt: „Wir haben keinen innigeren Wunsch, als daß diese Sätze dazu dienen möchten, eine Einigung (der lutherischen Kirche) in der Wahrheit zu erzielen. Der Herr der Kirche, der Einigung in der Wahrheit und Bezeugung der Wahrheit in der Liebe will, wolle in Gnaden seinen Segen darauf legen.“

M.

Proceedings of the Thirty-third Convention of the Ev. Luth. Synodical Conference of North America. Mankato, Minn., Aug. 10-15, 1932. 46 pages. Price, 20c. — Concordia Pub. House.

This report shows traces of the financial depression under which we are laboring: the doctrinal discussions and even the opening address of the president had to be omitted from its pages. Yet it is of great value and should receive diligent attention from all members. Synodical Conference is the one point of practical contact between the four synods of Missouri, of Wisconsin, the Slovak, and the Norwegian Synod, where they meet for joint work in the Kingdom. Outstanding in the regular business of the Conference are the missions carried on among the colored people of our country. The bulk of the minutes is devoted to this matter. Of hardly less importance is the review of synodical reports of the various districts, serving the purpose of guarding the unity and purity of doctrine and practice among the constituent members of the Conference. Also special questions pertaining to the same matter are handled and, if possible, disposed of by the Conference. — A movement was begun by the Missouri Synod at its last convention, aiming at an amalgamation of the synods affiliated with Synodical Conference. It would seem that the Conference, organized more than sixty years ago, and functioning smoothly since its inception, would be the logical instrument, should any closer union be desired.

M.

Bartholomaeus Ziegenbalg. Vol. X of the Men and Missions series edited by L. Fuerbringer. By H. M. Zorn. 150 pages, 5×7½. Stiff paper covers. Price, 50c. — Concordia Pub. House.

The author of this volume, the tenth of the interesting "Men and Missions" series (the second in size, only vol. VI on the work of Adoniram Judson exceeding it) was especially qualified for his task. Being the son of a former missionary to the same field on which Ziegenbalg was stationed, and born near the scene of Ziegenbalg's labors, he grew up in a home atmosphere which was naturally saturated with memories of the father's early experiences in mission work. At present he has two sons as missionaries in those same fields, whom he, moreover, was privileged to visit on an inspection tour less than three years ago. This special preparation has left its unmistakable traces on every page of the book devoted to the life and labors of him who was the Lutheran pioneer missionary and father of Lutheran missions in India. M.

The Lententide Family Altar. Brief daily Lenten devotions. Reprinted from "The Family Altar" of F. W. Herzberger. 61 pages, 6×8½. Orchid-color papers covers. Price, 25c. — Concordia Pub. House.

47 daily devotions, occupying one page each, for the time from Ash Wednesday to Easter Sunday inclusively. Edifying meditations on the passion and resurrection of our Savior. The language is "simple, yet dignified," in the words of the publishers' announcement. The present reviewer deplors that the same cannot be said of the publishers' announcement itself. Expressions like the following: "Indispensible in every Christian home . . . Think of it — only a penny for two devotions! . . . Order it at once", stand in glaring contrast to the language and contents of the "Lenten Devotions". M.

Now I Lay Me Down to Sleep. 45 pages, 4½×6¼ Cloth. Illustrated. Price, 25c; 20c in dozen lots. — Concordia Pub. House.

Prayers gathered for youthful believers in Christ. M.

Home Support of the School. Tract 119. By A. C. Stellhorn. 8 pages. Price, 5c. — Concordia Pub. House.

Frankly, the reviewer does not like the title of this tract, because it seems to present the matter from a wrong angle of approach. It may easily create the impression as though the school were an end in itself, instead of being a subordinate means. The school is to be an auxiliary to the home, not vice versa; as the author himself says: "Are not the parents the principals in the education of their own children, in school as well as in the home?" — The contents of the pamphlet are highly commendable.

M.

The Millennium and the Bible. Tract 120. By L. A. Heerboth. 39 pages. Price, 6c. — Concordia Pub. House.

In times of unrest, like the present, millennialism has always been very aggressive — and alluring. This calls for special watchfulness, lest the real Christian hope be perverted by the fleshly hopes held out by millennialism. — Since the language of Rev. 20 is symbolical throughout, a little more reserve in offering an exposition would seem in place. M.

God and the Cosmos. A Critical Analysis of Atheism. By Theodore Graebner, D. D., Professor of Philosophy in Concordia Theological Seminary, St. Louis, Mo. 352 pages, royal format. Cloth, with gold stamping on front cover and backbone. Price, \$3.00. — Wm. B. Eerdmans Pub. Co., Grand Rapids, Mich.

The author of this great work of apologetics needs no introduction to our readers. His style is well known from numerous contributions to theological literature. Nor need they be informed that he, because of his studies, his experience, and his natural inclinations, is peculiarly well-equipped to write on the subject he discusses in his latest book. Thirteen years ago his first, small volume dealing with the same material was reviewed in these columns, "Evolution". How well this book was received is evidenced by the fact that within a very short time a second, revised edition had to be printed. A few years later he published his "Essays on Evolution". The present volume, his magnum opus on the subject, presents the ripe fruit of years of diligent labor.

The book is divided into three parts, the first dealing with Atheism in eight chapters, the second with Materialism in three chapters, the third with Evolutionism in seven chapters. In every chapter, on every page, Dr. Graebner meets the atheists on their own chosen ground, opposing to their wild speculations the established scientific facts, mercilessly tearing to shreds their pet theories with irrefutable logic.

What was Dr. Graebner's object in writing the book? We quote his own words from the Foreword. "The author is satisfied if he is allowed an opinion on the logic of atheism, materialism, and evolutionism. He invites the reader to follow him on that line of investigation" (p. X). "If there is propaganda in these chapters, it is in the direction of winning the reader away from that materialistic world-view which sees one and the same force at work in the breaking down of a levee and in the cerebral activity which gave us Macbeth. . . . A further purpose of the book is served when it has helped some of its scientific readers to make an approach toward the cultivation of an attitude of greater humility" (p. VI). "The average scientist is humble in his attitude and cautious in his claims. In such measure as he shows humility and caution he will be impatient of the cock-sureness and arrogance of the scientific propagandist" (p. VII). "While disclaiming any intention of making proselytes for traditional orthodox Christianity, the faith which he himself holds, the author is just as far from suggesting that where reputable science today still is at variance

with Christian belief, concessions should be made by religion." In science "theory succeeds theory so rapidly that . . . 'anything printed is ipso facto out of date'. . . . How mistaken, therefore, to base theology on the shifting foundation of natural science, which, for all its merits and marvels, is temporary and imperfect in its conclusions" (p. VIII f.).

The book is a veritable arsenal of both defensive and offensive weapons against the arrogance of atheism parading in the garb of science falsely so called. M.

The Four Horsemen of the Apocalypse. Prefiguring the major influences that have shaped the course and determined the character of civilization during the Christian era. By Philip Mauro. 54 pages, 5×7½. Paper. Price, 30c. — Wm. B. Eerdmans Pub. Co.

The author, who is not a theologian but a lawyer by profession, will be remembered as a contributor to the "Fundamentals" series, which appeared about 25 years ago. The pamphlet is a reprint of a part of the author's larger work, recently published, "Of Things Which Soon Must Come to Pass", which will be reviewed in these columns in a later issue. — As the subtitle indicates, the author does not understand the four horsemen to represent particular events, but rather, lasting influences operative throughout the course of history in the times since Christ. In his interpretation of the highly symbolical language of Revelation the author applies the principle of explaining Scripture by Scripture, and is guided by his faith, which he finds confirmed in the prophecy, "that things are not going at present and have not in the past gone, hap-hazard in the world, . . . that if the powers of evil have been allowed wide scope, it is by His permission, and because the conditions resulting therefrom are precisely those which best suit His wise and holy purposes during the day of grace, wherein He is visiting the nations of the earth to take out of them a people for His name." This method of procedure assures sane and sober results; which however, in the very nature of things, do not rise above the level of private opinions. M.

Sons of Sheba. By Stuart Bergsma. Cloth, 160 pages. Price, \$1.00. — Wm. B. Eerdmans Pub. Co.

A historical romance of which the eunuch of Acts 8, 26 ff. is the hero. An Ethiopian legend and events recorded in Acts are interwoven. Throughout the pages rings the message of salvation by the vicarious sacrifice of Jesus alone. M.

Minutes of the Eighth Biennial Convention of the United Lutheran Church in America. Philadelphia, Oct. 12-19, 1932. 579 pages.

A comprehensive presentation of the work and aims of this large church body M.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 30.

Juli 1933.

No. 3.

Der 23. Psalm,

für die Erbauung unserer südöstlichen Pastoral-Konferenz bearbeitet.

Psalm 23 trägt mit 72 anderen den Namen Davids an der Stirn. Er ist als *mismor*, Spiellied, bezeichnet, weil er wie noch 56 andere ausdrücklich als mit Instrumentenbegleitung zu singen vom Verfasser bestimmt war. Ohne das häufige *la m'nazzeach* (dem Vorsänger, Dirigenten, — Luther: „vorzusingen“) an der Spitze gibt er sich durch seine der Form nach zwar individuell persönlich gefaßten, inhaltlich aber auf alle Gottesfürchtigen anwendbaren Wahrheiten als ein, wenn auch nicht im öffentlichen Gottesdienst von den Levitenchören aufzuführender, jedoch als für den allgemeinen Gebrauch aller Gottesfürchtigen bestimmten Psalm zu erkennen.

David ist der eine große Klassiker der geistlichen Lyrik des alttestamentlichen Gottesvolks. In Tiefe und Zartheit der Empfindung sowohl des inneren Schmerzes wie des höchsten inneren Glücks, an Mannigfaltigkeit der besungenen Erfahrungen und Lebenslagen, an Tiefe und Umfang göttlicher Lehre und Heilserkenntnis, besonders der wunderbaren Wege Gottes, an Kraft und Trost des Heiligen Geistes, dann auch an Adel der Sprache und Meisterhaftigkeit des Ausdrucks kommt ihm kein Assaph und keiner der „Kinder Korah“, — anderer Psalmdichter zu geschweigen — auch nur nahe. Es gibt nur einen einzigen Psalm, der wie eine massive Gebirgskuppe an Tiefe und Ernst der Lebenserfassung selbst über die Höhen der Gotteserkenntnis in den Klagepsalmen Davids noch empor ragt: Ps. 90, die erschütternde und dennoch so tief tröstliche Elegie Moses, des Mannes Gottes, des geplagtesten unter allen Menschen auf Erden, 4. Moj. 12, 3.

Abstrakt geredet besteht die Klassizität eines Literaturstücks darin, daß man die höchsten Wahrheiten des Lebens in die einfachste

und edelste adäquate sprachliche Form bringt. Sie ist immer daran zu erkennen, daß man an einem solchen Werk keine Zeile, kein Wort ändern oder auch nur verrücken kann, ohne seinem Inhalt oder seiner schönen Form abzubrechen. Man probiere es an unserm klassischen Kirchenliede „Ach bleib mit deiner Gnade“.

Gerade darum ist der 23. Psalm allen Christen eine so köstliche Perle. Er atmet das höchste, was ein Christ in diesem leidvollen und sturmbewegten Leben nur erfahren kann und unablässig erstrebt: den Frieden Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, Phil. 4, 7, den Frieden Jesu, welchen er zu geben uns in der Angst dieser Welt so gewiß verheißt hat, Joh. 14, 27; 16, 33, die unaussprechliche selige Ruhe des Glaubens, der sich für Zeit und Ewigkeit sicher geborgen weiß in der unerschöpflichen Gnade, der unverbrüchlichen Hirten-treue und unermüdlchen Macht seines Gottes, auch wenn er wandern muß im Todeschattental.

Und das unter dem schönen Bilde des einfältigen Vertrauens eines Schäfleins auf die Weisheit, Macht und Treue seines Hirten, in der einfachen und edlen Sprache, die jedes zehnjährige Kind versteht. Was dies Bild und diese Sprache zu einem so anschaulichen und ansprechenden Ausdruck bringt, ist ja der unerschütterliche Glaube Pauli von Röm. 8, 28–39, in welchem er alle Züchtigung der gewaltigen Hand Gottes (2. Kor. 12, 7–9), alle Widerwärtigkeiten seines Amtes (Kap. 11, 24–30) demütig hinnimmt, seinen Lauf siegreich vollendet und endlich getroßt in den Tod geht (2. Tim. 2, 12; 4, 6–8). Das ist auch der Glaube, in welchem er alle Höhe, die sich wider das Erkenntnis Gottes erhebt, verstört und alle Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen nimmt, ja, allen Ungehorsam unnachsichtig rächt, nachdem der Gehorsam der Christengemeinde erfüllt ist, 2. Kor. 10, 5 f. Es ist die göttliche Glaubensgewißheit, in welcher allein die Gotteskraft des Evangeliums zur Befriedung des Herzens und zur Heiligung alles Menschenlebens sich auf Erden verwirklicht. In diesem Glauben liegt der Sieg, der die Welt mit all ihrer Lust und all ihrem Leid überwindet, 1. Joh. 5, 4; ohne ihn ist alles „Christentum“ kraft- und lastloses Menschen-gemächte. Es liegt schließlich alles am Glauben.

Auch das Verständnis dieses Psalms. Dazu hilft auch die größte Gelehrsamkeit allein nicht; auch nicht die beste Kenntnis des Hebräischen, auch nicht die Kenntnis der historischen und topographischen Umstände des Heiligen Landes und seines Hirtenlebens,

aus denen der Psalm herausgewachsen ist. Solche Kenntnisse sind wertvolle Beihilfen für die Exegese im einzelnen, sofern diese geistlich ist; aber ohne Glauben bleibt der eigentliche Sinn des Psalms jedem Hörer oder Leser ein unbekanntes Land, 1. Kor. 2, 14 f. Der gewöhnliche Christ kann heutzutage aus den so reichlich vorhandenen gläubigen deutschen und englischen Übersetzungen, vor allem aus Luthers und der King James und deren Revisionen, alles Wesentliche des Inhalts ohne viel Beihilfe erfassen, so es ihm ernstlich darum zu tun ist.

Selbstverständlich hat der sünden- und leidfahrene ältere und andern irgendwie vorstehende Christ — also besonders die durch schwere Arbeit und Trübsal bewährten Pastoren und Lehrer der Kirche — mehr Segen von der Betrachtung dieses Psalms als der junge und unerfahrene. Er ist gerade für sie geschrieben. Alle seine einzelnen Tröstungen setzen entsprechende Trübsal voraus, die wir erfahren haben und noch erfahren müssen. Dabei ist auf eine Seite unserer Anfechtungen als Pastoren und Lehrer oder auch als Regierer der Kirche besonders hinzuweisen. Wer seinen Psalter fleißig gebraucht, dem muß es auffallen, wie viel und heftig David gegen seine Feinde innerhalb und außerhalb seines Reichs betet. Auch in unserm Psalm, V. 5. Der Herr hat uns insbesondere viel Feindschaft von draußen verheißen. „Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißt, wieviel mehr werden sie seine Hausgenossen also heißen“, Matth. 10, 25. Auch unsere eigenen Hausgenossen werden etwa unsere Feinde sein. Paulus klagt oft über falsche Brüder, die aus persönlichem Neid und Ehrgeiz mit der Verkehrung des Evangeliums seine Gegner wurden, Gal. 4, 17. Das ist insbesondere der Pastoren Kreuz. „Wehe euch, so euch jedermann wohlredet, Luk. 6, 26. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden“, Matth. 5, 10. In solcher und aller Trübsal, die der Herr über uns verhängt, tröstet er uns, damit wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Trost, damit wir getröstet werden von Gott, 2. Kor. 1, 4. — Dazu diene uns die besondere Auslegung dieses Psalms, die durch den Präses dieser Konferenz und durch den Lokalpastor begehrt wurde. Wir bedienen uns dabei auch der uns zu Gebote stehenden Kenntnis der hebräischen Sprache und des heute genauer als früher durch eine reiche Literatur bekannt gewordenen palästinensischen Hirtenlebens, das sich seit Davids Hirtenzeit nur wenig verändert hat.

B. 1. Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln.

Dieser erste Vers ist eine kurze Zusammenfassung aller in den folgenden Versen enthaltenen Einzelheiten. Die erste Hälfte ist eine positive Aussage, in welcher David sein persönliches geistliches Verhältnis zum Herrn durch das Bild des zwischen einem natürlichen Schäflein und seinem natürlichen Hirten bestehenden Verhältnisses zum allumfassenden, knappen Ausdruck bringt. Die zweite Hälfte zieht aus diesem Verhältnis die ebenso umfassende und kurze praktische Folgerung in negativer Aussage, die aber kraft der auch in unsern Sprachen gebräuchlichen, im Hebräischen sehr häufigen Redefigur der Verkleinerung (litotes) nicht buchstäblich negativ, sondern verstärkt positiv zu fassen ist in dem Sinne: Ich werde alles im Überfluß haben; vgl. Vers 5 und 6.

„Der Herr ist mein Hirt.“ Im Hebräischen J'hovah ro'i. — Die Bedeutung des Gottesnamens J'hovah steht in Exod. 3, 13–15. Dort erklärt der Herr ihn selbst sprachlich und geschichtlich. Sprachlich sagt dieser Name dreierlei aus: in seinem Wortstamm das ewige Sein Gottes; in seiner verbalen Form jahweh (jahaweh) oder in 1. Person ehjeh die Persönlichkeit seines Wesens, in der Zusammensetzung zu der Phrase ehjeh ascher ehjeh („ich werde sein, der ich bin“) seine Unveränderlichkeit. Geschichtlich nennt Gott sich J'hovah als den Gott, „eurer Väter, den Gott Abrahams, den Gott Isaaks und den Gott Jakobs,“ der sich, wenn auch nicht unter diesem Namen, jedoch in seiner innersten Herzensgesinnung — in seiner Gnade in dem zukünftigen Abrahamsjamen — ihnen besonders geoffenbart habe und in derselben Gnade derer Nachkommen, der Kinder Israels, Gott sein werde. — Der ewige, persönliche, unveränderliche Gott der Gnade in Christo — das ist die Bedeutung des Gottesnamens Jehovah, Herr. „Das ist mein Name ewiglich; dabei soll man mein gedenken für und für“, Exod. 3, 15. Vgl. 34, 6. 7.

Und so ist denn dieser hehrste und schönste Gottesname „Herr“ seit Moses Zeit der Name geworden, bei dem alle Frommen des Alten Testaments den einigen wahren Gott nannten, anriefen und priesen. Er ist als δ κύριος in die neutestamentliche Schrift und von da aus in Luthers und fast alle Übersetzungen übergegangen als die charakteristische Bezeichnung dessen, was der Hebräerbrief 13, 8 so ausdrückt: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in

„Ewigkeit.“ Es ist der eigentliche Heilandsname Gottes. „Darum tue ich euch kund, daß niemand Jesum verflucht, der durch den Geist Gottes redet; und niemand kann Jesum Herr nennen ohne durch den Heiligen Geist“, 1. Kor. 12, 3. Er besagt alles, was Luther in seiner unübertrefflichen Erklärung des 2. Artikels in ihn hineingelegt hat.

So nennt David ihn auch hier „der Herr“ (vgl. Ps. 110; Matth. 22, 43–45) und sagt von ihm: „er ist mein Hirte“. Das ist das schöne und allumfassende und so tröstliche Bild. Damit werden im Alten Testament die Könige, Priester und Propheten oft bezeichnet, besonders häufig in Jesaias, Jeremias, Hesekiel und Sacharja, und vom Herrn selbst wie in Ps. 80, 2; Jes. 40, 11; Hesek. 34; Sacharja 13, 7, und dann im Neuen Testament Matth. 26, 3; (Sach. zit.), und besonders Joh. 10; auch 1. Petr. 2, 25 und Hebr. 13, 20. Vom Herrn selbst gebraucht umfaßt es die gesamte Heilandsstätigkeit Jesu, die wir dogmatisch in sein prophetisches, priesterliches und königliches Amt zu teilen pflegen. So ausführlich der Herr selbst in Joh. 10. — Nicht zu übersehen ist, daß „Hirte“ auch im Urtext — *ro'eh* — grammatisch zwar ein Hauptwort (nomen), aber noch nicht ein zu lediglich professioneller Bezeichnung kristallisiertes, sondern die Partizipialform des Verbums ist, die das ununterbrochene aktive Tätigsein im Wachen, Weiden, Führen, Hüten des Hirten zum Ausdruck bringt.

Das eigentlich Tröstende aber des Satzes liegt in dem kleinen hebräischen Jod (*i*), das als possessives Pronominalsuffix „mein“ das Hauptwort „Hirte“ bestimmt. Es bezeichnet die geistliche Hirtenenschaft des Herrn als der Person Davids gehörig und dessen Hirten-tätigkeit als auf seine Person gerichtet. Erst in dem persönlichen „mein“ liegt aller persönlicher Trost des Hirtentums des Herrn, aller Gnade eingewickelt. Wie man dazu kommt, gehört in ein anderes Kapitel. Vor und in seiner Sünde mit Bathseba hat David das „mein“ nicht sagen können, Ps. 32. Der Weg dazu geht durch Matth. 11, 28 und 9, 2.

Aus dem in so ungezweifeltm Glauben ausgesprochenen Satz „der Herr ist mein Hirte“ folgert David als etwas ganz Selbstverständliches den zweiten „*mir wird nichts mangeln*“. Er ist verstärkt positiv zu verstehen in dem Sinne „ich werde alles Gute reichlich haben.“ Die englische Übersetzung hat die hebräische persönliche Konstruktion in ihrem „I shall not want“ fein wiedergegeben;

im Deutschen leidet das Verbum „mangeln“ die persönliche Konstruktion nicht; darum hat Luther in richtigem Sprachgefühl der unpersönlichen Konstruktion das zum Ausdruck des vollen Sinnes unentbehrliche „nichts“ hinzugefügt. Mir wird n i c h t s, garnichts Gutes, mangeln.

Wir lassen bei der Betrachtung der nun folgenden Einzelheiten der Girtentätigkeit des Herrn die Gesetze der hebräischen technischen Dichtkunst — der sogenannten Strophik — als zu weit abführend hier beiseite und suchen den Inhalt der Einzelaussagen nach den einfachen Regeln der allgemeinen menschlichen Logik zusammenzureihen und zu trennen. Dabei muß natürlich der rechtverständene und übersetzte Wortlaut den Sinn jedes Satzes entscheiden. In ein paar Ausdrücken werden freilich unsere angenommenen und uns so lieb gewordenen Übersetzungen zu korrigieren sein.

V. 2, „Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele.“

Was zunächst Luthers „er weidet mich betrifft“, so ist die englische Übersetzung „he maketh me to lie down“, wenn auch unschön, so doch dem Urtext mehr entsprechend. Das Hebräische hat das in das Hiphil gesetzte rabaz — auf allen Vieren liegen — in der Form jarbizeni — lagern, sich lagern lassen — dafür. Es kommt schon Gen. 4, 7 als Warnung Kains gegen die auf ihn lauende Sünde vor, Luther: „—so r u h e t die Sünde vor der Tür.“ Die hier stehende kausative Form kann nichts anderes heißen als ruhen machen, z u r R u h e b r i n g e n, l a g e r n (im transitiven Sinn). „Auf einer grünen Aue“, im Urtext im intensivem Plural „Auen“, bezeichnet grünende Rasenplätze, auf welchen die Schafe nicht nur die nötige Ruhe, sondern zugleich ihr Futter reichlich finden. Der nächste Satz „er führet mich zum frischen Wasser“ heißt im Urtext eigentlich „er gängelt mich (führt mich sanft zur Ruhe) an stillen Wassern“, an denen das durstig gewordene Schaf gemächlich trinken und sich nach der nötigen Speisung gehörig ausruhen kann. Die Reihenfolge der implizierten Begriffe ruhen, speisen, trinken ist poetisch; praktisch ist sie gerade umgekehrt: trinken, essen, ruhen. Ein Schaf legt sich nicht hin zur Ruhe, bis es getränkt und gefüttert worden ist. Und kein Schaf trinkt an unruhig bewegten Gewässern. Der Begriff des Zurruhebringens steht poetisch als Hauptbegriff voran und teilt auch dem folgenden des Tränkens etwas von seinem Inhalt mit;

denn auch das "nihil" des zweiten Satzes hat, wie König gegen Gesenius-Buhl mit Recht behauptet, immer das Moment des Ruhenslassens in sich.

Das in unsern Texten zum dritten massoretischen Verse gezogene „er erquicket meine Seele“ gehört der Sache nach wohl noch zum zweiten, die beabsichtigte Wirkung des Tränkens, Speisens und Zuruhebringens ausdrückend. Im Urtext steht dafür naphschi j'schobeh. Das heißt wörtlich „meine Seele führt er zurück“. In bezug auf naphschi — meine Seele — müssen wir der vielfachen Bedeutung von nephesch wegen auf das Lexikon verweisen. Es findet sich schon in Gen. 1, 20. 21 und 24 mit dem Adjektiv chajah — lebendig — als Bezeichnung von Tieren und heißt im Unterschied von den früheren Geschöpfen kaum mehr als atmendes, sich selbst bewegendes Wesen. Dann wird in 2, 7 der Mensch ebenso bezeichnet. Sonst kommt es in der Prosa und in der Poesie ungemein häufig in sehr verschiedener Bedeutung vor. Es heißt Seele im Gegensatz zum Körper als das ihn belebende Prinzip, oft einfach das Leben, das fühlende oder das erkennende Herz oder auch einfach die gezählte Person. Besonders steht es in der Poesie als emphatische Bezeichnung des Ichs wie im Lobgesang der Maria, Luk. 1, 46 ff. Der Zusammenhang einer Stelle muß die jedesmalige spezifische Bedeutung eines vieldeutigen Worts an die Hand geben. Wir glauben es hier im letztgenannten Sinne nehmen zu sollen. Es ist kein Unterschied zwischen dem „meine Seele dürstet“ in Ps. 42 und dem „mich dürstet“ Christi am Kreuz — was das Subjekt betrifft; nur ist ersteres gefühlvoller als letzteres.

Es gibt Ergeten, die das j'schobeh — „er führt zurück“ — mit der Seele als seinem Objekt nicht im Sinne von „erquickend“ nehmen, wie die meisten, sondern es für eine Bezeichnung der physischen Handlung eines natürlichen Hirten halten, da dieser ein durch Torheit oder Mutwillen auf verderbliche Abwege geratenes Schaf wieder zu der auf dem rechten Wege befindlichen Herde zurückholt, die also ein Bild der Befehung eines in Sünde oder Irrtum gefallenen Gläubigen — eines verlorenen Schafs — in dem Satz finden.

Das ist schwer zu widerlegen angesichts der häufigen Stellen, die gerade das Suchen der verirrtten und verlorenen Sünder als eine besondere Tätigkeit der Hirten treue unsers Heilandgottes betonen,

vgl. nur Matth. 18, 12–14; Luf. 15; besonders Hesek. 34 und Sach. 11 und 13. Die nächste Bedeutung der Phrase j'schobeb naphschi ist freilich die unsrer englischen Übersetzung "he restoreth my soul", er bringt meine Seele wieder zurecht, d. h. auf ihren normalen Zustand des getroffenen Glaubens. Aber sie ist weit und abstrakt genug, um auch das Konkretere — die Wiederbefehrung des Verirrten und Verlorenen — einzuschließen. Diese Deutung findet auch in der massoretischen Versabteilung eine Stütze, die ja den Satz zu Vers 3 stellt, der in seinem zweiten Satz gerade den Gedanken der rechten Führung der Schafe zum eigentlichen Gegenstand hat. Es ist aber ein unveräußerlicher Grundsatz vorsichtiger Exegese, daß man in einen Ausdruck nicht mehr hineinlegt, als er nach Wortlaut, Stellung und anderwärtigem Gebrauch nachweisbar in sich hat, und darum bei seiner allgemeinen Bedeutung bleibt, anstatt eine spezielle zu urgieren. So bleiben Luthers „er erquicket“ und das englische "he restoreth" in ihrem Recht. Was die Stellung des Satzes betrifft, so wiegt das logische Verhältnis seines Inhalts zu Vers 2 als Folge der beiden vorhergehenden Ausagen die Beziehung zu Vers 3 als der wichtigeren des folgenden Satzes ähnlich so ziemlich auf.

V. 3 bringt ein neues Moment der Hirtenfürsorge des Herrn:
„Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.“

Hier muß man sagen, daß Luther mit seinem „auf rechter Straße“ den Sinn des Urtextes genau trifft, und die englische Übersetzung (sie findet sich auch in den revidierten Ausgaben) mit ihrem "in the paths of righteousness" ihn verfehlt, ja auch lehrhaft bedenklich verdunkelt. Sie macht die Wege, die der Herr uns, seine Schafe führt, zu Wegen unserer persönlichen, wenn auch von ihm selbst in uns gewirkten Gerechtigkeit oder Heiligung, was zwar an und für sich ganz richtig ist, sofern Gott uns nicht auf Wegen der Gottlosigkeit zum Himmel führt. Aber dieser Gedanke paßt nicht nur nicht in den Zusammenhang, den tenor des ganzen Psalms, der lediglich und sonst in keinem Moment etwas anderes als Trost spendet, sondern stört und schwächt seine Tröstungen durch Einschlebung des Gedankens unserer Heiligung, durch den aller Trost als von unsrer Heiligung abhängig erscheint und dem in der Heiligung schwachen und noch mit viel Sünden beladenen Christen zweifelhaft gemacht wird. Die Auffassung der englischen Bibel steht aber, Gott

sei Dank, nicht im hebräischen Text. Dieser lautet wörtlich b'ma'gg'lej-zedeq, genau übersetzt „auf Geleisen (oder Pfaden) des Rechts“. Zedeq kann in bestimmten Zusammenhängen gerade wie z'daqah wohl moralische Rechtbeschaffenheit, ja sogar die uns in der Rechtfertigung geschenkte Gerechtigkeit bedeuten, aber dann müssen die Umstände des Textes dazu anleiten. Ursprünglich heißt es ganz allgemein und abstrakt lediglich Rechtbeschaffenheit, Richtigkeit — so beschaffen, wie das Ding, von dem es ausgesagt wird, beschaffen sein muß, wenn es das ist, was sein Name besagt. Hier steht es wie oft im Genitiv des status constructus, der als solcher häufig an die Stelle des sonst seinem Substantiv nachgesetzten Adjektivs tritt und jenes aus seiner eigenen Bedeutung qualifiziert. So sind Geleise oder Wege oder Straßen der Rechtbeschaffenheit nichts anderes als rechtlichaffene Geleise oder Wege, und das heißt rechte, richtige Wege, die sicher zum Ziele führen und es nicht verfehlen. Diese Bedeutung fordert der Zusammenhang. Hier wird der Herr als der gute und vollkommene Hirte seiner Schafe geschildert, im dritten Verse in der Führung derselben auf den Wegen, die zum letzten seligen Ziel, zum Himmel, führen.

Die erscheinen uns, seinen törichten Schafen, oft genug ja sehr verkehrt, weil es so beschwerliche, leiblich und geistlich trübsals- und leidvolle, hie und da auch übermächtig und unerträglich erscheinende Wege sind, unter denen unser Glaube an Gottes Gnade und Hirten-treue zu verzagen droht. Davon ist ja die Schrift voll wie Ps. 73; Jes. 55, Röm. 11, 33 ff. Ebenso ist die Geschichte der Kirche Gottes überreich an Beispielen dieser Art im Großen und Kleinen. Ja, wie das Evangelium selbst mit der ganzen Bibel der natürlichen Vernunft ein verdecktes Geheimnis, Irrgernis und Torheit ist, so ist die Geschichte der Kirche und der gesamten Welt, die nichts anderes als die tatsächliche Ausführung des Evangeliums ist, unsrer Weisheit ein unauflösliches und widersprechendes Rätsel. Wer versteht die Geschichte, die geschichtliche Führung Israels! Wer diejenige der großen Männer des Reiches Gottes, oder dieser und jener Privatperson in der Bibel oder in der Profangeschichte? Ist nicht die Welt voller Murrens und Haderns wider Gott über das unfägliche Elend, das der verfloßene Weltkrieg angerichtet hat, und über das bißchen Unbequemlichkeit der gegenwärtigen Geschäftsdepression? Warum müssen die Herzen ungezählter christlicher Eltern über das Elend oder den allzu frühen Tod oder das geistliche Verderben ihrer

Kinder bis zum Hader mit Gott zerrissen werden? Warum mußten kürzlich unsere beiden so hoffnungsvollen Studenten ihren Eltern und der Kirche auf so gewaltfame Weise plötzlich entrisen werden? Welchem Bibelleser schnitte nicht das Elend der Hagar und die Herzenspein der Mizpa (2. Sam. 21) und das trostlose Schreien und Weinen Rahels über das grausame Ende ihrer Kinder (Jerem. 31; Matth. 2) ins Herz? Und doch waren das lauter besondere, von Gott angeordnete Ratschläge, Wege. Auch Moses und Elias werden unter der Last ihrer Lebensaufgaben unwillig und schwach im Glauben, Paulus ruft aus: Wer ist schwach, und ich würde nicht schwach! Und unserm sündlosen Herrn, der versucht wurde allenthalben wie auch wir, wurde „so bange“, und er zitterte und zagte und mußte sich nicht zu lassen und zu fassen in der „Stunde und der Macht der Finsternis“ vor der Kreuzestaupe, die an ihm vollendet werden mußte. So sind die Wege Gottes! Der eine erfährt mehr davon als der andere und jeder auf seine Weise, wie Gott es ihm bereitet hat.

Dagegen will dieser Psalm uns trösten. Und er tröstet uns, „wie einen seine Mutter tröstet“, Jes. 66, 13. „Er führet uns“, kein anderer, kein Teufel, kein Volk, kein Fürst, kein Zwingherr, kein Feind und kein mächtiger und kluger Gegner; keine Rotte und keine Clique von Boshaftigen, auch kein unbekanntes Schicksal, kein unwiderstehliches Naturgesetz; nichts und niemand bestimmt meinen Lebensweg als der Herr, J'hovah, der ewige, allmächtige, allweise persönliche Gott allein, der alles in seiner Gewalt hat, der Gott der Gnade, „barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, der da bewahret Gnade in tausend Glied und vergibt Missetat, Übertretung und Sünde, wiewohl vor ihm niemand unschuldig ist, und der die Missetat der Väter heimjucht auf Kinder und Kindeskinde bis ins dritte und vierte Glied“, Exod. 34. Er, Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit (— und ist kein anderer Gott!), hat mich in seine Gnade aufgenommen und mir persönlich zugeschworen, daß er mein Hirte sein und mich sicher zu sich in die ewige Herrlichkeit führen wolle. Der führet mich a u f r e c h t e r S t r a ß e u m s e i n e s N a m e n s w i l l e n. Er ist allweise und alltreu. Er weiß, was mir nötig und nütze, was mir schädlich und verderblich ist. Jenes teilt er mir zu, auch wenn es mir hart und grausam erscheint; dieses wendet er von mir ab, ob es mir auch als besonderes Glück vorkommt. Er leitet

mich nach seinem gnädigen, treuen Rat und nimmt mich endlich mit Ehren an. Das ist die rechte, die richtige Straße.

Was die Phrase „um seines Namens willen“ sagen wolle? Sie kommt im Alten Testament, besonders in den Psalmen, sehr häufig und auch im Neuen Testament vor. Hier ist mit dem Namen Gottes wohl der an der Spitze stehende Name J'hovah, Herr, als des ewigen allmächtigen und unveränderlichen Gnadengottes nach Exod. 3, 13–15 gemeint. Sonst jeder Name und jedes Tun Gottes, in denen er seine göttliche Herrlichkeit offenbart, besonders aber seine Gnade und Treue. Es handelt sich um die Ehre seiner wahren Gottheit, besonders die tatsächliche Erweisung seiner Macht und Gnade, durch welche er sich von allen Menschen und Götzen unterscheidet und um die er erkannt und gepriesen werden will. Vgl. Micha 7, 18; Dt. 32, 3. 4; dann Ps. 79, 9; 96, 8; 115, 1 und Jes. 42, 8. Die praktische Anwendung macht Mose des öfteren, wenn er sich in seinem Gebet um Ver Schonung Israels auf die Ehre des Herrn und seines Namens, die daran hänge, beruft, Exod. 32; Num. 14; Dt. 9, 26–29. — Der Herr könnte es seiner göttlichen Heilands Herrlichkeit und -ehre nicht leisten, daß er sein Hirtenamt an uns ver säume, uns im Stiche ließe oder uns auf verkehrte Wege führe; dann wäre ja Joh. 10 nicht wahr und sein Wort wäre Täuschung. Sein Heilands- und Hirtenruhm wäre dahin. Um seines Namens Ehre willen muß er mich auf rechter Straße zum Himmel führen. Das ist Trost, wie einen seine Mutter tröstet.

V. 4. „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück.“

Der Vers gehört seinem Inhalt nach als etwas Besonderes zu dem Gedanken von der rechten Führung in V. 3. Das Führen dort und das Wandern hier entsprechen einander; nur die praktische Wichtigkeit dieses Besonderen in unsrer Lebensführung setzt ihn in längerer Ausführung von Vers 3 ab.

Luthers formell konditionale Fassung des Verbums wandern — „wanderte“ — ist ebensowenig wie das englische „yea, though I walk“ als reine, lediglich theoretische Möglichkeit gemeint. Das hebräische Imperfekt, in dem das Wort hier steht, ist der Modus der Subjektivität, wie das Perfekt der der Objektivität ist; es wird mit Recht durch unsern Konjunktiv wiedergegeben. Aber die Subjektivität müßte hier, um ebenso klar zu sein wie im Urtext, tem-

poral wiedergegeben werden. Luthers „ob ich wohl“ heißt im Hebräischen „a u c h d a n n, w e n n“ ich usw. und setzt das Folgende als wirklich eintretend voraus. Daß Luther den Satz so verstanden hat, zeigt schon seine indikative Fassung des „fürchte ich“, obwohl auch das im Text im subjektiven Futurum steht. Genau wiedergegeben müßte es im Deutschen heißen „Nuch dann, wenn ich wandern m u ß“ — nicht „müßte“.

Die Frage ist, was hier unter dem „finstern Thal“ zu verstehen sei. Der hebräische Text hat den Ausdruck „im Thieftal der zalmaveth“. Die Bedeutung des letzteren Worts ist bis auf den heutigen Tag unter den Gelehrten strittig. Die einen sehen darin eine Zusammensetzung von zel, Schatten, und maveth, Tod, und übersetzen es „Todeshatten“; die andern leiten es von einem Verbum zalam, dunkel sein, ab und erklären es für ein abstraktes Nomen mit der gewöhnlichen Endung uth-zalmuth, die hier in die unkontrahierte -aveth aufgelöst sei. Die englische Bibel folgt der ersten Erklärung, die durch die Septuaginta eingeführt worden ist, und sagt „the valley of the shadow of death“, und Luther nimmt, weil ihm die erstere Erklärung nicht gewiß genug ist, das zalmaveth einfach als den Begriff der Finsternis, macht ein Adjektiv daraus und übersetzt „im finstern Thal“. Das ist nach der bekannten exegetischen Regel, daß man bei dem allgemeinen Begriff stehen bleiben muß, solange der besondere ungewiß ist. So ist Luthers Übersetzung gewiß, wenn auch weit, und die englische sehr spezifisch aber unsicher. Luthers „finsternes Thal“ deckt auch das „Todeshattental“ der englischen Bibel, nimmt aber auch jedes finstere Thal der Schrecken, der Furcht, Angst und Hilf- und Ratlosigkeit der Seele, durch die der Herr seine Schafe führt, mit. Das finsterste ist und bleibt freilich der Schatten des Todes, den Gott um der Sünde willen über uns verhängt hat. Er wird je tiefer, je näher der Tod an uns heranrückt. Nur wenn wir ihn noch weitab wäghen und uns aus dem Sinn schlagen, verliert er momentan seine Schrecken; je näher er uns tritt, desto gründlicher durchgraußt er unser Herz. Die scheinbare Gleichgültigkeit, mit welcher verurteilte Verbrecher oder ausgesprochene Ungläubige in den Tod gehen, ist entweder Verstockung oder Verzweiflung. Selbst wir Christen werden die Todesfurcht nicht völlig los, wenn Gott nicht etwas Besonderes an uns tut. Der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz, 1. Kor. 15, 56; und 2. Kor. 5 sagt der Apostel, daß wir viel lieber überkleidet als entkleidet werden möchten.

Aber auch der Tod, der König der Schrecken, gehört mit zu der rechten Straße, auf der Gott die Seinen zum Himmel führt. Er ist die gewaltigste äußerliche Zuchttrute Gottes für die Welt. Nähme Gott sie weg, so würde die Erde bald zur Hölle. Auch uns Christen ist er um des Fleisches willen als ein steter Zuchtmeister auf Christum ganz unentbehrlich, gut und heilsam. Auch wir kämen ohne ihn nicht zu unserm seligen Ziel. Darum nimmt der Herr ihn auch uns nicht ab.

Aber wir haben nun auch den rechten Trost, wie gegen alle Not, so auch gegen den grimmen Schrecken des Todes. Und den gibt David hier mit den Worten an: „fürchte ich kein Unglück“, nichts Böses, Schädliches, Verderbliches; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab — die trösten mich.

Hier ist es zum völligen Verständnis der Sätze wohlgetan, einmal auf das natürliche Hirtenleben des Heiligen Landes, das David als Jüngling selbst durchgemacht hatte, zurückzugreifen. Dem ist die Sprache entnommen. Auf den vielen gefährlichen Wegen, auf denen der palästinensische Hirte seine Schafe von einer Aue zur andern führen mußte, um sie am Leben zu erhalten, gab es — und gerade auf dem zerklüfteten Gebirge der Wüste Juda nach dem Toten Meer und dem zerrissenen Negeb zu — hie und da auch eine nicht unbedeutend lange, fast tunnelartige Felschlucht, in die stellenweise kein Tageslicht drang, deren Seitenschluchten darum den Tageschlupfwinkel für die wilden Tiere des Landes, Wölfe, Schakale, Hyänen und wohl auch eines Bären und Löwen bildeten. Die Durchführung durch solche Schlucht bedeutete unmittelbare Todesgefahr für die Schafe, die sich, die Gefahr empfindend, in großer Furcht so dicht wie möglich um den vorangehenden Hirten drängten, während ihnen der Hund oder ein paar Hunde wie gewöhnlich auf der Wanderung den Rücken deckten. Nun bestand die gewöhnliche Schutzausrüstung des Hirten aus einem „Stecken“ und einem „Stabe“. Letzterer diente dem Hirten selbst als Stütze, auf die er sich auf dem Wege lehnte, aber auch zur Ordnung und Scheidung der Schafe bei deren Einführung in die Hürde oder den Heimatsstall und zur Stützung ermüdeten oder schwächerer Schafe. Er war etwa so lang wie der Hirte groß war, so dick, daß die Hand ihn bequem umfaßte, aber aus festem Holz und ohne Krücke, wie ein neuerer gewesener galiläischer Hirt behauptet. Der Stecken, hebräisch schebet, war lediglich eine Waffe gegen die tierischen Feinde der Herde,

eigentlich kein Stock, sondern eine kurze, oben dicke und mit Nägeln oder Eisenstücken beschlagene und beschwerte, am Handende glatte Keule, die der Hirte am Gürtel mit sich trug, mit welcher er, der Herde vorangehend, etwaige einem Schafe gefährliche Giftschlangen tötete oder die er unter Umständen mit großer Treffsicherheit auf ein angreifendes wildes Tier warf, um es kampfunfähig zu machen und dann mit Hilfe des oder der Hunde zu töten. Ging es nun durch eine finstere Talschlucht, wo die Schafe seine Gestalt nur undeutlich zu sehen vermochten, so schlug er wohl mit dem klingenden Stabe auf die Keule oder mit dieser an die klingenden Felswände und machte Lärm, damit die Schafe und die lauernden Raubtiere seine Gegenwart mit den Ohren vernähmen, den Schafen zum Trost, den Raubtieren zur Abschreckung.

Die geistliche Deutung dieses natürlichen Vorgangs liegt auf der Hand. Es gibt Stunden und Tagen im Christenleben, in welchen wir der uns umgebenden Gefahr gegenüber vollständig ohnmächtig und ratlos dastehen. Auch die Gnadengestalt Gottes verbirgt sich unserm Geistesauge, worüber David so viel klagt, vgl. Ps. 10. 27. u. a.; Joh. 16, 16 ff. — „über ein Kleines“. Das sind Stunden der Furcht, der Angst, da kommt das Zagen und die Umnachtung des Glaubens wie bei Mose am Roten Meer. — Aber wird uns auch jede menschliche Stütze weggerissen, sehen wir selbst unsern Hirten Christum nicht mehr: ein Ding bleibt uns: die Stimme unsers Herrn. Der Lärm, den er mit seinem Wort und Evangelium durch die Predigt und die Schrift in unsern Ohren und Herzen macht, verkündigt uns seine unsichtbare Gegenwart mit göttlicher Gewalt (Röm. 10, 8) und tröstet uns. Denn dieser Stecken und dieser Stab klingen und lärmten uns zu, was der 91. Psalm in jedem, besonders in den letzten Versen, sagt: „Er begehrt mein, so will ich ihm aus helfen; erkennet meinen Namen, darum will ich ihn schützen; erruft mich an, so will ich ihn erhören; ich bin bei ihm in der Not, ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen; ich will ihn sätigen mit langem Leben und will ihm zeigen mein Heil.“

B. 5 und 6. Von den beiden letzten Versen nehmen viele Exegeten an, daß sie aus dem Bilde fallen und in das Bild vom Wirt übergehen. Das wird von den modernen Kennern und Beschreibern des palästinenjischen Hirtenlebens mit Emphase bestritten. Wir sind

nicht in der Lage, den Streit zu entscheiden. Die Annahme des Übergangs in ein zweites Bild würde den Psalm als ein Kunstwerk schädigen, und das darf man bei einem dichterischen Klassiker wie David nicht annehmen, solange sich der Text noch ohne Zwang unter das bis dahin streng festgehaltene Bild einreihen läßt. Der Inhalt würde durch den Wechsel nicht wesentlich geändert. Bei dem Schein einer solchen Änderung hat die Exegete die Aufgabe zuzusehen, ob die in Frage kommenden Ausdrücke nicht so allgemeiner Bedeutung durch den Sprachgebrauch geworden sind, daß sie ebensogut auf das bisher verwendete wie auf ein vermutetes neues Bild passen. Wir halten dafür, daß das hier der Fall ist.

B. 5. Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde.“

Nichts in diesem Satz hindert uns, ihn auf die Tätigkeit eines Hirten zu beziehen. Der Tisch, von dem die Rede ist, heißt im Hebräischen *schulchan*. So hießen freilich auch Eßgestelle wie unsere Tische, selbst der Schaubrottisch im Heiligtum und die Speisetische der Fürsten; aber nicht solche allein, sondern auch — und zwar im Sprachgebrauch sowohl wie nach der Wortetymologie — das aus Fell oder Zeug gemachte und auf den Boden oder die Erde hingebreitete Tischtuch, dessen sich draußen speisende Leute wie Hirten und hin und her ziehende Zeltbewohner zum Essen bedienten, ähnlich wie wir es auf unsern Picknicks machen; daher solch ein Tischtuch auch zum „Strick“, d. h. zu einem Fangtuch, Fangnetz werden konnte, Ps. 69, 23. Darum konnte David als früherer Hirte die grüne Matte, auf die er in Vers 2 sich als zur Ruhe hingelagertes Schäflein schildert, die ihm zugleich die erquickende Speise bot, als eine für ihn auf die Erde ausgebreitete, mit köstlicher Speise besetzte Tischdecke — *schulchan* — bezeichnen, ein passendes, liebliches und Vers 2 erweiterndes Bild.

Seine besondere Spitze findet dies Bild aber in dem Zusatz „gegen meine Feinde“, d. i. gegenüber, im Angesicht, in der Gegenwart derselben, englisch richtig „in the presence of“, so daß diese — die ringsum versteckt lauernnden Raubtiere — es zu ihrem Arger mitansehen müssen, ohne dem ruhig und sicher speisenden Schäflein schaden zu können. So tröstet uns der Herr gegen unsere Feinde.

Auch bei der Annahme des Bildwechsels käme kein wesentlich anderer Sinn heraus.

Der zweite und dritte Satz bieten dafür mehr Schein.

„Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.“

Den ersten hat Luther bis auf das Tempus des Verbs wörtlich, den zweiten, der im Urtext wörtlich „mein Becher ist überfluß“ lautet, hat er frei mit dem wunderschönen deutschen Ausdruck „und schenkest mir voll ein“ wiedergegeben. Das Englische hat für das Letztere das mehr wörtliche „my cup runneth over.“

Die Annahme, daß in den beiden Sätzen ein Gastgeber statt des Hirten als Bild eintrete, stützt sich beim ersten auf die orientalische Sitte, daß der Gastgeber den geladenen Gästen als erste Ehrung gewürztes Öl oder eine duftende Salbe zur Frisur des Kopfhaars und zur Salbung der Füße neben dem Wasser zum Waschen derselben darbieten ließ, vgl. Luk. 7 und Joh. 17; beim zweiten Satz auf die Gewohnheit, bei Gastmählern entweder einen immer wieder gefüllten Pokal unter den Gästen rundreichen, oder jedem einzelnen seinen individuellen Becher vollschenken zu lassen. Beide Handlungen sollten die Gäste ehren und fröhlich stimmen, vgl. das Freudenöl in Ps. 45. — Es ist nicht zu leugnen, daß diese Bedeutung zu der hier geschilderten Handlung des Tischdeckens gut paßt.

Die neueren von früheren palästnensischen Hirten geschriebenen Bücher erklären die Sache ganz anders. Während der Wanderung auf rauhen, felsigen Pfaden oder auch beim Suchen nach Futter im dornigen Seitengebüsch reißen sich unerfahrene Schafe oft Kopf, Beine und Seiten blutig oder verletzten sich sonstwie; dies oder jenes frißt wohl auch eine Giftpflanze oder wird von einer Giftschlange ins Maul gebissen. Das ist bei der dort herrschenden Hitze und dem unvermeidlichen Staub alles recht gefährlich. Darum trägt der Hirte für solche Fälle immer eine Flasche mit Olivenöl und wenn möglich auch ein Gefäß zum Waschen der Wunden, zum Tränken der vergifteten und zur Erfrischung der ermatteten Schafe bei sich. Besonders reibt er den verwundeten Kopf des vergifteten Schafs mit dem Öl ein und taucht ihn tief in das mit Wasser gefüllte Gefäß, so daß es überläuft. So heilt der durch möglichst schnelle Anwendung von Öl und Wasser schon auf der Weide die verletzten Schafe. Am Abend beim Einführen der Schafe in die Hürde draußen oder in den heimatischen Stall wird die Prozedur wenn nötig wiederholt. — Darauf, sagen die erwähnten Kenner der Hirtentätigkeit, gehe das Salben mit Öl und der überfließende Becher von Vers 5 zurück.

Es ist schwer zu entscheiden, welche Seite recht hat. Es ist aber noch ein Drittes möglich. Das Salben mit Öl und der überfließende Becher sind im Hebräischen volkstümliche und allgemein gebräuchliche stereotype Ausdrücke für überreiche Erquickung, besondere Glückserfahrungen und ein besonders glückliches Lebenslos. Es sind Bezeichnungen dessen, was David als Typus Christi in Ps. 16 durch die Worte bezeichnet „Das Los ist mir gefallen aufs Liebliche, mir ist ein schön Erbteil worden.“ Keine Bedeutung paßt besser in die von Vers zu Vers aufsteigende Schilderung des Glückszustandes eines in der Hirtenpflege des Herrn stehenden Schäfleins. Sie ist vor allem auf den Überfluß des uns oft gewährten Trostes des Heiligen Geistes, durchs Wort uns vermittelt, zu beziehen.

V. 6. Und die kommt in Vers 6 zu ihrem alles vollendenden, höchsten Schluß. **„Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebenlang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“**

Es ist keine zeitweilige Führung des Herrn, kein temporärer Glückszustand des Schäfleins Christi, den David besingt. Verlorenes Glück ist Unglück. „Nicht gebe ich euch wie die Welt gibt.“ „Euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.“ Der Herr wäre nicht der gute Hirte, wenn er es nicht bis ans Ende bliebe. Jrgendwo sagt ein griechischer Dichter: „Das ist kein wahrer Freund, der dich nicht bis ans Ende liebt.“ Wir können fallen. Aber glauben wir nicht, so bleibet er treu; er kann sich selbst nicht leugnen, 2. Tim. 2, 13. „Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte wiederbringen und das Verwundete verbinden und des Schwachen warten; und was fett und stark ist, will ich behüten und will ihrer pflegen, wie es recht ist, Hesek. 34, 16. Und so „werde ich bleiben im Hause des Herrn immerdar“.

Es ist auch hier nicht nötig, ein neues, drittes Bild vorauszusetzen. „Haus des Herrn“ bezeichnet nicht notwendig die Stiftshütte oder den späteren Tempel, die im technischen Sinn so hießen, weil dort die Bundeslade stand, an die der Herr seine Gnadengegenwart besonders gebunden hatten. Wir nennen unsere Kirchen auf Grund von Matth. 18, 20 ja ebenso, ohne damit die Hirtentätigkeit des Herrn auf sie zu beschränken. Auch hier läßt sich das bisher festgehaltene Bild vom Hirten beibehalten. Es ist dichterische Erweiterung des Hirtenstalles, in den die gewöhnlich kleinen Herden den

Winter über zur sicheren Bewahrung für den nächsten Frühling und zur besonderen Pflege eingeführt wurden. Daran nahm dann die gesamte Familie, das Haus des Hirten lieblich und sorgsam teil. Das war nach der oft so beschwerlichen Sommerwanderung den an treue Menschen gewöhnten Schafen — soweit sie es empfinden konnten — ein satter, dauernder Trost. — Daß wir nie, nie aus dem Stalle, dem Hause, der Familie des Herrn hinausgestoßen, daß wir auch in seiner Winterpflege, in seiner und aller Christen und heiligen Engel Gemeinschaft i m m e r d a r bleiben werden, das ist die schließliche Vollendung alles Christentrostes.

Zur Literatur: — Die besten Psalmenkommentare sind immer noch Hengstenberg und Delitzsch. — Zur Kenntnis des Landes: S. B. Tristram, *The Natural History of the Bible*, 3rd Ed. 1873; Raumer, *Palästina*, 4. A. 1860; Thomson, *The Land and the Book*, 1890; Ed. Robinson, *Palestine and the Southern Adjacent Countries*, 1839, auch deutsch 1841–42; Künzler, *Bibl. Naturgeschichte*, 9. Aufl. 1884; illustriert; Frohnmeyer, *Bibl. Geographie*, 1883, illustriert. Neben den allgem. und kirchl. Lexika: Franz Delitzsch, *Jüdisches Handwerkerleben zur Zeit Jesu*, 3. A. 1878. — Al. Schriften über das Hirtenleben aus ganz neuerer Zeit: Stephen A. Sabouff, *My Shepherd Life* (Harper Bros.); *Over the Hills of Galilee*, Columbus Book Concern; F. B. Meyer "The Shepherd Psalm, N. Y. Bay View Pub. Co.; Wm. Allen Knight, *The Song of our Syrian Guest*, The Pilgrim Press, 3rd Ed. 1906, Boston and Chicago.

Wer über den 23. Psalm predigt, sollte nicht verfäumen, das wunder schöne Lied im missourischen Gesangbuch — in dem unsrigen ist es leider nicht —: „Gott führt die Seinen wunderbar“ vorher durchzulesen. Es ist Nr. 357.

Zum Vergleich mit Luthers und der englischen Übersetzung bringen wir hier eine eigene etwas wörtlichere, die sich gewiß auch der Sprache nach verbessern läßt.

Ein Psalm Davids.

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.
 Er lagert mich auf grünen Auen,
 Er bringt an stillen Wassern mich zur Ruhe,
 Er richtet meine Seele wieder auf.

Er führet mich auf rechten Straßen — um seines Namens willen.
 Auch wenn im finstern Thal ich wandern muß, fürcht' ich kein Unglück;
 Denn du — du bist bei mir,
 Dein Stecken und dein Stab — die trösten mich.

Du deckest mir den Tisch vor meiner Feinde Augen,
 Du selbst mein Haupt mit Öl,
 Mein Becher ist zum Überfließen voll.

Nur Glück und Gnade werden mich mein Lebenlang begleiten,
 Und bleiben werde ich im Haus des Herren immerdar.

Das teilt den Psalm sachlich in vier Punkte, die sich als ebenso viele Themata für die Predigt empfehlen: 1, Die Erquickung der Seele unter den vielen Unbilden unsrer Lebenswanderung, 2, Die richtige Führung des Herrn auch in den größten Gefahren, 3, Die vollste Ergözung unsrer Seele im lauernden Haß unsrer Feinde, 4, Die Erhaltung in der Pflege des Herrn bis an ein seliges Ende. — Man kann in der Teilung natürlich viel mehr ins einzelne gehen, ja, aus jeder Zeile ein Thema machen, nur die dritt- und viertletzte Zeilen lassen sich nicht trennen. — So sind viele Psalmen schon fertig disponierte Predigttexte. U g. P i e p e r.

Das Königtum Christi.

(Fortsetzung. — Vgl. die Vorbemerkung im Januarheft dieser Zeitschrift.)

II. Alttestamentliche Erwartungen.

Einer Besprechung alttestamentlicher Stellen, die von dem Königtum Christi reden, sollte die Bemerkung vorausgeschickt werden, daß hier sehr häufig eine Verbindung von Bildern statt hat. So verquickt der Prophet Hesekiel drei Bilder in einem kurzen Spruch: Ich will ihnen einen einigen Hirten erwecken, der sie weiden soll, nämlich meinen Knecht David. Der wird sie weiden und soll ihr Hirte sein, und ich, der Herr, will ihr Gott sein, aber mein Knecht David soll der Fürst unter ihnen sein. Das sage ich, der Herr (Kap. 34, 23. 24). David war König über Israel. Als solcher war er ein Vorbild auf Christus; der ist der rechte David. Als König soll David sein Amt nach dem Muster eines Hirten verwalten, einer Be-

schäftigung, mit der er von Kind auf wohl vertraut war. Christus wird als König der rechte Hirte sein. In seinem Königtum war David Knecht, i. e. Beamter des Herrn. Christus ist nicht ein König neben Gott, er ist in seinem Königtum der Knecht des Herrn, durch dessen Hand des Herrn Vornehmen fortgeht, der auch am Ende der Welt das Reich Gott und dem Vater überantwortet wird (1. Kor. 15, 24). — Bei einer Betrachtung der alttestamentlichen Erwartungen, sowie später der neutestamentlichen Erfüllung, werden wir daher stets die Aussagen vom Hirtentum Christi und seiner Stellung als Knecht des Herrn mit berücksichtigen und die betreffenden Züge mit in das Bild vom König einzeichnen müssen.

A. David als Vorbild.

Dem Volk Israel war in David ein großartiges Vorbild des künftigen Königs, der das Reich Gottes wiederherstellen sollte, gegeben. Auf dieses Vorbild richtete das Volk immer wieder erwartungsvoll seine Blicke. Die Gläubigen wurden dadurch erquickt und getröstet, fleischlich Gesinnte dagegen mißbrauchten das Bild, um sich in ihrem fleischlichen Sinn zu verhärten, so daß sie den wahren König, als er unter ihnen wirklich erschien, nicht erkannten.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das persönliche Leben Davids zu schildern, er kommt hier lediglich als König Israels in Betracht.

David leuchtet vor allen Dingen als der Retter seines Volkes, der es aus Knechtschaft, aus Armut und Niedrigkeit zu ungeahnter Höhe führte. Josua hatte zwar das Volk zur Ruhe gebracht, und wenn es seinem Gelübde gemäß sich treu an den Herrn gehalten hätte und seinem Wort gehorsam gewesen wäre, hätte es sich ungestört seines Segens erfreuen können. Da sie aber den Herrn verließen, gab er sie dahin in die Hand mächtiger Feinde, die sie drückten. Denn es ergrimmte der Zorn des Herrn über Israel und gab sie in die Hand derer, die sie raubeten, daß sie sie beraubeten, und verkaufte sie in die Hände ihrer Feinde umher, und sie konnten nicht mehr ihren Feinden widerstehen (Richt. 2, 14). Auch als das Volk in Ungeduld, ohne sich von Herzen unter den Herrn, der sie schlug, zu demütigen, einen König nach Art der Heiden forderte, hörten die Bedrückungen durch die Feinde nicht auf. Das Volk geriet vielmehr noch tiefer ins Elend.

Welche Bedrückung das Volk von den Philistern erfuhr, schildert mit bitterer Anschaulichkeit ein Wort in 1. Sam. 13: Es ward aber

kein Schmied im ganzen Lande Israel erfunden; denn die Philister gedachten, die Hebräer möchten Schwert und Spieß machen. Und mußte ganz Israel hinabziehen zu den Philistern, wenn jemand hatte eine Pflugschar, Hauen, Beil oder Sense zu schärfen. Und die Schneiden an den Sensen und Hauen und Gabeln und Beilen waren abgearbeitet, und die Stacheln stumpf geworden. Da nun der Streittag kam, ward kein Schwert noch Spieß gefunden in des Volkes Hand, das mit Saul und Jonathan war; ohne Saul und sein Sohn hatten Waffen. — Die Eisenindustrie gilt heute als geschäftliches Barometer, nicht ohne Berechtigung. Im gewissen Grade gilt das von allen Zeiten. Diese kurze Bemerkung über den Stand der Eisenindustrie in Israel beleuchtet daher wie ein greller Blitz die gesamte wirtschaftliche Lage und läßt die schauerliche Verarmung des Volks erkennen. Dazu die Versklavung des Volks, das in seiner ganzen Lebensführung von den Philistern abhängig war.

Trauriger noch als die wirtschaftliche Not, unter der das Volk jeuzte, war die dumpfe Verzagttheit, die sich bleiern auf aller Gemüther gesenkt hatte, die alle Kräfte lähmte, alles entschiedene Handeln unmöglich machte, es als aussichtslos erscheinen ließ, daß das Volk sich je zu einer energischen That, und wäre es auch nur die That einer äußersten Verzweiflung, aufraffen sollte. Wir mögen es vielleicht noch einigermaßen verständlich finden, daß bei dem allgemeinen Mangel an Waffen und darum auch an Übung im Gebrauch der Waffen keiner geneigt war, die höhnische Herausforderung Goliaths zum Zweikampf anzunehmen, wiewohl David auch dafür keine Entschuldigung gelten ließ. Was wollen wir aber zu dem sagen, was 1 Sam. 13 erzählt wird? Jonathan hatte einen Posten der Philister, den sie nach Gibeon gelegt hatten, geschlagen. Nun jubelte alles Volk Saul zu und sammelte sich unter sein Panier. Als aber die Philister mit ihrem Hauptheer heranrückten und sich zu Michmas verschanzten, war die momentane Begeisterung in Israel schnell verhaucht. Dem Volk war bange (V. 6), und alles Volk hinter Saul ward verzagt (V. 7). Das Volk zerstreute sich von Saul (V. 8) und verkrochen sich in die Höhlen und Klüfte und Felsen und Lächer und Gruben (V. 6).

Bei solcher Gemütsverfassung war Sieg und Rettung ausgeschlossen. Und Saul war nicht der Mann dazu, den Bann zu brechen. Er war durch genau denselben Sinn geistiger Versklavung gehemmt, so daß er es nur zu halbherzigen Maßnahmen, zu plan-

ziellosem Handeln brachte und die Sache verschlimmerte. Die allgemeine Niedergeschlagenheit des Volks wurzelte, wie David richtig erkannte, im Mangel an Gottvertrauen. Es war an die Adresse Israels gerichtet, was er dem Riesen Goliath zurief: Daß alles Land innen werde, daß Israel einen Gott hat, und daß alle diese Gemeinde innen werde, daß der Herr nicht durch Schwert noch Spieß hilft; denn der Streit ist des Herrn, und wird euch geben in unsere Hände (1. Sam. 17, 46. 47). Im Mangel an Gottvertrauen ging Saul dem Volk mit bösem Beispiel voran.

Wie tief das Volk gesunken war, zeigte sich besonders in seiner Haltung dem ihm von Gott geschenkten König und Retter gegenüber. David war zwar in aller Stille gesalbt worden, so daß das Volk im allgemeinen um die Pläne Gottes anfänglich nichts wußte; aber Gott hatte doch bald durch eine besondere Begebenheit dem Volke deutlich genug gezeigt, durch welchen Mann er ihnen Heil schaffen wollte. Die Geschichte des Kampfes mit dem Riesen Goliath ist ja bekannt genug.

Aus dieser Geschichte erkannte Jonathan, daß David der vom Herrn bestimmte künftige König Israels sei, und fügte sich demütig in Gottes Willen. Er stärkte Davids Hand und sprach zu ihm: Fürchte dich nicht, meines Vaters Sauls Hand wird dich nicht finden. Und du wirst König werden über Israel, so will ich der nächste um dich sein. Auch weiß solches mein Vater wohl (1. Sam. 23, 17).

Nach dem Zeugnisse Jonathans erkannte auch Saul deutlich, daß David von Gott zum Könige bestimmt sei, und daß David auch die zur Führung des Königsamtes erforderlichen Eigenschaften habe, während ihn das Bewußtsein beunruhigte, daß er als König jämmerlich versagt habe. Das zeigte er besonders durch seine fieberhaften Anstrengungen, David, den einen Mann, durch den Gott Heil gab, zu beseitigen.

Auch das Volk erkannte klar den Heilsrat Gottes, der ihnen David zum Könige gesetzt hatte. Das sprach das Volk ja unmißverständlich in dem Siegesliede aus, mit dem die Weiber die aus der Philisterschlacht heimkehrenden Krieger im fröhlichen Wechselgesang begrüßten: Saul hat tausend geschlagen, aber David zehntausend. Und doch fand sich im ganzen Israel außer Jonathan keiner der Saul mannhaft entgegengetreten wäre und ihm und dem Volk in der Kraft Gottes Buße gepredigt hätte. Im Gegenteil. Sowie sich Saul

anschiedte, David als seinen Nebenbuhler zu verfolgen, sah die große Masse des Volkes nicht nur gleichgültig, fast stumpfsinnig zu, viele fluchten gar dem David, wie Nabal, und scheuten sich nicht, an David Verrat zu üben, wie Doeg und die Einwohner zu Siph wirklich taten und die Bürger zu Kegila zu tun bereit waren. Nabal gab wohl der allgemeinen Stimmung im Volk David gegenüber Ausdruck, wenn er sagte: Wer ist der David, und wer ist der Sohn Isai? Es werden jetzt der Knechte viel, die sich von ihrem Herrn reißen. Sollt ich mein Brot, Wasser und Fleisch nehmen, das ich für meine Scherer geschlachtet habe, und den Leuten geben, die ich nicht kenne, wo sie her sind? (1 Sam. 25, 10. 11.) Auf der andern Seite wird Saul auch nicht so ganz unrecht gehabt haben, wenn er seine Hofbeamten bitter fragte: Ist niemand unter euch, den es kränke meinethalben? (1. Sam. 22, 8), dagegen die Siphiter offenbar mit schmerzzerfülltem Herzen lobte: Gesegnet seid ihr dem Herrn, daß ihr euch mein erbarmet habt (1. Sam. 23, 21). — Einem solch heruntergekommenen, charakterlosen Volk wurde David zum König gesetzt.

Um David als Vorbild auf Christum recht zu würdigen, dürfen wir auch die Ereignisse von seiner erstmaligen Salbung bis zu seiner endlichen Thronbesteigung nicht übersehen. Davids Haltung während dieser Zeit läßt sich in kein bezeichnenderes Wort zusammenfassen als: Gehorjam. Er tat nichts nach eigenem Gutdünken, sondern sah in allen Fällen darauf, was der Herr ihm auftrug, sei es durch unmittelbare Offenbarung, sei es durch Anordnung der nach dem vierten Gebot ihm vorgelegten Personen. Auf geordnetem Weg kommt er bald nach seiner Salbung an den Hof Sauls als Harfenspieler und Waffenträger. Auf geordnetem Wege kehrte er als Hirtenknabe zu seinem Vater zurück, da seine drei älteren Brüder zum Waffendienst eingezogen wurden. Auf geordnetem Wege kam er zum Heer und hörte die Herausforderung des Riesen. Auf seiner Flucht vor Saul widerstand er mannhaft der wiederholt an ihn herantretenden Versuchung, sich seines Feindes und Verfolgers zu entledigen und den Thron an sich zu reißen. Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich das tun sollte und meine Hand legen an meinen Herrn, den Gesalbten des Herrn (1. Sam. 24, 7; 26, 10. 11). David befahl seine Wege dem Herrn; und selbst da er einmal drauf und dran war, eigenmächtig etwas Unbedachtes zu tun, ließ er sich doch durch die Stimme eines Weibes zur Besinnung bringen, daß er nicht wider den Herrn handelte (vgl. 1. Sam. 25, 30–33).

David als den König trafen die Sünden seines Volkes. Er ertrug sie zwar nicht immer so, daß er sie überwand, aber so, daß er mit hineingezogen wurde und unter den Folgen seufzte. Von Davids Sünden werden besonders zwei namhaft gemacht. Das waren einmal sein Handel mit Bathseba und Uriah, sodann seine Zählung des Volks. In beiden Fällen war es eigentlich die Sünde des Volks, die den König traf, zu deren Überwindung ihm die Kraft fehlte.

Als das Volk einen König begehrte, sagte Gott ihre Gesinnung und die sie leitenden Beweggründe in das eine Wort zusammen: Sie haben mich verworfen, daß ich nicht soll König über sie sein (1. Sam. 8, 7), und Samuel teilte dies Urteil Gottes dem Volke mit: Ihr habt heute euren Gott verworfen (1. Sam. 10, 19). Aber sie beharrten auf ihrem Sinn, daß sie einen König haben wollten, wie alle Heiden haben. Der äußere Glanz heidnischer Königreiche stach ihnen in die Augen. Ihr einfältiges Gottvertrauen war stark geschwunden, selbst die rein menschliche Mannhaftigkeit war dahin. Da der innere Halt verloren war, wollten sie durch das äußerliche Institut des Königtums den Verlust wettmachen. Das war ihre Sünde: äußere Prunksucht bei innerer Hohlheit, äußeres Wohlergehen ohne den geistlichen Segen Gottes.

Bei diesem Sinn verharren sie, selbst als Samuel sie eindringlich vor den unausbleiblichen Folgen warnte. Das wird das Recht des Königs sein, der über euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertragen; und zu Hauptleuten über tausend und über fünfzig, und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch und was zu seinem Wagen gehört machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Acker und Weinberge und Ölgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinsten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Herden wird er den Zehnten nehmen, und ihr müisset seine Knechte sein. Wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euren König, den ihr euch erwählt habt, so wird euch der Herr zu derselben Zeit nicht erhören. Das Volk ließ sich nicht zur Buße und Sinnesänderung bewegen: Mit nichten, sondern es soll ein König über uns sein, daß wir auch

seien wie alle anderen Heiden, daß uns unser König richte und vor uns her ausziehe, wenn wir unsre Kriege führen (1. Sam. 8, 11–20).

Das war die Sünde, in die das Herz des Volks verstrickt war, die nun David um des Volks willen zu ertragen hatte. Wäre er nicht König geworden, er wäre den schweren Versuchungen nicht in dem Maße ausgesetzt gewesen, wie es nun der Fall war. Hätte das Volk auf die Warnung Samuels geachtet, Buße getan für ihre sündlichen Gelüste und geduldig gewartet, bis Gottes Stunde gekommen war, ihnen einen König zu geben, so wäre David, der von Gott berufene König, den Versuchungen dieser Sünde auch nicht ausgesetzt worden. Nun aber war der Sinn des Volks mit dieser Sünde vergiftet, und David hatte die Sünde des Volks, die er dazu durch seinen zweimaligen Fall zu seiner eigenen machte, zu tragen.

Wodurch sich David besonders als König auszeichnete, war dieses, daß er stets sein Leben für sein Volk einsetzte, sein Volk mit der Hingabe seines eigenen Lebens aus der Hand der Feinde errettete und zum Frieden und zu ruhigem, ungestörtem Genuß des Segens im Lande führte. Es wird nicht nötig sein, die Kriege, die David geführt, im einzelnen zu betrachten. Es mag genügen, den Umschwung zu bedenken. Ein gänzlich verarmtes Volk fand David vor, das von mächtigen Nachbarvölkern wiederholt ausgeplündert und vollständig ausgezogen war: in blühendem Wohlstand ließ er das Volk bei seinem Tode zurück. Die Feinde, die vorher ungeschert im Lande nach ihrer Willkür gehaust hatten, hatten nun gründlich gelernt, Israel mit dem nötigen Respekt zu behandeln; vielfach hatte das Blättlein sich so vollständig gewendet, daß sie jetzt in Abhängigkeit von Israel geraten und ihm tributpflichtig geworden waren. Aus dem wankelmütigen Volksheer, das bei einem geringen Erfolg aus dem Häuschen geriet, um im nächsten Augenblick davonzulaufen, sich zu zerstreuen und in Löchern zu verkriechen, hatte er ein schlagfertiges Heer mit straffer Manneszucht, ein sieggewohntes Heer geschaffen.

Das hat David dadurch getan, daß er — abgesehen von den Fällen, da er der Sünde des Volkes erlag und das Amt zu Prunk oder zu persönlichen oder dynastischen Gelüsten mißbrauchte — sein Königtum im Sinne Gottes auffaßte und verwaltete. Das trat gleich bei dem ersten Male, da er als der von Gott erwählte König dem Volk vorgestellt werden sollte, klar zutage. Das war sein Kampf gegen den Philisterfürsten Goliath.

Die Worte des Riesen, mit denen er dem Zeuge Israels und ihrem

Gott Hohn sprach, sind ja bekannt: Was seid ihr ausgezogen euch zu rüsten in einen Streit? Bin ich nicht ein Philister und ihr Sauls Knechte? Erwählet einen unter euch, der zu mir herabkomme. Vermag er wider mich zu streiten und schlägt mich, so wollen wir eure Knechte sein; vermag ich aber wider ihn und schlage ihn, so sollt ihr unsre Knechte sein, daß ihr uns dienet. — Es war auf diese Rede die klare Pflicht Sauls, die Herausforderung im Namen Gottes anzunehmen. Dazu war er doch zum König gemacht, daß er sein Volk schützen, gegebenen Falles sein Leben für sein Volk einsetzen sollte, zumal er sich in diesem Falle des besonderen Schutzes Gottes hätte getrösten dürfen. Saul versagte vollständig und offenbarte damit vor jedermanns Augen, daß er das Königtum verwirkt hatte. Es genügte nicht, daß er eine verlockende Belohnung aussetzte, falls jemand den Zweikampf wagen und gewinnen würde, es war seine Aufgabe, selbst für sein Volk einzutreten.

Da meldet sich David. Er war nicht aus Vermessenheit zum Heere gekommen, wie ihm sein älterer Bruder vorwarf, sondern im Auftrag seines Vaters. Es war auch nicht Vermessenheit, daß er sich zum Zweikampf bereit erklärte. Es lockte ihn nicht die in Aussicht gestellte Belohnung. Diese trieb ihm vielmehr, wie es den Anschein hat, Scham- und Zornesröte ins Gesicht, daß er unwillig fragte: Was wird man dem tun, der diesen Philister schlägt und die Schande von Israel wendet? Denn wer ist der Philister, dieser Unbeschnittene, der den Zeug des lebendigen Gottes höhnet? Ihm schien es schier undenkbar, daß sich die Hauptleute und Mannschaften nicht förmlich zu diesem Zweikampf drängten, da die ganze Sache doch so klar zugespitzt war. Und eingedenk seines Rufes zum Könige Israels tritt er für sein Volk ein. Komm her zu mir, ruft ihm der Philister höhnisch zu, ich will dein Fleisch geben den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde. David ist sich der Gefahr, die ihm drohte, menschlich betrachtet, wohl bewußt; aber er kennt seinen Beruf und die göttliche Verheißung für denselben: Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild, ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth, des Gottes des Zeuges Israel, den du gehöhnet hast.

Durch diese Weise, wie David gegen den Philister auftrat, zeigte er, wie er das ihm von Gott aufgetragene Königsamt auffaßte. In diesem Sinne verwaltete er sein Amt bis an sein Ende. Seine Wirksamkeit erfreute sich des göttlichen Segens.

Das war das Vorbild, das Gott seinem Volke von dem kommenden König gegeben hatte. Es war ein Bild, das sich dem Gemüt des Volks tief einprägte und wodurch die Hoffnung der Gläubigen besonders in Zeiten der Not genährt wurde.

B. Weisagungen.

Wenn man die Stellen zählt, in denen im Alten Testament Christus nach seinem dreifachen Amt geweissagt ist, so überwiegt die Zahl derer, die von ihm als König reden, bei weitem die Zahl derer zusammengenommen, die ihn als Propheten und als Priester darstellen, selbst wenn man Stellen, die ihn als Hirten oder als Knecht des Herrn bezeichnen, ganz außer Betracht läßt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, jetzt alle Stellen, in denen von dem Königtum Christi geweissagt ist, der Reihe nach ausführlich zu behandeln, es wird nicht einmal angehen, sie alle auch nur namhaft zu machen. Wir müssen uns auf eine Auswahl einiger weniger beschränken. Aus den Psalmen kämen vor allem Ps. 2 und Ps. 110 in Betracht, unter den Propheten Sacharia, Daniel und Jesaja.

Der zweite Psalm trägt in unserer deutschen Bibel die Überschrift: Weisagung von Christo, dem ewigen Könige, seinem Reich und dessen Feinden. Wegen einer gründlichen Erklärung und Anwendung desselben siehe Luther, St. L. V, 78–189. Der Psalm zerfällt in zwei Teile, von denen der erste den festen Bestand des Reiches Christi behandelt, V. 1–6; der zweite die Weise, das Reich, die Ordnung desselben verkündigt, V. 7–12.

Die erste Hälfte gipfelt in der emphatischen Erklärung Jehovahs: Aber ich — ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berge Zion. Sein Reich besteht; wenn auch alle gewaltigen Könige sich dagegen auflehnen und ihre zahllosen Völkercharen toben; wenn auch scharfsinnige Herren, Würdenträger, Wissenschaftler, Philosophen dagegen ratschlagen und ihre Leute, Anhänger und Nachtreter und -beter die Resultate ihrer Beratungen unbesehen als höchste Erzeugnisse der Weisheit wiederholen. Mögen sie auch in all ihren Unternehmungen und wissenschaftlichen Forschungen bewußt oder unbewußt nur das eine Ziel verfolgen: Lasset uns zerreißen die Bande des Herrn und seines Gesalbten und von uns werfen ihre Seile, es ist ein wahnwitziges Unterfangen, daß, wenn die Lage nicht so furchtbar ernst wäre, man sich nur mit Mühe des Schreibens einer Satire enthalten könnte. Der den König gesalbt und eingesetzt hat, das ist

der Herr, der im Himmel wohnt, und alle Anstrengungen der Menschen nötigen ihm, sofern sie als Kraft- und Weisheitsentfaltungen in Betracht kommen, nur ein mitleidiges, spöttisches Lächeln ab; sofern sie aber Rebellion gegen den von ihm gesalbten König sind, erregen sie seinen Zorn und Grimm zu schrecklichem Verderben. Das Reich Christi hat Bestand, und die Pforten der Hölle sollen es nicht überwältigen.

Warum aber lehnt sich denn die Welt gegen die Regierung Christi auf? So fragt gleich der erste Vers; und der dritte deutet an, daß es sich dabei nicht um etwas Zufälliges handelt, das nur aus Mißverständnis, Mangel an Information oder ähnlichem kommt, das bei effektiver Aufklärungsarbeit über die wahre Natur dieses Reiches, seine Methoden, seine Ziele, seine Glieder usw. leicht anders werden könnte. Nein, der wütende Widerstand der Welt gegen das Reich Christi ist nicht zufällig, er ist in der Art dieses Reiches begründet. Wo Christus mit seinem Reiche kommt, da muß sich die Welt dagegen auflehnen. Christus herrscht immer unter seinen Feinden (Bf. 110, 2).

Es ist wichtig, daß wir uns das immer, zumal in gegenwärtigen Zeiten, klar vor Augen halten. Wir schauen nach Rußland und sehen, wie die Kirche des Herrn Not leidet; das Kircheneigentum wird konfisziert und säkularisiert, der Verband der Lokalgemeinden wird gelockert, das lokale Pfarramt liegt danieder. Da sind wir geneigt, von abnormalen Zuständen des Reiches Christi zu reden, als ob der äußerliche Widerstand der Feinde sein Reich auch nur im geringsten beeinträchtigen könnte und das mitleidig-spöttische Lächeln auf seinem Angesicht einer Miene ernster Besorgnis habe weichen müssen. Dagegen sind wir gerne geneigt, die Verhältnisse, wie sie bei uns obwalteten und wesentlich noch obwalten, für normal zu halten, in denen das Reich Christi glatter funktionieren könne. Ohne besondere Schwierigkeiten konnten unsere Christen sich in Lokalgemeinden um Wort und Sakrament scharen. Die Gemeinden schlossen sich zu kräftigerem Betrieb der Reichsgottesarbeit — ohne beim Staat oder sonstwo auf Hindernisse zu stoßen — zu Synoden zusammen und gründeten höhere Lehranstalten; die Synoden gliederten sich innerlich in Distrikte, äußerlich schlossen sie sich zur Synodalkonferenz zusammen. Ohne äußerliche Hindernisse errichteten die Ortsgemeinden in ihrer Mitte das Predigtamt und bildeten es aus durch Abzweigung vom Lehramt für die Kinder, vom Hilfspastoren-

amt oder auch Kollegiatpastorenamt. Für die Predigt des Evangeliums über den Kreis der Ortsgemeinde hinaus berief man Reiseprediger, Visitatoren, Präses, Kommissionen, Anstaltsbehörden, Professoren usw. Wir haben uns wohl über die Frage gestritten, ob nicht die Verbindung von Christen zu sogenannten Ortsgemeinden und die Aufrichtung des Predigtamts in deren Mitte von Christo speziell gestiftet und darum für den normalen Bestand seines Reiches wesentlich sei, während der Zusammenschluß von Gemeinden zu größeren Kirchenkörpern und die Kreierung von Ämtern zur Verkündigung des Evangeliums außerhalb des Lokalgemeindeverbandes rein menschliche Einrichtung sei; aber im großen und ganzen nahmen wir doch die eben kurz skizzierte ungehemmte Entwicklung der Lutherischen Kirche in unserm Lande im Vergleich mit den jetzt in Rußland obwaltenden Zuständen für normal und darum dem Reiche Christi sehr förderlich hin. Wir standen in Gefahr, das Toben der Heiden und alle Verheerungen, die es in der äußeren Organisation der Kirche anrichtet, nicht mehr als das eigentlich Normale für Christi Reich zu empfinden. Selbst der Widerstand der falschberühmten Wissenschaft beunruhigte uns nicht sehr; haben wir doch unser eigenes Schulwesen, höheres und niederes, und sind den Wissenschaftlern auf ihrem eigenen Gebiet gewachsen und wohl imstande, die Haltlosigkeit ihrer wissenschaftlichen Hypothesen und Theorien wissenschaftlich nachzuweisen.

Die gegenwärtige Zeit ruft zur Besinnung. Wir standen in Gefahr, dem einschläfernden Einfluß der hinter uns liegenden Zeit des Wohlstandes zu erliegen. Der äußere Betrieb des Reiches Christi kostete uns keine besondere Anstrengung; ein paar hundert tausend Dollar Schulden oder Fehlbetrag regten uns nicht sehr auf. Nun haben wir die Depression. Das Geschäft geht flau. Arbeit und Verdienst bleiben aus. Pastoren, Lehrer, Professoren, Missionare, die nie über ein allzu hohes Gehalt zu Klagen hatten, haben eine Herabsetzung hinnehmen müssen. Nun fangen auch bei uns die Heiden wieder an zu toben — nicht von außen, sondern die Heiden und Leute und Könige und Herren im eigenen Herzen. Der alte Adam in uns, den wir scheinbar so ziemlich unter Kontrolle hatten, regt sich und sucht uns klar zu machen, daß wir unsre Arbeit im Reiche Gottes stark zurückschneiden müssen. — Das ist normal. Nicht, daß wir unsre Arbeit beschränken, sondern daß sich das Toben der Heiden im eigenen Herzen dagegen bemerkbar macht, daß wir den heidnischen Aufruhr

im Herzen niederschlagen und trotz der klugen Ratschläge des alten Adams die Reichsgottesarbeit tun, dazu wir berufen sind.

Daß die Heiden, allzumal, von innen und außen, toben und alle äußeren Formen, in denen sie das Reich Christi vermuten, zerschlagen, das geschieht nicht zufällig, das ist in der Natur des Reiches Christi begründet. Das legt nun der zweite Teil des Psalmes dar, der von der Weise, dem Recht, der Ordnung des Reiches Christi redet.

Der Gesalbte des Herrn, der König auf Zion, dem heiligen Berge des Herrn, redet persönlich in diesem Teil. Ich will predigen. Das ist die Weise, wie er seine Regierung führt, er predigt. Andere Könige organisieren. Sie teilen ihr Land und Volk ein in Provinzen, Distrikte, Bezirke. Sie organisieren die Verwaltung, organisieren einen Beamtenstand; schaffen sich ein Heer mit möglichst straffer Organisation; sie organisieren das Finanzwesen usw. Nicht so der König in Zion, er predigt. So verrichtet er seine Regierung, so schützt und kräftigt er sein Reich, daß er eine Wahrheit verkündigt. Die Wahrheit hat er vom Herrn, der Herr hat zu ihm gesagt. Darin liegt die absolute Wahrheit seiner Botschaft begründet, darin ihre göttliche, sich selbst durchsetzende Kraft.

Der Inhalt seiner Botschaft, wodurch er regiert, ist dieser: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget. Was das für die Welt bedeutet: der Sohn Gottes, das sehen wir bei der Taufe Jesu, da der Vater über den, der sich soeben zu dem Werk hat taufen lassen, daß er alle Gerechtigkeit erfülle, mit andern Worten, der sich soeben durch die Taufe von Johannes öffentlich hat zum Heiland der Welt weihen lassen, ausruft: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, dessen soeben öffentlich abgegebene Erklärung mich herzlich erfreut hat. Das sehen wir ferner auf dem Berge der Verkündung, da der Vater wieder, nachdem Jesus mit Moses und Elias über den Ausgang geredet hatte, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem, ruft: Dies ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören. Das sagt uns auch Paulus, wenn er den Juden in der Synagoge zu Antiochien in Pisidien erklärt, daß Gott jetzt die den Vätern geschehene Verheißung erfüllt habe in dem, daß er Jesus auferweckte nach den Worten des Psalms: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget. Die Predigt des vom Herrn gesalbten Königs über Zion bedeutet, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst hat.

Es bedeutet, wie Petrus dem Hohen Rat erklärt: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden. Es bedeutet, wie Jesus selbst seinen Jüngern bezeugt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.

Das ist die Predigt. Dadurch regiert dieser König. Wer nun glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Diesem Regiment kann sich niemand entziehen; die Heiden, ohne Ausnahme, werden ihm zum Erbe gegeben, der Welt Ende zum Eigentum.

Die Wirkung dieses Regiments wird zunächst die sein, daß er die Heiden mit einem eisernen Zepter zerschlägt und sie wie Köpfe zerschmeißt. Das ist natürlich, es liegt in der Art dieses Regiments. Ist er der König, der einzige Heiland, so muß alles zu Boden gehen, was neben ihm Geltung beansprucht. Alles, worauf die Heiden pochen: ihre eigene Gerechtigkeit, eigene Weisheit, eigene Würdigkeit, eigene Macht und Organisation, eigener Reichtum, Bildung, Ehre, Freude, Zucht, Ordnung — alles muß verdammt sein, wenn es dem Regiment dieses Königs nicht weicht, wenn es sich seinem Regiment entgegenstellt, oder wenn es sich in sein Regiment einmischen will. Er ist unsere Gerechtigkeit: darum wehe, wer seine eigene Gerechtigkeit, ganz oder zum Teil, am Anfang, Mittel oder Ende des Heilsweges hereinzuzerren sucht. Er ist unsere Weisheit; darum wehe, wer nicht in allen Stücken spricht: Rede, Herr, dein Knecht höret, wer es wagt, nicht in allen Punkten bei seiner Rede zu bleiben, wer sich erdreißtet, etwas zu seiner Rede hinzuzutun. Er führt ein geistliches Regiment in den Herzen durch den Glauben an seine Predigt: darum wehe, wer irgendein äußerliches Ding, sei es Speise oder Trank, seien es bestimmte Feiertage oder Neumonde oder Sabbathe, seien es Formen des Gottesdienstes oder der Verwaltung, oder was es sein mag, als wesentlich und notwendig anzuordnen wagt. Nicht, daß irgendeins der genannten Dinge an sich verwerflich wäre; aber wenn es neben dem Reich dieses Königs etwas sein will, so ist es verflucht.

Doch richtet, auf der andern Seite, der König unter den rein menschlichen Dingen dieser Welt keine großen Ummwälzungen an. Er kann alles in seinem Reich gebrauchen und mit seinem Reich durchdringen: menschliche Kunst, menschliche Wissenschaft, menschliche Zeiten, menschliche Verwaltung, menschliche Organisation usw. usw. In den Schlußversen des Psalms ergeht eine freundliche, aber ernste und

dringliche Einladung an die Könige und Richter auf Erden, sich dem Regiment des neuen Königs mit gebührender Zucht und Ehrfurcht zu unterstellen. Sie werden nicht aufgefordert, zuerst als Könige abzudanken und als Richter ihr Amt niederzulegen; nein, sie mögen Könige und Richter bleiben und nach gewohntem Landesrecht richten und regieren, nur sollen sie im Glauben diesem Könige huldigen und von ihm alles Heil erwarten.

Der 110. Psalm ist dadurch bemerkenswert, daß er für Christi Amt zwei bildliche Ausdrücke verbindet und ihn sowohl als König wie als Priester bezeichnet. Beide Ämter sind in ihrem Wesen nicht verschiedene, genau gegeneinander abgegrenzte Zweige der Amtstätigkeit Christi, sie bezeichnen vielmehr daselbe Werk Christi von einem andern Gesichtspunkt aus betrachtet, so daß beide Bilder wohl ineinander verwoben werden können, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu tun.

Wir gehen hier nicht auf eine ausführliche Entfaltung der Gedanken dieses Psalms ein, beschränken uns vielmehr darauf, zwei Begriffe herauszuheben und ein kurzes Wort Luthers dazu herzusetzen.

Im zweiten Verse wird zu dem gemeinsamen Könige gesagt: Herrsche unter deinen Feinden. Es wird damit der Gedanke des ersten Verses näher bestimmt: bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Die Regierung vollzieht sich unter dem beständigen Widerstand von Feinden. Diese Feinde sind nicht allein, ja nicht einmal vornehmlich äußerlich, sondern vor allen Dingen inwendig im eigenen Herzen.

„Hier zeigt er, was für Gewalt und Kraft dieses Königs Zepter haben soll. . . . Sagt nicht allein (wie droben im ersten Vers), daß er Feinde haben soll, dadurch sein Reich von außen als durch Fremde angefochten werde, sondern auch inwendig und unter denen, da sein Reich geht, sollen Feinde sein, die sich wider ihn setzen werden. Hilf Gott, was will das für ein Regiment werden? Welcher Herr oder Fürst könnte also regieren in seinem Reich oder Fürstentum, da ihm nicht allein Fremde und Nachbarn, sondern auch seine Bürger und Untertanen sollten feind sein, und er sich zu keinem anders versehen dürfte denn aller Untreu und Bosheit? Nun lautet es hier nicht anders denn also, daß dieser König herrschen und regieren soll, nicht außerhalb noch neben, sondern „mitten unter seinen Feinden“, also daß er mit Feinden umringt und mitten im Ringe alles voller Feinde sein soll, und setzt kein ander Zeichen, wo Christus regieren

und wo man seine Kirche finden soll, denn unter Feinden. . . . Es ist noch das geringste Leiden, welches der Teufel durch die Welt auf uns treibt, so die Christenheit äußerlich und mit leiblichen Waffen angreift, als Schwert, Kerker, Beraubung Guts und Leibes dazu. Aber das ist viel schwerer, so er selbst inwendig treibt, da er die Herzen angreift, martert und plagt mit seinen vergifteten feurigen Pfeilen, das ist mit Schrecken und Angst der Sünde und Gottes Zorns, da er dem Menschen, der da sonst blöde und furchtsam ist, ein Trunklein schenkt, nicht von bitterem Wermut und Galle, sondern das da heißt Hölleangst, und in ein Bad führt, da er liegt wie in einem glühenden Ofen, daß ihm das Herz zerschmelzen möchte; wie er Christo selbst tat im Garten, daß er des mußte mildiglich Blut schmecken. Das ist erst das rechte Leiden, welches alle Marter und Leiden übertrifft, da ihm die Christen müssen herhalten und durch die Spieße laufen; wie St. Paulus klagt, daß er täglich sterbe und eitel Tötung an seinem Leibe fühle, daß ein solcher sollte lieber alle leibliche Marter und Töde leiden. . . . Aber hiegegen wird allhier auch der Trost und die Hilfe uns gezeigt und gegeben, nämlich, daß wir sollen glauben und gewiß sein, ob wir wohl müssen leiden und uns kragen, beißen und stechen lassen, beide auswendig und inwendig, daß dieser unser König soll herrschen und die Oberhand behalten über und wider alle diese Feinde, Teufel, Sünde, Tod, Welt, so nicht vornehmlich unsre, sondern seine Feinde sind, und um seinetwillen uns plagen; und also herrschen und siegen soll, daß er in seinen Christen, ob sie gleich sich aufs höchste geängstet und schwach und unter Tod und Hölle liegend fühlen, dennoch will gewaltig sein durch seinen Trost, Kraft und Sieg, Freude und Leben wider des Teufels Schrecken, Sünde, Angst und Todesnot, und sie in solchem Kampfe sollen überwinden und obliegen durch Glauben und Trost dieses Wortes, daß er ist Herr und Herrscher auch mitten unter seinen Feinden: also daß sie die Sünde, so sie erschreckt und ängstet, nicht soll verdammen, und der Tod keine Macht an ihnen haben; sondern in diesem Herrn sollen Vergebung der Sünden und Erlösung vom Tod, das ist ewige Gerechtigkeit, Leben und Freude haben. Denn dazu hat er dieses Zepeter (das Wort des Evangelii) gegeben und ausgesandt, und erhält es auch, daß er den Christen in ihrem Leiden, Schwachheit, Kampf und Ängsten beistehen und sie schützen und endlich erlösen will.“ (St. L. V, 973. 979. 980.)

In Vers 3 steht mit besonderem Nachdruck der Begriff der Frei-

willigkeit; „williglich opfern“ hat ihn Luther übersezt. Das Volk dieses Königs ist lauter Freiwilligkeit.

Das kann man von keiner anderen Regierung sagen. Jede Regierung tritt von außen an das Volk heran, sei es mit physischer Gewalt, sei es mit auferlegten Gesetzen, sei es mit dem Zwang der Logik, sei es mit dem Interesse des gemeinsamen Vorteils, sei es mit der Begeisterung des Patriotismus. Man mag so weit nach innen in Geist und Gemüt der Untertanen hineingehen, man mag die Motive des Gehorsams noch so sehr verinnerlichen, so weit bringt es keine menschliche Regierung, daß man vom Volk sagen könnte, es sei durch und durch freiwillig in seiner Untertänigkeit. Von dem geweißsagten Könige wird es gesagt und damit angezeigt, daß seine Regierung von wesentlich verschiedener Art ist als alle anderen Regierungen.

Davon redet Luther: „Darum ist dies Wort ‚williglich‘ gesetzt, anzuzeigen die Eigenschaft und Kraft dieses Königreichs gegen allem andern Regiment auf Erden, es heiße des Kaisers oder Mose, weltlich oder geistlich Regiment, da man will die Leute fromm machen mit Gesetzen und Gebot und mit Zwang oder Strafe wider die Ungehorsamen. Wie man denn tun muß im weltlichen Regiment, so äußerlich über Leib und Leben regiert. Denn die Leute sind böse und würden von ihnen selbst nicht gehorsam sein, wo man sie nicht mit Gewalt dazu zwänge und mit Schwert, Galgen und allerlei Strafe in der Furcht hielte, daß sie müssen gehorsam sein, ob sie gleich nicht wollen, und das lassen, das sie sonst gerne täten. Also auch in Mose Gesetz und in dem Regiment, welches nicht allein über den Leib, sondern auch über das Gewissen geht und fordert, wie man soll gegen Gott leben und ihm gehorsam sein, das ist auch also getan, daß es die Leute zwingt und treibt zu Gehorsam mit Dräuen Gottes Zorns und des ewigen Todes und Verdammnis, dazu auch zeitlicher Strafen und Plagen. — Aber das vermag dieser Regimente keines, solche Menschen zu machen, die da von ihnen selbst willig und gehorsam und fromm seien, und ist mit keiner Gewalt noch Macht auf Erden dahin zu bringen. Das mögen sie tun, daß sie eine äußerliche Zucht und Gehorsam erzwingen; wie es denn sein soll und muß, daß ungezogene, grobe Leute also im Zaum gehalten und die Jugend durch mancherlei Gebot und Gesetze gewöhnt und unterwiesen werde, daß sie fein sittig, züchtig und gehorsamlich vor der Welt leben; dazu denn das ganze weltliche Regiment mit seinen Ordnungen, Rechten und Rünsten gerichtet ist. . . . Weil nun von diesem Königreiche Christi gesagt

wird, daß er solch Volk und Leute haben soll, die da willig und gerne gehorsam sind, ist damit genug angezeigt, daß er nicht weltlicher Weise regieren soll, nicht mit Schwert oder leiblicher Gewalt die Leute an sich bringen und in seinem Gehorsam behalten, wie die Könige und Herren auf Erden tun. Daß auch sein Regiment nicht sei Mose oder des Gesetzes Regiment, weil dasselbe, wie gesagt ist, nur mit Furcht göttlichen Zorns und der Strafe die Leute treibt, schreckt und plagt, daß man vor Gott fleucht, und endlich zu verzweifeln dringt und also nichts anders ist, denn wie es St. Paulus 2. Kor. 3, 7 nennt, ein Amt des Todes. — Und Summa, er zeigt, daß dieser König gar auf eine andere Weise regieren müsse und solch Reich anrichten, darin er diese ganze jehige Natur neu oder anders mache und alle den Schaden wiederbringe, darein die menschliche Natur gefallen ist. Denn dieselbe durch denselben Erbfall so gar verderbt ist, daß sie nicht will noch kann Gott gehorsam sein. . . . Und hiermit wird gezeigt, was es für ein Wort und Predigt sein soll, so solche Kraft soll haben, daß die Leute gezogen werden, daß sie williglich herzukommen, welches sonst durch keine Macht und Kraft auf Erden geschehen kann. . . . Dies ist nun die liebliche, fröhliche Predigt des Evangelii Christi, die da verkündigt, was wir von diesem Könige haben: nämlich daß, wie wohl wir in Sünden und unter Gottes Zorn geboren sind und leben, zum ewigen Tod durchs Gesetz verdammt, doch habe sich Gott unser erbarmt und seinen Sohn Christum uns ins Fleisch gesandt, von einer Jungfrau ohne Sünde geboren, und uns denselben geschenkt, dazu daß wir sollen Vergebung der Sünden haben, vom Tod erlöst, ewige Gerechtigkeit und ewiges Leben haben. Alles aus lauter Gnaden und Barmherzigkeit ohne unser Verdienst allein um desselben Christi willen, welcher mit seinem Leiden und Sterben für unsere Sünde bezahlt, den Vater veröhnt, und durch sein Auferstehen den Tod überwunden und in ihm selbst getilgt und solches alles uns zueignet und schenkt. . . . Siehe, durch solche Predigt kommen wir dazu, daß wir sein Volk und solche Leute werden (wie dieser Text sagt), die da williglich Gott gehorsam seien.“ (St. L. V, 988–991.)

Wir müssen abbrechen. Man vertiefe sich in die ganze Auslegung Luthers zu diesem Psalm. St. L. V, 922–1055.

Dieselben Gedanken, die in diesen beiden Psalmstellen dargelegt sind, kehren auch bei den Propheten wieder. Daniel weißsagt: Aber zu der Zeit solcher Königreiche wird Gott vom Himmel ein Königreich aufrichten, das nimmermehr zerstöret wird; und sein König-

reich wird auf kein anderes Volk kommen. Es wird alle Königreiche zermalmen und zerstören: aber es wird ewiglich bleiben (2, 44). Und siehe, es kam einer in des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn bis zu dem Alten und ward vor denselbigen gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, die nicht vergehet, und sein Königreich hat kein Ende (7, 13. 14).

Jesaias behandelt ausführlich den Gedanken von den Feinden des Reichs und von der Mühe und dem Leiden, welches die Gründung und Verwaltung der Regierung dem Könige Christo bereitet. Schon in der bekannten Weihnachtsepistel, da er von dem uns geborenen Kinde und uns gegebenem Sohne sagt: Und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft-Held, Ewigvater, Friedefürst, auf daß seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Stuhl Davids und seinem Königreich, daß er es zuriichte und stärke mit Gericht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth (9, 6. 7) — gebraucht er von dieser Herrschaft den eigentümlichen Ausdruck, daß sie „auf seiner Schulter“ sei. Luther hebt das besonders hervor: „Da rate, wer raten kann oder will, was das sei: das Kind ist ein Herr und hat eine Herrschaft, und seine Herrschaft liegt auf seiner Schulter. Wie will sich das reimem: eine Herrschaft haben und ein Herr darüber sein, und doch die Herrschaft auf der Schulter tragen? ein Herr sein und doch zugleich ein Knecht und Diener sein? Das will ein wunderbarlicher, abenteuerlicher Herr sein, der seine Herrschaft oben auf seinem Halse trägt: der herrscht und regiert über seine Herrschaft, und doch seiner Herrschaft Knecht und Diener ist, seine Herrschaft hebt und trägt.“ (St. L. XIII, 2601.)

Jesaias selber legt es am klarsten aus, was das für Christus bedeutet, daß die ihm übertragene Herrschaft auf seiner Schulter liegt. Das ganze 53. Kapitel zeichnet ein anschauliches Bild davon. Es wird nicht nötig sein, dieses bekannte Kapitel hier ausführlicher zu behandeln.

Wir haben eigentlich kaum mehr als einen Anfang damit gemacht, die Bilder, die die Propheten und Psalmsänger von dem künftigen Könige und seinem Reich in ihren Weissagungen gezeichnet haben, zu betrachten; doch wir müssen abbrechen, um auch noch kurz die Stimme des Jubels zu vernehmen, den die Weissagung bei den Psalmsängern auslöste.

C. Lieder.

Daß die Hoffnung auf den verheißenen König die Herzen mit lebendiger Freude erfüllen und Jauchzen und Frohlocken über die Lippen treiben müsse, das spricht der Prophet Sacharia kräftig aus in den Worten: Du Tochter Zion, freue dich, und du Tochter Jerusalem, jauchze. Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm und reitet auf einem Esel und auf einem jungen Füllen der Eselin (9, 9).

Unter den Psalmen denken wir vielleicht an den 45.: Mein Herz dichtet ein feines Lied: ich will singen von einem Könige. Meine Zunge ist der Griffel eines guten Schreibers. Du bist der Schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen; darum segnet dich Gott ewiglich. — Oder an den 24.: Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr mächtig im Streit. Es ist der Herr Zebaoth, er ist der König der Ehren.

Es ist noch eine ganze Reihe von Psalmen, sieben an der Zahl, Ps. 93–99, die von Christo dem Könige ein Lied im höhern Chor singen. Es ist schwer, eine Auswahl aus den Jubeltönen dieser Psalmen zu treffen. Doch stellen wir folgende Verse kurz zusammen. Der Herr ist König und herrlich geschmückt. Der Herr ist geschmückt und hat ein Reich angefangen, soweit die Welt ist, und zugerichtet, daß es bleiben soll (93, 1). Herr, wie lange sollen die Gottlosen, wie lange sollen die Gottlosen prahlen und so trotziglich reden, und alle Übeltäter sich so rühmen? Herr, sie zer schlagen dein Volk und plagen dein Erbe. . . . Aber der Herr ist mein Schutz, und Gott ist der Hort meiner Zuber sicht. Und er wird ihnen ihr Unrecht vergelten und wird sie um ihre Bosheit vertilgen. Der Herr unser Gott wird sie vertilgen (94, 3. 4. 5. 22. 23). Kommt herzu, laßt uns dem Herrn frohlocken und jauchzen dem Hort unsers Heils. Laßt uns mit Danken vor sein Angesicht kommen und mit Psalmen ihm jauchzen. Denn der Herr ist ein großer Gott und ein großer König über alle Götter. . . . Kommt, laßt uns anbeten und knien und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat, denn er ist unser Gott, und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand (95, 1. 2. 3. 6. 7). Singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn alle Welt. Singet dem Herrn und

lobet seinen Namen, prediget einen Tag am andern sein Heil. Erzählet unter den Heiden seine Ehre, unter allen Völkern seine Wunder. Denn der Herr ist groß und hoch zu loben, wunderbarlich über alle Götter. . . . Sagt unter den Heiden, daß der Herr König sei und habe ein Reich, soweit die Welt ist, bereitet, daß es bleiben soll, und richtet die Völker recht. Himmel freue sich und Erde sei fröhlich, das Meer brause, und was darinnen ist; das Feld sei fröhlich und alles, was darauf ist, und lassjet rühmen alle Bäume im Walde vor dem Herrn, denn er kommt, denn er kommt zu richten das Erdreich. Er wird den Erdboden richten mit Gerechtigkeit und die Völker mit seiner Wahrheit (96, 1–4. 10–13). Der Herr ist König, des freue sich das Erdreich und seien fröhlich die Inseln, so viel ihrer ist (97, 1). Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder. Er sieget mit seiner Rechten und mit seinem heiligen Arm. Der Herr läßt sein Heil verkündigen, vor den Völkern läßt er seine Gerechtigkeit offenbaren. Er gedenket an seine Gnade und Wahrheit dem Hause Israel. Aller Welt Ende sehen das Heil unsers Gottes. Jauchzet dem Herrn alle Welt, singet, rühmet und lobet (98, 1–4). Der Herr ist König, darum toben die Völker; er sitzt auf Cherubim, darum reget sich die Welt. Der Herr ist groß zu Zion und hoch über alle Völker. Man danke deinem großen und wunderbarlichen Namen, der da heilig ist. Im Reich dieses Königs hat man das Recht lieb. Du gibst Frömmigkeit, du schaffest Gericht und Gerechtigkeit in Jakob. . . . Erhebet den Herrn, unsern Gott, und betet an zu seinem heiligen Berge. Denn der Herr unser Gott ist heilig (99, 1–4. 9).

So jubelte Israel, dessen Erlöserkönig noch nicht erschienen war. Wollen wir durch die gegenwärtige Notlage uns entmutigen lassen, als ob das Reich unsers Herrn bedroht sei? Wir haben doch nicht nur andeutende Weissagungen von einem König, der kommen soll, wir haben die Geschichte dieses Königs, wie er mit starker Hand und ausgerecktem Arm sein Reich wieder erobert, aus der Tyrannei des Feindes erlöst und durch sein Evangelium neu gegründet hat. Wir haben die nahezu zweitausendjährige Geschichte seines Reichs, wie er es wider alles Stürmen der Feinde sicher geleitet und erhalten hat. Die gegenwärtige Bedrängnis ist nicht nur kein Hindernis für das Reich unsers Königs, sie ist vielmehr ein Stück desselben, eine Maßregel, die er zu unserm Besten vorgenommen hat. M.

(Schluß folgt.)

Die Proklamation unserer deutschländischen Brüder gegenüber den Hitlerischen Kirchenplänen.

In bewegter Zeit bezeugt hiermit die **Evangelisch-Lutherische Freikirche** in Sachsen und anderen Staaten in Einmütigkeit ihrer Gemeinden und Pastoren in ganz Deutschland ihre kirchliche Glaubensstellung im Verhältnis zu Staat und Volk, die sie mit Wort und Tat von jeher eingenommen hat, heute einnimmt und mit Gottes Hilfe auch künftig einnehmen wird:

1. Die wahre christliche Kirche als die Gemeinde der an Christum Gläubigen wird allein durch das Wort Gottes, durch die in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments geschehene Offenbarung des lebendigen Gottes in Christo, erzeugt, regiert und gestaltet, also nicht durch das menschliche Ich, nicht durch ein Volk, nicht durch eine Gemeinschaft der Völker, auch nicht durch Ideen der Vernunft oder irgendwelche menschliche Autoritäten. (Joh. 10, 4. 5. 27; Jak. 1, 18; 1. Petr. 1, 23–25.)

2. Die wahre christliche Kirche hat und verkündigt den in Tod und Gericht verlorenen Menschen die Erlösung, die durch den stellvertretenden Sühnetod des Sohnes Gottes geschehen und durch seine Auferstehung offenbart und versiegelt worden ist. Alle, die zum Glauben an dieses Evangelium kommen, sind Glieder der Kirche und Bürger des Reichs Gottes und haben als solche um Christi willen Freiheit von Schuld und Gericht, Gewißheit eines gnädigen Gottes; daraus fließt ein neues Leben in der Liebe zu Gott und den Menschen und der Glaubenskampf gegen alle Mächte des Bösen. Endlich gehen sie durch den Tod hindurch in die Herrlichkeit des ewigen, himmlischen Reichs.

Alle, die nicht glauben, sondern die wahre Gottheit Christi, die Kraft seines stellvertretenden Leidens und Sterbens für uns und seine wahrhaftige Auferstehung am dritten Tage leugnen und verwerfen, gehören nicht zur christlichen Kirche. (Röm. 3, 23–26; Joh. 10, 26–28; Röm. 8, 31. 32; Gal. 5, 4.)

Die christliche Kirche hat also nicht einem Volk oder dem Völkerbund oder der Gemeinschaft der Kulturvölker „die Seele zu geben“, sie hat sie nicht zu beherrschen oder zu verchristlichen und zu verkirch-

lichen. Das Reich Christi darf nie zu einem Reich von dieser Welt gemacht werden. Darum werden von uns die Ideen und Gebilde eines „heiligen“ römischen Kirchen- oder Weltreichs, eines freimaurerischen oder liberal-religiösen Weltkulturreichs, einer schwärmerischen und jüdischen tausendjährigen Weltherrschaft mit besonderem Ernst als grundstürzende Verfälschung der biblischen Wahrheit stets verworfen und bekämpft. (Joh. 18, 36; Röm. 14, 17; Kol. 3, 1-4.)

3. Die wahre christliche Kirche bekennet Gott auch als den Schöpfer und Erhalter des natürlichen Menschenlebens. Damit bekennet sie auch die zur Erhaltung des Menschen- und Völkerlebens in dieser Weltzeit gegebenen Gottesordnungen: Amt der Obrigkeit mit dem Recht, das Schwert zu gebrauchen zur Strafe der Übeltäter und zum Schutz des Landes; Ehe und Familie; Arbeit und Eigentum. Die christliche Kirche steht deshalb im Kampf gegen alle Mächte, die das natürliche Menschenleben in seinen organischen Ordnungen zersetzen und zerstören wollen, also auch gegen alle Arten des Bolschewismus, gegen Marxismus und Pazifismus, gegen Frauenemanzipation und Klassenkampf, auch und besonders, wenn diese Mächte, wie so oft, in religiöser Einkleidung auftreten. Ebenso ernst bekämpft sie aber auch alle Menschenvergötterung.

Indem die christliche Kirche diese Stellung einnimmt, leistet sie jedem rechten Staatswesen unschätzbare Dienste zu seiner Erhaltung und Ordnung. (Röm. 13, 1-7; 1. Petr. 2, 13-17; Eph. 5, 22 — 6, 4; 2. Thess. 3, 10-12; Eph. 4, 28.)

4. Die christliche Kirche hat den göttlichen Auftrag, das Evangelium von Christo auch in Predigt und Unterricht öffentlich und sonderlich für ihre Glieder und für die ganze Welt zu bekennen. Ihre Glieder sollen sich darum auch, dem Willen Gottes gemäß, in selbständigen — örtlichen Gemeinden um Gottes Wort und Sakrament sammeln und das von Gott geordnete Predigtamt bei sich aufrichten. Auch die Verantwortung für die Ausbildung der zukünftigen Diener am Wort liegt bei der Kirche, ebenso die Ausübung der von Gott gebotenen Kirchenzucht. (1. Petr. 2, 9; Apostelgesch. 14, 23; 20, 28; Tit. 1, 5-7; 1. Tim. 3, 1-10; 2. Tim. 2, 2; Matth. 18, 15-20.)

5. Eine wahre sichtbare Kirche und Gemeinde muß eine rechte **Bekennniskirche** sein, d. h. sie muß die Lehre des Wortes Gottes in **Einmütigkeit** als **göttliche Wahrheit** bekennen.

Deshalb richtet sich unsere Evang.-Luth. Freikirche in Lehre und Leben ausschließlich nach dem irrumslosen Wort Gottes, der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, und bekennet sich zu den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche, weil sie erkannt hat, daß die darin bezeugten Lehren nicht dem Wechsel der Zeiten unterworfenen Menschenmeinungen sind, sondern die reine und unverfälschte Darlegung des ewig gültigen göttlichen Wortes. Sie muß darum auch alle falsche, dem Worte Gottes und den Bekenntnissen widersprechende Lehre ablehnen und bekämpfen und kann mit Kirchen, die solche Lehre dulden und verbreiten, keine kirchliche Gemeinschaft aufrichten oder pflegen.

Kirchen, welche dem Worte Gottes widersprechende Lehren dulden oder einander ausschließende Bekenntnisse als gleichberechtigt umfassen wollen, leisten der Meinung Vorschub, als sei das Evangelium nicht die allein gültige göttliche Wahrheit, und hindern dadurch seine Wirkung, zerstören auch den Wahrheitsinn unter den Menschen und verhelfen schließlich immer dem Unglauben und der falschen Lehre zum Sieg.

Die für jede rechte äußere Kirche notwendige Einigkeit in der Lehre des Wortes Gottes läßt sich nicht ersetzen durch formelle Erklärungen, daß der Bekenntnisstand unverändert bleibe, auch nicht durch einheitliche bischöfliche Machtorganisationen oder durch gemeinsame zentralisierte Arbeit. Sie kann auch nicht durch äußere Zwangsmittel oder menschliche Bemühungen hergestellt werden. Sie kann nur in Freiheit des Gewissens und Glaubens vom Geist Gottes durch das Evangelium geschaffen und erhalten werden.

Obwohl wir die von Gott gewollte Einigkeit der Kirche im Glauben und in der Wahrheit von ganzem Herzen wünschen und erstreben, so müssen wir doch die Bestrebungen, die darauf abzielen, ohne und auf Kosten der Einigkeit in der Lehre und im Glauben das ganze Volk (Reichskirche) oder die ganze Menschheit (Weltkirchenkonferenzen) zu einer kirchlichen Einheit zusammenzufassen, mit aller Entschiedenheit ablehnen, weil sie dem Wort und Willen des Herrn der Kirche zuwiderlaufen, eine in Wahrheit nicht vorhandene Einigkeit vortäuschen und so die Zeugnis kraft der Kirche schwächen. (Eph. 4, 3-6; 1. Tim. 6, 3-5; Röm. 16, 17; 7. Kor. 1, 10; 2. Kor. 6, 14-17.)

6. Die kirchliche Scheidung von falschgläubigen Kirchen, die uns von Gott geboten ist, und der Kampf gegen falsche Lehre, den wir als Bekenntniskirche führen müssen, hindern, weil sie auf dem Gebiet des Glaubens liegen und von uns mit geistlichen Waffen geführt werden, in keiner Weise, daß wir als Glieder unsers Volks und Bürger unsers Landes die auf natürlichem Gebiet liegende Volksgemeinschaft zur Erhaltung unsers Reiches und Volkes festhalten und pflegen. Wir bekennen uns gerade als Christen zu dieser Volksgemeinschaft und betätigen sie freudig auch mit Volksgenossen, die zu andern Kirchen gehören, ja, auch mit solchen, die nicht christlichen Glaubens sind und etwa keiner Kirche angehören. (Röm. 9, 1–3.)

7. Für die kirchliche Betätigung ihrer so dargelegten Glaubensstellung erwartet unsere Kirche vom Staat Freiheit und Schutz im Rahmen der Staatsordnung. Wir müssen diese Freiheit, wenn es sein muß, auch unter Opfern und Leiden in Anspruch nehmen und betätigen, weil sie von Gottes Wort gefordert ist. (Apostelgesch. 5, 29–32; 4, 18–20.)

Unsere Kirche will nicht Staat im Staate sein, sie nimmt keine äußere Machtstellung für sich in Anspruch, fordert auch keine Geldmittel und keine besonderen Vorrechte vom Staat. Was sie an irdischen Mitteln für ihre Zwecke braucht, erbittet und erwartet sie von ihrem Herrn, der durch sein Evangelium die Herzen der Christen willig macht zum Geben und Opfern. Luk. 22, 24–27; 1. Kor. 9, 1–14; 2. Kor. 8 und 9.)

Unsere Kirche ist sich dessen bewußt, daß sie von Gott den Auftrag hat, ohne Ansehen der Person die Sünden bei hoch und niedrig mit dem Wort zu strafen und allen ohne Unterschied die Gnade Gottes in Christo anzubieten. Dabei hütet sie sich vor Grenzüberschreitungen gegenüber dem Staat und wird sich nicht in die staatlichen und Kulturaufgaben maßgebend einmischen oder sie verkirchlichen. Ihre Pfarrer halten sich wegen ihrer ihnen vom Herrn der Kirche gegebenen geistlichen Aufgabe von öffentlicher politischer Tätigkeit fern und hüten sich vor allem Mißbrauch des Christentums zu politischen Zwecken. (Matth. 22, 21; Luk. 12, 14; 1. Petr. 2, 11. 12; 4, 15.)

8. Unsere Kirche wird, weil sie sich an Gottes Wort und das lutherische Bekenntnis gebunden weiß, dem Staate niemals hindernd

und lähmend in den Weg treten, wo er seine natürlichen Rechte und Pflichten wahrnimmt, nämlich

das Recht zu selbständiger staatlicher Existenz unsers deutschen Volkes und zur Verteidigung dieser Existenz auch mit dem Schwert;

das Recht, sein Leben und seine Kultur gemäß seiner völkischen Eigenart zu gestalten;

das Recht, dem Mißbrauch des Christentums zu politischen Zwecken entgegenzutreten;

das Recht zum Kampf und zur Anwendung staatlicher Mittel gegen alle, die die staatlichen und sittlichen Grundordnungen zersetzen und zerstören;

das Recht, von sich aus in Verantwortung vor Gott alles zu tun, was in seinen Kräften steht, auch das geistige und sittliche Wohl des Volkes zu erhalten und zu fördern.

Unsere Kirche erkennt dankbar an, was der heutige Staat auf diesen Gebieten Gutes schafft und erstrebt, und unsere Kirchenglieder helfen je nach Gabe und Beruf als Staatsbürger und Volksgenossen auf diesen Gebieten mit, das Wohl des Staates und des Volkes zu fördern. (Matth. 22, 21; 1. Tim. 2, 1–3; Tit. 3, 1; Augsburg. Konfession, Art. 16 und 28.)

9. Was die Schule angeht, so halten wir nach Gottes Wort die Errichtung und Erhaltung sogenannter „konfessioneller“ oder „Bekennnis“-Schulen durch den Staat für ein Unding und, bei der jetzigen Lage in Deutschland, dessen Volk konfessionell zerpalten ist und zum großen Teil nicht nur den Kirchen, sondern auch dem Christentum bewußt ablehnend gegenüber steht, für eine Unmöglichkeit. Zieht man die Staatschule als Konfessionschule auf, so wird dadurch nur der wahre Tatbestand verschleiert und weder dem Staate noch den Kirchen ist damit gedient. Aus denselben Gründen lehnen wir auch die sogenannte Simultan- oder Gemeinschaftschule ab. Der Staat muß sich darauf beschränken, nationale Schulen einzurichten, in denen die Kinder ohne Unterschied der Konfession auf der Grundlage der natürlichen Gotteserkenntnis in sittlicher Zucht und Ordnung erzogen werden. Der Religionsunterricht in allen Schulen muß den Kirchen und Religionsgesellschaften überlassen bleiben.

Einer rechten Kirche, die innerhalb ihrer Grenzen bleibt, sollte der Staat mit Rücksicht auf die religiöse Erziehungsaufgabe der Kirche an ihren Kindern die Möglichkeit zur Gründung und Erhaltung eigener *Gemeinde schulen* nicht versagen.

10. Die weithin herrschende Vermischung von Staat und Kirche und die Verquickung ihrer Arbeitsgebiete bringt unfähliches Unheil über die Völker, zumal über unser liebes deutsches Volk, verweltlicht die Kirchen und macht sie unfähig, ihre eigentliche Aufgabe zu erfüllen, verwirrt und zerspaltet den Staat, lenkt ihn von seinen schwereren Aufgaben ab und bereitet ihm unzählige Schwierigkeiten.

Darum fordern wir:

Unpolitische, freie, an Gottes Wort und schriftgemäßes Bekenntnis gebundene Kirchen und Gemeinden, die dem Menschen in Sünden- und Todesnot die einzige, ewige Rettung in Christo bringen!

Einen Staat, der in selbständiger Verantwortung vor Gott in Einigkeit des Volkes und in Kraft des Staats- und Volksleben baut und sichert!

Wir rufen alle Christen aus allen Verwirrungen heraus zur freien Kirche des Wortes Gottes und des Glaubens im freien, einigen und kraftvollen Staat deutscher Art!

Jesus spricht Joh. 8, 31. 32:

„So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen; und die Wahrheit wird euch frei machen.“
(Ev.-Luth. Freikirche.)

Wir sagen von diesem Bekenntnis unserer deutschländischen Brüder: „Das ist ein Klang, der das Herz erfreut, das klingt wie himmlische Zymbeln hell.“ Das ist mehr als Bürger, es ist der Klang von Worms. Gott gebe unsern Brüdern Kraft, dies Bekenntnis unter allem, was kommen mag, wie Ein Mann durchzuführen!
A. B.

Lebensbild St. Pauli.

(Fortsetzung.)

K o r i n t h.

Von Athen wendet sich Paulus weiter westwärts hinüber nach Korinth, der Hauptstadt Achajas. Die Reise geschah wohl im Herbst 52 von Piräus aus per Schiff. Korinth, durch römische Eroberer zerstört und zertreten, war lange Zeit, wohl an hundert Jahre, eine tote, armfellige Stadt. Julius Cäsar jedoch, der die Vorteile ihrer Lage auf der Landbrücke zwischen zwei Meeren — dem ägäischen und dem ionischen — erkannte, ließ sie in neuer Pracht erstehen und besiedelte sie mit römischen Kolonisten. Daher auch in der korinthischen Gemeinde sich nachmals viele Glieder mit römischen Namen finden. Es werden zweifelsohne Nachkommen jener Kolonisten gewesen sein. Auch jüdische Händler fanden hier in Menge einen geeigneten Boden, sich bei dem aufblühenden Handel der mächtig wachsenden Stadt zu bereichern.

Fremder noch als in Athen wird der heilige Apostel sich in Korinth gefühlt haben. Herrschte doch hier ein materieller Lebensgenuß, der in maßlose Schwelgerei auslief, so daß korinthische Säufer und korinthische Tafeln sprichwörtlich waren. Wie es dabei mit der Sittlichkeit stand, kann man daran ersehen, daß, während in Athen auf der Akropolis Minerva, die Göttin der Weisheit, thronte, auf Akrokorinth Venus, die Göttin der Sinnenlust, ihren berücktigten Tempel hatte. Würde man hier die Botschaft von der ewigen Erlösung hören wollen? Diese Erwägungen mögen auf den Apostel eingedrungen sein, als er das herrschende Treiben in der Stadt gewahrte, und erklären seine Worte: „Ich war bei euch mit Schwachheit und mit Furcht und großem Zittern“ (1. Kor. 2, 3). Aber noch etwas anderes war es, das Paulum mit Bangigkeit erfüllte. Eben war in Rom die Ausweisung der Juden durch das Edikt des Kaisers Claudius erfolgt (Act. 18, 2). Es ist auf das höchste wahrscheinlich, und die Äußerung des römischen Schriftstellers Sueton: „er — Claudius — vertrieb die Juden aus Rom, weil sie unter der Anstiftung eines gewissen Chrestos (korrumpierter Name für Christus) dauernd Unruhen erregten“, deutet darauf hin, daß die Veranlassung der Vertreibung Unruhen unter den Juden waren, die mit der Gründung und dem Aufblühen einer christlichen Gemeinde in Rom, und der Predigt von Jesu, dem wahren Messias, zusammenhingen. Kämpfe wie die zu Antiochien in Pisidien und in Thessalonich werden sich auch in Rom abgespielt haben. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß viele jener vertriebenen Juden, unter ihnen auch jüdische Familien, die das Christentum angenommen hatten wie Aquila und Priscilla, nach Korinth kamen. Von hier konnten sie bei eintretender Möglichkeit leicht wieder nach Rom zurückkehren, wie Aquila und Priscilla (später nach vorübergehendem Aufenthalt in Ephesus, vgl. Act. 18, 18. 19) getan haben (Röm. 16, 3. 4). Wir begreifen so das Zagen des Apostels bei seiner Ankunft in Korinth. Er mußte fürchten, daß die Flamme des Hasses gegen Christum und seine Gemeinde, die in Rom gebrannt hatte, durch seine Predigt werde aufs neue

angezündet werden. Er kannte nur zu gut den fanatischen Haß seiner Stammesgenossen, und seine Seele sagte, das größte Weh seines Lebens aufs neue erdulden zu müssen. Und seine Besorgnisse waren nicht grundlos. Die schwersten Stunden auch in Korinth haben ihm nicht Heiden, sondern Juden bereitet, wie er das auch den Thessalonichern andeutet (1. Thess. 2, 14–16).

Daß Aquila, in dessen Hause Paulus Unterkunft und Arbeitsgelegenheit fand, samt seinem Weibe Priscilla schon in Rom auf Christum getauft war, dürfen wir daraus schließen, daß nicht erwähnt ist, sie seien in Korinth getauft worden, während der Apostel das von andern ausdrücklich sagt (1. Kor. 16, 15). Stephana und sein Haus, nicht Aquila und Priscilla waren die Erstlinge der Gemeinde in Achaia. Lukas nennt allerdings den Aquilas einen Juden aus Pontus, um zu erklären, warum er aus Rom auswandern mußte. Aber das beweist nichts gegen sein Christentum. Er blieb ja ein Jude seiner Nationalität nach auch nach der Annahme desselben. Das Haus desselben ward für den Apostel eine Insel im wogenden Meere. Hier erfuhr er näheres über die Vorgänge in Rom, und was er hörte, befestigte ihn in seinem Entschluß, in seinen Verkündigungen sich der äußersten Vorsicht und Zurückhaltung zu befleißigen. Aus den Worten St. Lucä geht hervor (Act. 18, 4. 5), daß seine Reden an den ersten Sabbaten nur mehr vorbereitender Art waren. Sie beschränkten sich wohl darauf, ihnen die Gestalt des Erlösers nach den alttestamentlichen Propheten klar und deutlich vor Augen zu stellen. Mit der Botschaft, daß der gekreuzigte und auferstandene Jesus von Nazareth dieser Erlöser sei, hielt er vorerst noch zurück. Hätte Paulus diese Vorsicht nicht walten lassen, es hätte ihm der fanatische und ablehnende Teil seiner jüdischen Zuhörerschaft gleich am ersten Sabbat jedes fernere Auftreten in der Synagoge unmöglich gemacht. Er begnügte sich also vorerst einmal, den Grund zu legen. Der Inhalt seiner Verkündigung erfuhr aber eine Wandlung, als Silas und Timotheus nach langer Abwesenheit zu ihm nach Korinth kamen. Er vernahm von ihnen, daß die thessalonische Gemeinde feststehe im Herrn (1. Thess. 3, 8). Damit war ihm ein schwerer Sorgenstein von der Seele genommen. Oft hatte er mit Bangen an jene Gemeinde denken müssen, von der er bei Nacht und Nebel hatte davoneilen müssen, und von der ihm bis dahin jegliche Nachricht gefehlt. Ihre Worte waren ihm gleichsam eine Botschaft des Lebens und ein neues Beispiel dafür, daß das Evangelium, Jesus sei der Christ Gottes, nicht sowohl ein Geruch des Todes zum Tode, sondern vornehmlich ein Geruch des Lebens zum Leben sei. Durch den Heiligen Geist gedrungen, bezeugte er nun den Juden, daß Jesus der Messias sei, den die Propheten alle verkündigt haben (Act. 18, 5).

Wie der heilige Apostel vorausgesehen, führte diese Botschaft eine Scheidung unter den Zuhörern herbei. Die einen, die den Worten Pauli schon an den vorausgegangenen Sabbaten ihr Herz geöffnet, begrüßten das Evangelium von Jesu mit Freuden; die andern aber waren darüber, daß ein Gekreuzigter ihr Messias sein sollte, empört und lästerten mit giftigem Hohn und Spott. über sie spricht der Botschafter Christi mit bebender Seele und göttlichem Ernst das erschütternde Wort: „Euer Blut sei über

eurem Haupte“, hoffend, daß dadurch noch diese oder jene widerspenstige Seele zur Befinnung kommen und gerettet werden möchte. Daß er seine Kleider dabei ausschüttelt, ist eine von Christo befohlene Gebärde, die seiner Ankündigung: „Ich gehe von nun an rein zu den Heiden“, Nachdruck verleihen soll (Act. 18, 6). Auch in dieser schweren Stunde wieder bekannte sich der Herr zu seinem treuen Knecht. Als derselbe die Synagoge zu Korinth für immer verließ, war ihm ganz in der Nähe derselben bei dem Proselyten Justus — den viele Ausleger für den nachmaligen Gehilfen Pauli Titus halten — eine gastliche Türe aufgetan, woselbst von nun an die gottesdienflichen Versammlungen stattfanden, wo er auch den Obersten der Synagoge, Krispus, traf, der zum Glauben gekommen war und mit seinem ganzen Hause getauft wurde. Pauli Wort und seine Predigt, die nicht in menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft bestand (1. Kor. 2, 4. 5), war so gesegnet, daß dem Beispiele des angesehenen Krispus bald viele andere Korinther folgten.

Seit er den Haß der Juden durch sein entschiedenes Zeugnis auf sich gelenkt hatte, schwebte das Leben des Apostels in steter Gefahr, und es wäre nur zu begreiflich gewesen, wenn er den Gedanken erzwogen, ob es nicht ratsam wäre, unter solchen Umständen den Boden Korinths zu verlassen. Doch Gott der Herr stärkte ihn durch ein Gesicht in der Nacht und sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht; denn ich bin mit dir und niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden, denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt.“ Daß Paulus nun ein und ein halbes Jahr in Korinth bleiben und eine große Gemeinde sammeln durfte, ist ein sichtbares Gotteswunder. Unsichtbare Heerscharen haben seinen Botschafter wie mit einer Wagenburg umgeben, daß ihm auch nicht ein Haar gekrümmt werden durfte. Auch auf die Hafenstadt Korinths, Kenchrea, dehnte er seine Wirksamkeit aus. Erwähnt er doch Röm. 16, 1 den Namen der ersten Diakonisse, Phöbe, die in der dortigen Gemeinde segensreich tätig war. Wie anderwärts so trieb der Apostel auch in Korinth nebenbei die Teppichweberei. Es wird gewiß nicht an Auerbietungen gefehlt haben, seine geistigen Mühn durch leibliche Gaben zu vergelten, aber in freier Entschließung verzichtet er darauf. Ohne Lohn arbeitend wurde er um so bölliger aller Knecht. Wo alles nach Reichthum und Genuß jagte, blieb er freiwillig arm, legte er sich selbst die Last schwerer Arbeit auf, mit der er seinen Leib fastete.

Underthhalb Jahre hatten die Juden vergeblich auf eine Gelegenheit gewartet, den Apostel aus dem Wege zu räumen, und endlich schien sich ihnen dieselbe zu bieten. Der alte Landvogt wurde von seinem Posten abberufen, und Gallion trat an seine Stelle. Bei diesem hofften sie ein geneigteres Ohr für ihre Anliegen zu finden. Sie rotteten sich zusammen, ergriffen Paulus und führten ihn zu dem Richterstuhl. Ihre Anklage ist aber lahm und mangelt der schlauen Berechnung, die den Juden bei sonstigen Anlässen so geläufig ist. Was sollte der Römer der allgemein gehaltenen Beschuldigung: „Dieser überredet die Leute, Gott zu dienen, dem Gesetz zuwider“, entnehmen? Es war nirgends durch das römische Gesetz verboten, Gott in seiner Weise zu dienen. Ehe darum Paulus sich gegen solche An-

klage verantworten konnte, wies Gallion die ganze Angelegenheit als ein nicht vor seinen Richterstuhl gehörendes jüdisches Religionsgezänk ab. So sahen sich die Juden nicht nur in ihren Erwartungen getäuscht, sondern mußten dazu erleben, daß ihr eigener Hädelsführer, der Oberste der Schule Sosthenes, von den über ihr Vorgehen entrüsteten griechischen Zuschauern schmäählich geschlagen wurde, ohne daß der Prokonsul auch nur einen Versuch machte, solches zu hindern. Seine Verachtung der Judenthüm konnte er nicht deutlicher bekunden.

Das war eine Demütigung für sie und ein Triumph für Paulus, wenn er Lust gehabt hätte zu triumphieren. Allein solch ein Gedanke lag dem demütigen, über die Verstockung seines Volkes schmerzlich betäubten Apostel fern. Er verweilte wohl noch eine geraume Zeit nach diesem Vorfall in Korinth, denn seine Abreise sollte nicht als eine Flucht erscheinen; aber ebensowenig wollte er das Gefühl nähren, als nütze er seine durch Gottes Leitung offenkundig gewordene Überlegenheit aus; darum griff er, sobald es ihm tunlich erschien, zum Wanderstab. Einsam und mit schwerem Herzen war er nach Korinth gekommen, umgeben von einer großen Christenschar, die zusammengeströmt ist, um von ihrem geliebten Lehrer Abschied zu nehmen, verläßt er getrosten Mutes die Stadt. Mit inniger Befriedigung ruht sein Auge auf dieser blühenden Gemeinde. Er war nicht vergeblich hier gewesen. Seine Korinther standen, im Herzen von Griechenland, wie eine leuchtende Schrift Gottes da, die das ganze Land lesen konnte (2. Kor. 3, 2). Gewiß geleiteten viele von ihnen den Apostel bis zu der Hafenstadt Kenchrea, wo das Schiff zur Abfahrt bereit stand. Hier ließ der Apostel sein Haupt bescheren, denn er hatte ein Gelübde getan. Worin dasselbe bestand und wann er es getan hat, ist nicht zu sagen. Zum Zeichen, daß man ein Gelübde auf sich genommen, das Haupt bescheren war eine alte jüdische Sitte. Paulus wollte durch die Beobachtung derselben dartun, daß er trotz des Hasses und der Verfolgung, die er um des Evangeliums willen von seinen Volksgenossen erdulden mußte, doch an seinem Teile den Juden ein Jude bliebe, um, wo es möglich, ihrer etliche zu gewinnen. Dies zu betonen lag ihm gerade jetzt viel daran, da er sein Antlitz gen Jerusalem gewandt, wo er sein Gelübde einlösen wollte.

Von Korinth nach Ephesus, dem nächsten Reiseziel, hatte der Apostel, wenn das Schiff unterwegs an den Inseln des Archipels keine längeren Aufenthalte machte, eine Seefahrt von etwa einer Woche. Nach der Landung begab er sich mit seinen Reisegeossen, dem frommen Ehepaar Aquila und Priscilla, die hier ihren Wohnsitz aufzuschlagen gedachten, ohne Zweifel in das Judenviertel zu ihren Landsleuten. Hier fanden sie in einer Herberge solange Unterkunft, bis Aquila für sich und sein Weib eine dauernde Wohnung gefunden, denn Paulus selbst war ja vorläufig nur auf der Durchreise hier. Das Schiff, das sie hierhergetragen, mag, ehe es nach Syrien weiterfuhr, in Ephesus Ladung gewechselt haben. So hatte der Apostel Zeit, am Sabbat in der Synagoge zu predigen. Seine Worte fanden freudigen Anklang. Von vielen Seiten wurde er gebeten, seinen Aufenthalt in der Stadt zu verlängern. Aber er war entschlossen, weil durch das Gelübde gebunden, zum Osterfest nach Jerusalem zu reisen, und schied

also nach kurzem Weilen, aber mit dem Versprechen: „Will's Gott, so will ich wieder zu euch kommen.“

Haben wir des öfteren schon Gelegenheit gehabt, uns über die Kürze, ja Knappheit der Berichte St. Lucä zu wundern, so setzt uns die Eilfertigkeit, mit der er sich von hier an über den ferneren Verlauf der Heimkehr von der zweiten Missionsreise hinwegsetzt, geradezu in Erstaunen. über die ganze Reise von Ephesus nach Jerusalem und dem Aufenthalt in letzterer Stadt wird uns gesagt: „Und er fuhr weg von Ephesus und kam gen Cäsarea und ging hinauf und grüßte die Gemeinde.“ Von Jerusalem zog er hinauf nach Antiochien und verblieb daselbst geraume Zeit. Gewiß hat er der Urgemeinde der heidenschristlichen Kirche auch diesmal eingehenden Bericht über das, was der Herr durch seinen Dienst an den Heiden getan, erstattet, und sie damit zu freudigem Lobpreis des Herrn erweckt.

Bald aber rüstete sich der unermüdlische Heidenmissionar für seine dritte Missionsreise (Act. 18, 23 — 21, 16). Wiewohl uns Lukas solches nicht ausdrücklich sagt, ist doch bestimmt anzunehmen, daß er auch diesmal nicht ohne Gefährten auszog. Silas, der von nun an nicht mehr in Verbindung mit Paulo genannt, sondern 1. Petr. 5, 12 als ein Mitarbeiter Petri erwähnt wird, hat sich wohl bei der letzten Anwesenheit des Apostels in Jerusalem von ihm verabschiedet und ist dortselbst zurückgeblieben. Dagegen hat ihn wahrscheinlich Timotheus auf der ganzen Reise begleitet. Wird er doch sowohl in der Apostelgeschichte wie in allen aus dieser Zeit stammenden Briefen Pauli ständig als dessen Gehilfe bezeichnet. Von anderen Begleitern, wie Erastus (Act. 19, 22), Gajus, Aristarchus und Titus, die in Ephesus um ihn waren, ist nicht zu bestimmen, ob sie von Antiochien aus die Reise mit ihm angetreten oder erst später zu ihm gestoßen sind.

Den Weg, der er diesmal einschlug, zeichnet St. Lukas mit folgenden wenigen Strichen: „Er durchwanderte nacheinander das galatäische Land und Phrygien und stärkte alle Jünger“ (Act. 18, 23). Welch eine Fülle von Arbeit, Mühe und Beschwerden, aber auch von allerlei geistlichem Segen, wird nicht mit diesen Worten zum Ausdruck gebracht! Der Apostel besucht dieselben Gemeinden, die er auch am Anfange seiner vorigen Reise visitiert hat. Nur geschah es diesmal in umgekehrter Reihenfolge. Er zog von Land zu Land, von Stadt zu Stadt; zunächst durch die Provinz Galatien, dann durch Phrygien. Das war zumal auf der ersten Strecke, wo es in Kilizien durch den schwierigen (südlichen?) Paß des Taurusgebirges hinein nach Lykaonien und dem eigentlichen Galatien ging, ein Wandern unter den größten Entbehrungen, den unglaublichsten Anstrengungen, den fürchterlichsten Fährlichkeiten. über schroffe, schier pfadlose Gebirge hinweg führte seine Bahn, durch abgrundtiefe finstere Schluchten, wildbrausende Bergströme, die weder Brücke noch Steg überspannte, und unheimlich dicke Wälder, wo jeder neue Schritt neue Gefahren von Räubern und wilden Tieren brachte, durch öde Wüstenstrecken, die von den sengenden Strahlen einer morgenländischen Sonne durchglüht des Wanderers Gebein verdorren machen. Des Tages vor Hitze verschmachtend, des Nachts vor Kälte erschauernd. Und doch, wie lieblich sind auf den Bergen die Füße dieses Boten, der den Frieden verkündet, Gutes predigt, Heil verkün-

digit! (Jes. 52, 7). Keine Klage, kein Seufzer der Mutlosigkeit quillt über seine verschmachten Lippen, sondern nur Dank und Lobpreis und der Triumphgesang: „In dem allen überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat“ (Röm. 8, 7). Ströme lebendigen Wassers fließen von seinem Leibe, wenn er mit freudestrahlenden Augen und dem seligen Friedensgruß auf den Lippen in eine Gemeinde einzieht, mitten unter seine Kinder tritt, die er „mit Ängsten geboren“ (Gal. 4, 19). Vergessen sind Strapazen und Entbehrungen. Er weiß nichts als nur die Gnade dessen zu rühmen, dem er sie im unablässigen Gebete anempfohlen, und der sie so wunderbar erhalten, gestärkt und gefördert hat. Mit väterlichem Ernst und mütterlicher Sanftmut tröstet, ermahnt, straft er. Er befestigt sie im Glauben, er fascht an ihre Liebe. Wo er auch einkehrt, da stärkt er die Brüder. Und wenn er nach kurzem Aufenthalt von einer Gemeinde scheidet, dann geleiten ihn die Segenswünsche seiner geistlichen Kinder, und ihre Gebete sind die Leibgarde, die sie ihm mitgeben zum Schutz gegen alle Gefahren seiner ferneren Wallfahrt.

Als er so bei allen Gemeinden die Kunde gemacht, eilt er dem eigentlichen Ziel dieser Reise, der Stadt Ephesus zu, da er sich den dortigen Juden verbindlich gemacht hatte, bald wieder zu ihnen zurückzukehren.

Ephesus, an der Meeresküste des alten Ikonien gelegen, war die Hauptstadt der römischen Provinz Asia und eine bedeutende Hafenstadt. Die Perle und der Ruhm dieser Stadt war der Dianatempel. Schon der erste, durch Herostrotus (356 v. Chr.) in Asche gelegte war ein Prachtbau gewesen. Aus seiner Asche aber erhob sich ein neuer, der den vorigen unendlich übertraf. Alle Griechen Kleinasiens betrachteten es als Ehrensache, zum Wiederaufbau desselben beizusteuern, und ihre Frauen wetterten, zu seiner inneren Ausschmückung ihre Geschmeide herzugeben. Es gab zu der Zeit in der ganzen Welt kaum einen Bau, der diesem Tempel an Größe und Pracht gleichkam. Seine Länge betrug 425, seine Breite 220 Fuß. Die Decke wurde von 127 sechzig Fuß hohen, mit plastischen Bildwerken geschmückten Säulen getragen. Die künstlerische Schönheit dieser Säulen, von denen die einzig vollkommen erhaltenen im britischen Museum zu London untergebracht ist, erregt noch heute in der Künstlerwelt ungeteilte Bewunderung. Mit Ehrfurcht nannte man diesen Tempel unter den sieben Wunderwerken der alten Welt. Jeder heidnische Fremdling, der nach Ephesus kam, sah es für seine vornehmste Pflicht an, zunächst diesem Heiligtum seinen Besuch abzustatten und seine Guldigungsgabe der berühmten Diana (Act. 19, 35), deren Bild angeblich vom Himmel herniedergefallen, zu Füßen zu legen und beim Scheiden von der heiligen Stätte, um sich die dauernde Gunst dieser Himmelskönigin und ihren ständigen Schutz zu sichern, ein Andenken mitzunehmen, welches stets an ihren Dienst erinnern sollte. Diese Andenken bestanden in Miniaturnachbildungen des Tempels (Act. 19, 24) und waren je nach dem Preise aus Gold oder Silber gefertigt. Es wurde damit ein schwunghafter Handel getrieben, der den Verfertignern sowohl als den Händlern einen großen Gewinn einwarf. Ephesus rühmte sich, daß der Göttin Diana (Artemis) der ganze Weltkreis zu Füßen liege (Act. 19, 27). Selbst das kaiserliche Rom brachte ihr Opfer und Guld-

gungen dar. In Ephesus selber war darum auch alles Sinnen, Trachten und Tun von dem Dianadienst beherrscht. Und dieser Dienst war ein an den phönizischen Astartedienst gemahnender Greuldienst, wie er kaum anderswo in der Welt schändlicher im Schwange ging. Das Bildnis der Diana war eine Kolossalstatue, deren Leib mit vielen Brüsten, als Symbol der Göttin der Quellen und Ernährerin alles Lebenden Wesens, bedeckt war. Die Krone, der Gürtel und das Kleid der Göttin war mit allerlei mythischen Zeichen bedeckt, zu deren Entzifferung viele Bände geschrieben wurden, und deren Gebrauch man Zauberkraft beilegte. Diese Zauberbücher waren unter dem Titel *Ephesia grammata* in der ganzen Welt berühmt (Act. 19, 18. 19). Ein Heer von Gauklern, Zauberern und Wahrsagern hatte hier sein Wesen und machte glänzende Geschäfte. Der Apostel selber zeichnet uns ein Bild von dem sittlichen Zustand der heidnischen Epheser, wenn er später an die dortige Gemeinde schreibt: „Wandelt nicht mehr, wie die andern Heiden wandeln, in der Eitelkeit ihres Sinnes, welcher Verstand verfinstert ist, und sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, so in ihnen ist, durch die Blindheit ihres Herzens. Welche ruchlos sind und ergeben sich der Unzucht und treiben allerlei Unreinigkeit samt dem Geiz“ (Eph. 4, 17–19).

Als das Ansehen der Göttin Diana ihren Gipfelpunkt erreicht hatte und ihr Glanz die Heidenwelt erfüllte, ging ein vom langen Marsche ermüdeteter Wanderer, wettergebräunt und staubbedeckt, durch das nördliche, sich nach Sydien öffnende Thor zu der Stadt Ephesus ein. Niemand ahnt, daß dieser schlichte, unscheinbare Fremdling dazu ausersehen ist, die ruhmreiche Göttin nach mehr als tausendjähriger Herrschaft vom Throne zu stürzen und ein Licht anzuzünden, vor dem ihr Glanz für immer erbleichen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchengeschichtliche Notizen.

Melvin Grove Kyle, D. D., LL. D. — On May 23 the well known editor-in-chief of the "Bibliotheca Sacra" passed away. He entered the ministry of the United Presbyterian Church in 1886, and was soon made a member, and later the president, of the board of foreign missions. In visiting the mission work of the Church in Egypt he became interested in archeology. He trained as an Egyptologist, working both in text and objects, and men like Naville, Maspero, Sayce, Petrie, and Max Mueller were among his friends. At the close of the war he turned his attention to Palestine, excavating at Sodom and Gomorrah and especially at Kiriath Sepher. He was a much sought lecturer on archeology, and a writer for current journals. Since 1921 he was the directing spirit of the "Bibliotheca Sacra". —

Although always kept very busy, he never allowed himself to lag behind in his work. The "Bibliotheca Sacra" pays him this fine tribute: "Dr. Kyle was always forehanded with his work. He had the articles selected and the editorials written for the July issue weeks before his last illness." M.

* * *

† **Landesbischof D. Ludwig Ihmels.** † — Am 16. Juni brachte die A. G. L. K. folgende von Landesbischof D. Marahrens unterzeichnete Todesnachricht: „Gottes unerforschlicher Ratschluß hat unsern ersten Vorsitzenden, den Landesbischof D. Ihmels, am 7. Juni in fast vollendetem 75. Lebensjahr am Vorabend der von ihm zu ihrer Pfingsttagung eingeladenen Engeren Konferenz aus unserer Mitte abgerufen. Weit über die Grenzen deutschen Landes hinaus hat dieser von Gott geweihte Mann das hohe Gut deutscher Reformation in Treue unbeirrt gepflegt. Das Evangelium von der Gnade Gottes in Jesu Christo war Kraft und Freiheit seines Wirkens. Aus übervollem Herzen danken wir Gott für den reichen Segen, welchen das Lutherische Einigungswerk und wir alle durch diesen geistesmächtigen Führer des Lutheriums, seinen treuen Diener, empfangen haben. Uns, die wir mit ihm arbeiten durften, und nun in seine Nachfolge treten sollen, liegt ein schwere Verantwortung auf. Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, wolle uns in seiner Barmherzigkeit helfen. 2. Kor. 1, 3 ff.“

D. Ihmels, der für den 1. Juli seinen Rücktritt von seinem kirchlichen Führeramt angekündigt, sich dann aber auf die Bitte des Landeskonfistoriums hatte bestimmen lassen, sein Amt weiterzuführen, bis eine klarere Übersicht über die Auswirkung der kirchlichen Verfassungsreform möglich sei, war der Welt im großen besonders dadurch bekannt geworden, daß er 1923 dem ersten Lutherischen Weltkonvent präsiidierte und darauf dem Engeren Ausschuß zur Fortführung der vom Weltkonvent sich gestellten Aufgabe angehörte. — Geboren war D. Ihmels am 29. Juni 1858 in Ostfriesland. Er studierte auf dem Gymnasium in Aurich und den Universitäten zu Göttingen, Berlin, Leipzig und Erlangen. Er war zunächst Pfarrer in seiner ostfriesischen Heimat, darauf Studiendirektor am hannoverschen Predigerseminar, Kloster Loccum. Seit 1898 war er ordentlicher Professor für systematische Theologie in Erlangen und seit 1902 in Leipzig. 1922 wählte ihn die Landesynode der neu verfaßten sächsischen Landeskirche zu ihrem ersten Landesbischof.

In aller Erinnerung wird noch sein die D. Ihmels zu seinem 70. Geburtstag gewidmete von 24 Freunden und Schülern verfaßte, von D. Zelle redigierte Festschrift: „Das Erbe Martin Luthers und die gegenwärtige theologische Forschung.“ M.

Büchertisch.

What Is Christianity? And Other Essays. By the Rev. Prof. F. Pieper, D. D., late professor of dogmatics, Concordia Seminary, St. Louis, Mo. Presented in English by John Theodore Mueller, Th. D., professor of systematic theology, Concordia Seminary, St. Louis, Mo. VIII and 290 pages, 5×7½. Cloth, with gold title stamping on front and backbone. Price, \$1.75. Free with each order: a copy of Dr. Graebner's "Biographical Sketch of Dr. Pieper" — as long as the supply of the "Sketch" lasts. — Concordia Publishing House, St. Louis.

This volume contains the following six essays, three of which were delivered before the Southern Illinois District of the Missouri Synod, while the remaining three were read to the General Convention of that church body: *What is Christianity?* (1902). *The Christian World-view* (1923). *The Reconciliation of Man with God* (1916). *The Laymen's Movement in the Light of God's Word* (1913). *The Holy Bible* (1921). *The Open Heaven* (1929). While each title represents an independent essay, complete in itself, yet the group of six in its entirety may well be considered as a statement of faith and a summary of the message of him whom the translator in the foreword calls the "spokesman of orthodox Lutheranism represented in the United States, South America, Canada, Australia, and Europe."

Some of the topics were suggested by special occasions. The first essay, on the nature and essence of Christianity, was a reply to Prof. A. Harnack's devastating monograph by the same name. — When in the early years of this century a lay-movement was begun in our synods and the impetuosity of some of its promoters threatened to push aside the regular public ministry, instituted by Christ, Dr. Pieper met the situation by turning the Scripture light on the movement. — The last essay of the collection was also the last essay prepared by Dr. Pieper in his long career for reading to the General Assembly of his church, when his advancing years made him sense his approaching end and suggested the theme of joyful hope.

Dr. Pieper composed his essays in idiomatic German. The present volume contains them in English, but rarely is the reader made aware that he is holding a translation in his hand. M.

Statistical Year-Book of the Ev. Luth Synod of Missouri, Ohio, a. O. St. for the year 1932. 179 pages, 5½×8½. Paper covers. Price, \$1.00. — Concordia Publishing House.

This well known publication accurately reflects conditions of the synod which publishes it. We draw attention to only one item. On p. 13 the number of candidates of theology that were installed during

1932 is given as 45, while in 1931 they had totaled 159; teacher candidates placed in 1932 were 20, as compared with 61 of the previous year. M.

The Education of My Children. By A. C. Stelhorn. Tract No. 121. 7 pages. Price, 5c; per dozen, 15c; per hundred, 75c. — Concordia Publishing House.

This little tract reminds parents that it is at their hands that their children will be required; that the best for their children is true Christianity and eternal life; that the Lutheran parochial school conforms to the educational principles as they underlie a truly Christian home-training. M.

Martin Luther: The Formative Years. Being a Story of the First Thirty-four Years of his Life. By Barend Klaas Kuiper. 298 pages, 5½×8½. Blue cloth binding. Gold title stamping on front and backbone. Price, \$2.00. — Wm. E. Eerdmans Publishing Company, Grand Rapids, Mich.

The author's aims and method in presenting a story of the formative years of Luther's life is set forth by himself in Part I of the book: "The following attempt at a reconstruction of Luther's early life lays no claim to independent scholarship. But it has brought together into one volume the results of the latest investigations, and has built of that material a rather complete story in popular form of Luther's entire development during the first thirty-four years of his life. — Of obscure or mooted points, that version has been given which seemed to have the best authority on its side, or to possess the greatest degree of probability. In most cases authorities have not been cited, evidence has not been exhibited or weighed. To do so would be out of place in a popular story. — I have quoted at length from *The correspondence of Martin Luther* as translated and edited by Professor Preserved Smith, and published by the United Lutheran Publication House of Philadelphia. . . . It is hoped that this feature of the following story, which will enable the readers to hear Luther himself talk, will give them as much pleasure as it gave the author to read the entire Correspondence." (p. 10f.)

What the author is interested in mostly in young Luther's life, he sums up in the following paragraph: "Essentially it (the book) is a story of education and training, of studying and thinking, of spiritual and intellectual struggle, and of a certainty and peace finally won" (p. 11); adding on p. 204: "The key to the understanding of Luther lies in the profundity of his conception of sin."

What was that spiritual struggle? The author graphically describes it: "Luther was filled with the fear of hell. He trembled at

the thought of the torment of hell. At the very core of that fear was the feeling that God was angry with him, and did not love him. But his soul was panting for God as the hart for waterbrooks. The profoundest question way down at the bottom of his heart, and that never ceased torturing him, was: How can I win a gracious God? How can I gain God's favor? What he saw was the terrible frown upon God's angry countenance. What he longed for with all the strength of his sensitive and passionate nature was to see God smile upon him." (p. 103.) And: "Luther almost hates God, and yet his soul aches for the manifestation of his love. — His sin-torn, bleeding heart, almost crushed beneath its load of guilt, cries for mercy. — But the word 'righteousness' thunders in his ear God's wrath and his awful, everlasting punishments. This word hides from him the light of God's love. It shrouds his soul in blackest gloom. It lies like a deadweight of tons upon his chest. It all but crushes the life out of him. It comes within inches of pushing him over the precipice into the abyss of despair" (p. 199 f.).

And the peace finally won? It lay in the Gospel righteousness, as proclaimed by Paul in Rom. 1, 16-17. "With might and main Luther had tried to build up his own righteousness before God through his good works. 'I too,' he told later, 'was of the opinion, nay error of those who, being ignorant of the righteousness of God, strive with all their might to be righteous and good, and seek in their own power to do well so long, till at last they have confidence to stand in the presence of God, as if adorned with virtues and merits.' — But it had become Luther's experience that it was impossible to do this. To the contrary, all his efforts had only increased the unrest of his soul. — Later he testified: . . . 'Although I lived blamelessly as a monk, I felt myself a sinner in the presence of God, disquieted in conscience, and I had no assurance, that through what I had done to satisfy God, I had been reconciled to Him.'" (p. 203f.). "He had failed in his quest." "It was his deep and keen sense of his sinfulness that had driven Luther into the monastery. — It was that same sense of his sinfulness that had urged Luther on to build up his own righteousness through his good works as a monk. — But it was again that self-same sense of his sinfulness, that would never permit Luther to feel satisfied with his good works. — In spite of all his good works he always found deep down in his heart concupiscence, evil desire" (p. 204). "He had failed in his quest utterly and miserably."

Then: "Suddenly Luther sees that the righteousness of God, of which Paul speaks, is not God's punishing righteousness; but the righteousness of Christ, which God gives to him who accepts it in faith. — The burden of Luther's heart rolls away. — His soul is thrilled with a gladness such as he has never known before in his life. . . . At last his tempest-driven soul has found peace. — His sins rise

up before him as mountains. Concupiscence, evil desire, he knows he will never be able to overcome as long as he lives. The battle with sin will be a life-long battle. — Yet he is happy. — For no longer need he look for a ground of confidence there, where it can never be found, because it does not exist, in his own righteousness. — Through faith he will simply trust in the righteousness of Christ. — No longer need he weary himself with hopeless and impossible efforts to win a gracious God. — God is graciously disposed toward him." (p. 207.)

In all the experiences of young Luther the author recognizes and traces "the guiding hand of God and the illuminating influence of His Spirit."

The book has a lesson for the present generation, which the author desires to inculcate. "Now as always there is no hope except in the gospel, which was again discovered by Luther, the gospel of grace and not of works, the gospel of the sinfulness of man and the redeeming power of Christ" (p. 298).

The book is divided into 16 chapters, grouped in the following six parts. I. The Setting. — II. The Student, 1483-1505. — III. The Monk Student, 1505-1508. — IV. The Monk Teacher-Student, 1508-1512. — V. The Monk Professor, 1512-1517. — VI. Perspective.

The publication of the book must be considered as very timely, since at present elaborate preparations are in progress everywhere to observe the 450th anniversary of the birth of Luther. Yet it is by no means ephemeral. It is of lasting value, and no Christian at any time can read it without being greatly benefited spiritually. M.

Of Things Which Soon Must Come to Pass. A Commentary on the Book of Revelation (an enlarged edition of the Patmos Visions). By Philip Mauro, a member of the bar of the United States Supreme Court. XXVIII and 623 pages, 5½×8. Cloth, with gold title stamping on back. Price, \$3.00. — Wm. Eerdmans Publishing Co.

The author's position and manner of procedure have been described in our review of "The Four Horsemen of the Apocalypse" (cf. the April number of this year, p. 160). We need not repeat here. The principle observed by the author in interpreting the message of Revelation is stated by him in these words: "In the preparation of this book I have been guided throughout by the principles, first, that the Apocalypse is written not in common speech, like the other Books of the New Testament, but in sign language; and second, that every sign, symbol, or figure is interpreted somewhere in the Bible. . . . Therefore in the Bible itself the explanation of every symbol is to be sought" (p. 2f.). The method of inter-

preting Scripture by Scripture is the only correct one, yet in the case of Apocalypse interpretation the results obtained even in this way do not, and cannot, rise above the level of private opinion. John received his revelation in visions, in which, moreover, the events were not presented to him in their naked reality, but were clothed in symbolic acts and language. The words taken from the other books of the Bible, if their statements are to serve as a guide to a correct understanding of the Apocalypse, must naturally be direct or in self-explanatory symbols; how else could they illumine unexplained symbols? The expositor of the Book of Revelation is thus confronted with the problem of matching the symbolic language of his book with the direct statements of other Scripture passages, and the danger is ever present that he bring passages together which may seem to be mutually explanatory, but which, nevertheless, are dealing with altogether different subject matters. No absolute certainty is attainable according to the nature of the case.

Are we then to abandon the task of interpreting the Book of Revelation and condemn every attempt made in this direction? The exhortation, Search the Scripture, applies also to the last book of the Bible. The book is called a book of Revelation, not of Concealment (chap. 1, 1). We are certainly not to neglect the book. Yet our study must be in conformity with its main purpose, which is not to satisfy our morbid curiosity regarding the future, but to assure our faith that Jesus retains full control of all events on earth in its economic, political, social, ecclesiastic conditions, no matter how gloomy the outlook; and to forewarn and forearm us against the threatening onslaughts of our (His) enemies. This is the attitude taken by the author. Witness the following statement: "Specially is it to be noted in this connection that all the things that are written therein are closely connected with Jesus Christ Himself as the Redeemer of men and as the *duly invested Owner and Sovereign Lord* of the universe" (p. V). And this particularly in view of the present abnormal times and "social conditions of an altogether anomalous and unprecedented character" (p. I), the book foreshowing: "first, how those evil conditions came to be; and second, in what they will eventuate" (p. III). — Add to this his sound stand over against all liberalistic or modernistic present-day movements, which he condemns with true evangelical insight: "The basic principle of all these, no matter how diverse their form, is *Humanism*, the exaltation of *man* to the place of *God*; whereof the cardinal doctrine is the inherent nobility and goodness of man, his progressiveness, and his sufficiency, by means of his own efforts and devices, to save himself and regenerate the world" (p. 563). — Consider also his sober views concerning an expected universal conversion of Jews: "It appears to be quite modern doctrine that there is to be a special salvation, after the end of the gospel dispensation, for a section of the human family (the natural descendants of Jacob). But whether a modern doctrine or

an ancient one, it is directly contrary to the teaching of the N. T. (and hence to that of the O. T. also) which declares in many passages that the cross of Christ has forever removed the ancient wall of partition between Jew and Gentile, has abolished all national distinctions and has swept away the old covenant and all that was connected with it. The N. T. also declares in the plainest way that the day of salvation *for the whole world* will end with the coming of Christ. Therefore, to preach another chance, whether for all (according to Russellism) or for the Jews only, as a specially privileged class, is subversive of foundation truth" (p. 354).

Mr. Mauro is a lawyer by profession, well trained in the art of strictly logical reasoning; yet his conclusions do not always seem warranted by the premises, according to a strict application of the principles of logic. From the fact that the seven letters are addressed to local congregations he argues: "Every church is a society, a sort of principality or commonwealth distinct from every other, and linked to the others solely through Christ, the Head of all. He recognizes no federation of churches, and of course no sects nor denominations; for each 'church' is complete in itself, and is responsible to no authority on earth but the Word and Spirit of God. There is no person, committee, board, synod, council or convocation, that has jurisdiction from Christ over a group of churches. It clearly appears from Chapters II and III that each 'church' is independent of every other, and that each 'angel' is responsible only for that particular church to which he has been assigned" (p. 80). And on the following page he adduces as evidence that the "angels" of the churches must be considered as heavenly spirits and cannot be men of flesh and blood that "the institution of the now almost universal one-man ministry (the clergyman or pastor of the church) was wholly unknown in New Testament times. The messages could not have been addressed to such, for they did not exist. Each church has its elders, overseers (bishops) and deacons, and also prophets and teachers, but never the one-man 'minister' or 'pastor' as now."

Two chapters of great interest today are the concluding ones, XIV. "Where we now stand", and XV. "The Millennium: What? Where? When?" From the former we quote a few passages which sound the keynote: "The dread of the next war is upon all nations. The horrible character thereof, and the utter havoc it would work, are clearly foreseen. This prospect is the dominant influence that is shaping at this hour the policies of all the leading nations of the world. And yet, every measure they devise in the face of that prospect does but make more certain and more dreadful the very cataclysm they are so anxious to avert (p. 570). What a commentary then upon human nature! what a revelation have we of what human nature really is, in the fact that the greater and more marvellous the achievements of man, the more he has to fear from them! (p. 568.)

We have here a situation such, that the more earnestly and thoroughly the various nations prosecute the only conceivable plan of warding off the threatened catastrophe, the more certain do they thereby make the happening of that catastrophe, and the more horrible its consequences" (p. 567f.).

The chapter on the Millennium is not quite satisfactory. Many of the scenes in chap. 20 may, indeed, transpire beyond "the veil", but they are recorded because of the bearing they have on the course of events on earth, on this side of the veil. Thus Satan is bound "that he should deceive the nations no more"; and the souls of the martyrs live with Christ and "reign" with Him. We cannot escape the conclusion that in some form or other there is an "earthly millennium", and a reconciliation of pre-, post-, and a-millennialism is not to be achieved in the way the author attempts it by transferring the "thousand years" to the "realm of spiritual realities". The "reigning", to mention something specific, is not to be understood of a state of glory enjoyed with Christ, but of an activity performed together with Him, as He solemnly explained it before Pilate, John 18, 37. — The force of the ordinal numerals in "first resurrection" and "second death" is not primarily to denote temporal sequence, but analogy and similarity, as when e. g. John the Baptist is called a second Elias.

Of particular interest today is what the author has to say on the question of the "Jew". We quote a few statements from the foreword. "Therefore we are urgent to press upon the reader's attention the dominating influence in shaping the history of Christendom that has been exerted by the dispersion of the survivors of the Jewish people amongst the nations of the world (p. XI). That cataclysmic event (destruction of Jerusalem) was truly of tremendous moment for all future generations, one for which no parallel can be found in human history. For never before or since has a nation been dispersed throughout the other nations of the world, resisting destruction and amalgamation alike and maintaining for centuries their distinctive characteristics and identity. . . . For the purpose of these introductory comments it suffices to call attention to the fact that there 'went forth' at that time out of Judea and Jerusalem 'into all the world' *two diverse sort of people — converted Jews and unconverted Jews* (p. XIII). This subject is too vast and ramified to admit of more than a passing reference to it here. What is of chief importance for the purpose of this exposition is the fact that from the impact of those two tides of Jewish humanity upon the stagnant and decaying masses of the Gentiles there have eventuated two vast and potent dominions of a spiritual nature, which, though invisible, are most real and active, namely the Kingdom of God and the empire of International Finance. Both are invisible and both are international, and there are other points of resemblance which need not to be noticed here (p. XVf.). The co-existence of these two spiritual empires, their world-wide dominion, their mutual antagonism, their com-

petition for the allegiance of men, and the necessity on their part of making a definite choice between them were clearly indicated by the Lord in a pregnant word of admonition to His disciples: Ye cannot serve God and mammon. — It is noteworthy that the mission and the social influence of each of those spiritual agencies was to be of age-long duration; for, by the word of Christ Himself, the work of His disciples in propagating the Kingdom of God was to continue 'unto the end of the age'; and on the other hand the dispersion of the unbelieving Jews was to last 'until the times of the Gentiles be fulfilled.'" (p. XIVf.)

After a "Foreword" and "Introductory Remarks" the book is divided into the following chapters. I. Outlines and major divisions of the book. — II. The vision of the Son of Man. — III. The letters to the churches of Asia. — IV. The vision of the throne in heaven. — V. The opening of the seals. — VI. The trumpet series. — VII. The mighty angel with the little book. — VIII. The two signs in heaven. — IX. The vision of the two wild beasts. — X. Seven visions of the time of the end. — XI. The seven vials. — XII. Rejoicing in heaven. The marriage of the Lamb. The battle of Armageddon. — XIII. The new heaven and new earth. The Bride. The holy Jerusalem. — XIV. Conclusion — Where we now stand. — XV. The millennium.

"Unto Him that loveth us, and hath washed us from our sins in His own blood, and hath made us kings and priests unto God and His Father: to Him be glory and dominion for ever and ever. Amen." M.

Notable Confessions. A Series of Discourses. By Theodore Walz, Pastor of the Ev. Luth. Church of Our Savior, Cincinnati, Ohio. 119 pags, 5×8. Blue cloth binding. Red title stamping on front and backbone. Price, \$1.00. — Wm. B. Eerdmans Publishing Co.

With a clear understanding of sin and grace the author in simple style presents the following confessions and their lessons for us. Part I. Confessions of Sin: Achan, Josh. 7, 21; David, 2 Sam. 12, 13; Peter, Lc. 5, 8; The Prodigal Son, Lc. 15, 17-19; The Publican, Lc. 18, 13; Judas, Mt. 27, 4; Paul, 1 Tim. 1, 15. — Part II. Confession of Faith: Simeon, Lc. 2, 29-32; Peter, John 6, 68-69; The Thief on the Cross, Lc. 23, 42; Thomas, John 20, 28; Paul, Phil. 1, 21. M.

Interpretation of St. Matthew's Gospel. By Dr. R. C. H. Lenski. 1,161 pages, octavo. Cloth, with gilt stamping on back. Price, \$4.50. — Lutheran Book Concern, Columbus, Ohio.

A little over a year ago we welcomed the first volume of Dr. Lenski's Commentary on the New Testament, the Interpretation of St. John's Gospel, in a lengthy review, pointing out both what appeared to us to be its strength and on the other hand its weaknesses.

Regarding the second instalment, the Interpretation of St. Matthew's Gospel, we have nothing to add to our general remarks, nor anything to revoke; we refer our readers to the April number of this magazine, 1932, pp. 153-158.

We were pleased to note that the term "kingdom" is taken in the sense of an abstract verbal noun denoting action. On p. 92 the definition is found briefly summed up in these words: kingdom "i. e. God's rule and kingship". In the parables and otherwise this definition of kingdom is again and again referred to in parentheses: "see on 3, 2"; or "explained in 3, 2".

Unfortunately the treatment of the parables is in other respects not always in accordance with the principles of sound interpretation. Parables illustrate some phase of God's kingdom by events taken from ordinary life. The point of comparison contains the lesson they are designed to impart. It is essential, then, to set forth the point of comparison. All other material used in the development of the parable stories is merely literary embellishment, and any attempt to establish a direct reference of every detail to the spiritual process illustrated in the parable can serve only to becloud the real meaning. On this score Dr. Lenski is guilty of overdoing. To illustrate. On the parable of the grain of mustard seed (13, 31) he correctly says: "The Kingdom is like a mustard kernel, because like it the rule of Christ's grace among men makes a phenomenal growth from the tiniest beginning" (p. 511). So far so good. But what Dr. Lenski says in continuation is not so good. We quote in part: "The comparison becomes the more striking when we see that this mustard kernel is Christ Himself, for the Kingdom all grows from him as the King. . . . If the mustard kernel is Christ, then the man who planted the kernel cannot be Christ again, as has been thought in connection with John 12, 24. This man is surely the Father, who *gave* his only begotten Son, and *sent* him that the world might be saved, John 3, 16-17. The field (Luke has 'garden') is the world, which is God's because he made it, though sin has filled it with weeds, briars, and stones. Luke seems to intend a more specific sense. Christ was planted in the *world* by being planted in the *garden* of Israel; salvation of the world is 'of the Jews', John 4, 22. By special cultivation God made Israel his garden" (p. 512).

In the exposition of another parable we read (13, 44): "The field undoubtedly means the Scriptures" (p. 526). Besides the fault criticised above the quotation illustrates a further weakness. Dr. Lenski says that this is "undoubtedly" the correct meaning. On another occasion, speaking of the church in 18, 17, he says similarly: ". . . *evidently* the local gathering of believers is meant" (p. 681). That may be the correct interpretation in both cases, but the expositor's say-so is not sufficient evidence. If a word is to be understood in a specific sense, it is the expositor's duty to show that according to the

rules of sane hermeneutics the text demands that very sense, that no other meaning will quite fit either text or context.

Regarding the name Peter in 16, 18, Dr. Lenski correctly says: "In John 1, 42 Jesus promised Simon: Thou shalt be called Cephas, i. e. Peter, the rock-man. Here now Jesus states that by his confession Simon has qualified for that name" (p. 605). But when he adds on the following page: "The feminine term (*πέτρα*) indicates what made Peter a rock", he evidently does not duly consider the fact that Jesus is already speaking of a building operation, that, thus, plainly He is not thinking of the feminine and masculine noun formations according to the category of cause and effect, but is viewing them in the role they play in a building, viz., foundation and building material. Peter's theological thinking was deeply influenced by Jesus' words, and a reflection of the present interview may be seen in I Pet, 2, 3-5.

As might be expected, a brief statement on the doctrine of election is given in connection with 22, 14; but the presentation is not as clear as could be desired. Two definitions are given: "It (election) is the whole sum of God's eternal grace which *produces* and thereby accepts saints clothed in Christ's righteousness as his own for ever in eternal glory" (p. 837). This appears to be the election which the Formula of Concord defines as 'causa, quae nostram salutem . . . procurat, cet.' (Trgl. p. 1064, 8.) Then Dr. Lenski adds: "We may also say, the divine election is that specific part of God's eternal grace which accepts the saints whom he has succeeded in clothing in Christ's righteousness as his own for ever in eternal glory" (p. 837). This is confusing God's election, which took place 'before the foundation of the world' (Eph. 1, 4), with Christ's final judgment over the elect on the last day. Scripture, indeed, bids us rejoice in both facts, our election as well as the coming of judgment day, but it never identifies the two acts of God.

For a correct evaluation of Mt. 22, 1-14, two things dare not be overlooked. In the first place, Matthew clearly tells us that the parable of the wedding garment voices Jesus' reaction to a certain situation, v. 1: Jesus *answered* etc. What was the situation? It is the one vividly depicted in the last verse of the preceding chapter. The Sanhedrists had by this time so thoroughly hardened themselves in their opposition against Jesus that all He might do or say to bring them to repentance merely served to intensify their malicious rage, so that only fear of the people momentarily prevented them from attempting violence. These conditions elicit from Jesus the parable of the wedding garment. Would Jesus not become guilty of casting His pearls before swine if to these scoffers He discoursed on the manner and method of that "Gospel in the superlative", the doctrine of God's gracious election? — The second thing is the conjunction 'for' γάρ: "For many are called ones, but few elected ones" (Dr. Lenski's translation, p. 835). Is 'for' a proper conjunction to intro-

duce a summary? 'For' seems to indicate a different relation between the closing sentence and the parable. If Jesus would "sum up in brief", a 'thus' or some similar connective would be required. By His closing sentence Jesus shows that His personal experience in preaching the Gospel, as He graphically pictures this experience in the parable of the wedding garment, is in line with the experience of the prophets, who constantly warned the people that only a small remnant would be saved in the end. Although the called ones constitute a countless multitude the elected ones are few in number. This is the terrible truth Jesus hurls in the teeth of His opponents. — This peculiar setting of the parable should not have been overlooked.

We have offered these few suggestions in the interest of pure exegesis. We sincerely hope that this great publication may be continued, and that some of the flaws may be eliminated in its future volumes. M.

Verhandlungen der Synode der Evang.-Luth. Freikirche in Sachsen u. a. St. bei ihrer 51. Synodaltagung in Bochum, A. D. 1932. XXXVI und 79 Seiten mit statistischem Anhang. — Verlag des Schriftenvereins, Zwickau.

Die Auflage des Synodalberichts, der auch die Geschäftsverhandlungen enthält, ist durch Vorausbestellungen bereits vergriffen. Neu herausgegeben sind die Lehrverhandlungen als Sonderdruck unter dem Titel: Die Botschaft des Christentums an die Menschen unserer Zeit. (Siehe diese Zeitschrift, Aprilnummer 1933, S. 154. — Der Preis wird jetzt als M. 2.— angegeben.) M.

Unser Reichsbischof. 63 Seiten, 4½x7. Papierumschlag mit dem Bildnis Pastor F. v. Bodelschwinghs. Preis: 30 Pfg. — Schriftenniederlage der Anstalt Bethel.

Dieses Heft erreichte uns, nachdem „Unser Reichsbischof“, Pastor v. Bodelschwingh, bereits wieder von seinem neuen Amt zurückgetreten war. Die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands sind eben heute in einem Zustand größter Bewegung und Erregung, so daß es schwer ist, ein klares Bild zu gewinnen. Was heute als neueste Neuigkeit gemeldet wird, gehört vielleicht morgen schon zur alten Geschichte. Friedrich v. Bodelschwingh, der am 27. Mai von Vertretern der deutschen evangelischen Landeskirchen zum Reichsbischof berufen war, sah sich nach knapp einem Monat genötigt, sein Amt wieder niederzulegen.

Obwohl das Heftchen „Unser Reichsbischof“ stark post festum in unsere Hände kam, haben wir es doch mit Interesse gelesen. Es entwirft ein lebendiges anschauliches Bild von dem Manne, der seit 1910 die von seinem Vater gegründete Anstalt Bethel, bei Bielefeld, leitete und nun einen Monat Reichsbischof war. Drei Einzelabhandlungen werden geboten. Die erste

(S. 3—47) enthält eine kurze Lebensgeschichte und Charakterisierung Pastor v. Bodelschwinghs aus der Feder seines Mitarbeiters in Bethel, W. Trittelbitz. Mitgeteilt werden hier eine typische Anstaltspredigt und eine Erzählung aus dem Anstaltsblatt, dem „Boten von Bethel“. — In der zweiten Abhandlung (S. 48—55) stellt D. W. Brandt den Reichsbischof von Bodelschwingh als Theologen dar. Des Reichsbischofs Definition von Theologie wird in folgenden Worten (aus einer Einführungsrede) mitgeteilt: „Theologie ist keine Geheimwissenschaft und kein müßiges Spiel gelehrter Köpfe, sondern Theologie ist das demütige Fragen nach dem gnädigen und guten Willen Gottes. Theologie ist ein gehorames Lauschen auf die Sprache des Heilandes. Theologie ist ein Durchleuchten der Vergangenheit und Gegenwart mit dem Lichte des Evangeliums“ (S. 51). — Den dritten Teil (S. 55—63) bildet die in kirchlichen und weltlichen Blättern bereits berichtete Pfingstpredigt des Reichsbischofs „Lebendig und frei“, die er in der Berliner Zionskirche über Röm. 8, 2 gehalten hat.

Trotzdem Reichsbischof v. Bodelschwingh nicht lange im Amte bleiben durfte, ist es doch wichtig zum Verständnis der gegenwärtigen Lage und der allgemeinen Stimmung in kirchlichen Kreisen Deutschlands, den Mann näher kennen zu lernen, auf den sich vieler Blicke als geeigneten, vertrauenswürdigen Führer gerichtet hatten.

M.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 30.

Oktober 1933.

No. 4.

Rede zur Eröffnung des Schuljahrs 1933-34 in Thiensville, für die Quartalschrift erweitert.

Ὁ προϊστάμενος ἐν σπουδῇ, Röm. 12, 8.

Wir heißen Sie alle, die Sie heute in diese Anstalt wiederkehren oder neueintreten, herzlich und freudig willkommen. Das Amt, das Sie begehren, ist nun einmal das größte Amt auf Gottes Erde, und bis an den jüngsten Tag bleibt das Wort des Herrn in Geltung: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter; darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende“, Mt. 9, 37. 38.

Aber zugleich müssen wir Ihnen heute auch sagen, daß dies Amt das aller schwierigste und verantwortungsvollste auf Erden ist. Es handelt sich in demselben um das ewige Heil vieler unsterblicher Menschenseelen, die, einst nach dem Bilde Gottes geschaffen, in der Sünde verloren gegangen, durch Christus aber wiedererworben sind und jetzt durch Sie mit dem Wort von Christo wieder zu Ebenbildern Gottes erneuert und ewig selig gemacht werden sollen. Dazu will er jedem von Ihnen eine kleinere oder größere Schar derselben anvertrauen. Die sollen Sie durch diese böse Welt hindurch zum Himmel führen. Er verheißt Ihnen unaussprechlich großen Lohn, so Sie in diesem Amte treu sind, will aber auch deren Blut von Ihren Händen fordern, wenn sie durch Ihre Untreue verloren gehen, Jesek. 3 und 33.

Und an dieser Verantwortlichkeit des Amtes nimmt das theologische Studium als Vorbereitung auf dasselbe in seinem Maße teil. Was Luther in der Vorrede zu seinem Kleinen Katechismus vom Pfarramt sagt: „Darum siehe darauf, Pfarrherr und Prediger, unser Amt ist nun ein ander Ding worden, denn es unter dem

Papst war, es ist nun ernst und heilsam worden“, das gilt in vollem Maße auch vom theologischen Studium. Es ist nun ernst geworden, weil es heilsam geworden ist. Darum muß — ich rede vom sachlichen Muß — vom heutigen Tage an alle etwa bisherige jugendhafte Nachlässigkeit aufhören und derjenige Ernst Sie ergreifen, der sich für die treue Verwendung seiner Studienzeit und für jeden Schritt seines täglichen Wandels ununterbrochen vor Gott verantwortlich weiß.

Auf zweierlei kommt es in der Studienzeit an. Sie sollen jetzt lernen und müssen — ja, müssen — am Ende derselben genau wissen und können, was Sie alles in dem Amt Christi zu tun haben; und Sie müssen hier diejenige Herzensgefinnung gewinnen, die das eigene irdische Wohl verleugnet und bereit ist, sich selbst in der ihr vom Herrn aufgetragenen Arbeit aufzureiben, die Schmach Christi fröhlich auf sich zu nehmen und, wenn er es verlangt, mit ihm auch seelisch und körperlich ans Kreuz geschlagen zu werden.

Zu dieser Doppelausrüstung Ihnen zu dienen, sind wir Lehrer da und von Herzen bereit, unser geringes Teil zu tun; aber alle unsere Mühe um Sie wäre von vornherein aussichtslos, wenn Sie als Schüler uns nicht täglich mit Ihrem festen Wollen entgegenkämen. Wollen Sie in diesem Sinne hier studieren und in dieser Gefinnung sich ausbilden lassen? Wollen Sie das mit allem Ernst?

Ihre Antwort bedarf gründlicher Überlegung. Als unser Herr einst zu seinen Jüngern von den Anforderungen redete, die das Reich Gottes an uns stellt, sagte er ihnen rund heraus: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“ „Also auch ein jeglicher unter euch, der nicht absagt allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein“, (Luk. 14, 26 ff. *)

*) Bei Matthäus drückt der Herr das erstere so aus: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert, Kap. 10, 37. Und schlagen wir Mt. 33, 9 auf, so finden wir, daß Gott dieselben Anforderungen schon an den Stamm Levi, an die Priester als die stehenden Lehrer des alttestamentlichen Volkes stellte. Es heißt dort: „Und zu Levi sprach er: Dein Recht und dein Licht bleibe bei deinem heiligen Mann, den du gesucht hast zu Massa, mit dem du gehadert hast am Haderwasser. Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: Ich sehe sie nicht, und zu seinem Bruder: Ich kenne ihn nicht, und zu seinen Kindern: Ich weiß von keinen, — weil sie deine Rede halten und deinen Bund bewahren, die wer-

Dazu sagt der Herr selbst: „Wer ist aber unter euch, der einen Turm bauen will und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen.“

Tun Sie das, so werden Sie an sich selbst verzagend mit dem Propheten Jeremias antworten wollen: „Ach Herr, ich taue nicht zu predigen; denn ich bin zu jung“ (Jer. 1, 6), oder gar mit Mose: „Herr, sende wen du willst“ — nur mich nicht (Exod. 4, 13). Denn welcher Christ wollte sich solcher Selbstverleugnung alles Irdischen für fähig halten! Trotzdem brauchen Sie nicht zu verzagen. Bei den Menschen ist es unmöglich, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe; aber bei Gott sind alle Dinge möglich“, Mt. 19, 26. Dem jungen Propheten antwortet der Herr: „Sage nicht: Ich bin zu jung; sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dich heiße. Fürchte dich nicht . . ., denn ich bin bei dir und will dich erretten . . ., laß dich nicht abschrecken, denn ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer machen im ganzen Lande wider die Könige, Fürsten, Priester

den Jakob deine Rechte lehren und Israel dein Gesetz; die werden Räucherwerk vor deine Nase legen und Ganzopfer auf deinen Altar.“ — Um diese Stelle recht zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß sie ein Teil des Abschiedssegens Moses über die Hauptstämme Israels und größtenteils in die Form des Gebets gekleidet sind. Wie bei den vorhergehenden Worten über Juda, so redet Mose in diesen Worten über den Stamm Levi Gott an. „Dein“ Recht und Licht, bei „deinem“ heiligen Mann ist Gottes Recht und Licht bei Gottes heiligem Mann. Ebenso ist das „du“ in den folgenden Worten Anrede an Gott. Der Herr hat zu Massa und Meriba (Exod. 17 und Num. 20) den Stamm Levi in seinen Repräsentanten Mose und Aaron versucht und ihn wenn auch mehrfach schwach (vgl. bes. Num. 20, 12) so doch treu erfinden. Und als der Herr es forderte, erwiirgen die von Mose aufgerufenen Söhne des Stammes „ein jeglicher seinen Bruder, Freund und Nächsten“ (nächsten Anverwandten — q'robo) um ihres Bundesbruchs willen. Darum bestätigte der Herr dem Stamme Levi den Dienst am Heiligtum im Hohepriester-, Priester- und niederen Levitenamt, gab den Priestern das öffentliche Opfern und Lehren und dem Hohenpriester das jährlich einmalige große Versöhnungsopfer und das mit dem Amtsschildlein des Ephod verbundene „Licht und Recht“ (Urim und Thummim), von dessen Wesen und Gestalt wir nichts Gewisses wissen, aber doch dies, daß der Herr bei zweifelhaften zukünftigen Staatsaktionen dem Fürsten oder Volk mit Ja und Nein entscheidenden Aufschluß gab. Der Segen Moses über Levi geht dahin, daß die gesamte geistliche Leitung des Volkes dem Stamme Levi verbleiben solle um seiner alles Irdische hintanzehenden Treue willen.

und das Volk im Lande“, Jer. 1. Und zu Mose sagt er: „So gehe nun hin, ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen und was ihr (du und Aaron) tun sollt“, Exod. 4. „Und die Ägypter sollen's inne werden, daß ich der Herr bin“, 7, 5. — Auch der größte aller Apostel des Herrn, Paulus, weiß und bekennt sich für ganz untüchtig zu diesem Amt (2. Kor. 3) als aus sich selbst, weiß sich aber dazu tüchtig durch Gott und bekennt nicht nur von seinen Entbehrungen: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus“, Phil. 4, 13, sondern spricht auch triumphierend von all seinen Leiden: „In dem allen überwinden wir weit um des willen, der uns geliebt hat“, Röm. 8, 36. 37. Und ich erinnere Sie bei diesem Punkt auch an Luther. Der eine schwache Mann stand wie einst Paulus ohne Wehr und Waffen, allein mit dem Evangelium Gottes ausgerüstet, gegen eine ganze Welt von Todfeinden, hat, wie er selbst bekennt, „so manchmal den Tod über dem Evangelium müssen leiden“ (X, 456, 71) und hat obgesiegt mit getrostem und fröhlichem Herzen. — Sie, wir, haben dasselbe Amt, denselben Gott, dieselben Verheißungen und darum auch denselben Trost und dieselbe Kraft, die alle diese Männer Gottes unverzagt und ungebroschen bis an den Tod erhalten hat.

Freilich kommt die Stärke des Willens uns ebensowenig wie die Fülle des Wissens von heute bis auf morgen. Des Heiligen Geistes Werk an und in den Herzen der Menschen ist ja von Anfang bis zu Ende ein übernatürliches; aber es geht trotzdem in den Formen und Gesezen der kreatürlichen Seelentätigkeiten vor sich. Selbst der sündlose Jesusknabe mußte durch Zunehmen wie an Alter so an Weisheit und Gnade die Entwicklung zur vollen Mannesreife durchmachen, Luk. 2, 52. So Samuel, 1. Sam. 26, so jeder Christ, Eph. 4, 13 ff., so insonderheit der „Mann Gottes“, 2. Tim. 3, 16 f. Es fällt auch in der geistlichen Stärke kein Meister vom Himmel; wir werden christlich reif nur durch tägliches Heran- und Hineinwachsen in Christum, Eph. 4, 15. 16. Luther sagt des öfteren, des Christen Stand stehe nicht im Sein, sondern im Werden. Kurz, das Evangelium tut sein Werk in uns ganz in den natürlichen Formen der Erziehung (Luther: Züchtigung), Tit. 2, 12; 2. Tim. 3, 16, die langsam und allmählig, Stück um Stück durch immer wiederholte und vermehrte Anwendung des Worts, durch viel Lernen, Übung und Anfechtung vor sich geht. So gewinnen auch wir als Studenten des Evangeliums alles Wissen und alle zur Ausrichtung des uns

aufgetragenen Amtes nötige Kraft reichlich unter der uner schöp flichen Geduld unsers Heilandes, der versucht ist allenthalben gleichwie wir, wenn auch ohne Sünde, Hebr. 4, 15.

Lassen Sie mich Ihnen zu Ihrem Studium jetzt nur die ganz allgemeine Direktive geben. Ich will sie diesmal aus zwei beson deren Schriftbegriffen nehmen, von denen der eine den „Mann Got tes“ nach einer wesentlichen Seite seiner amtlichen Tätigkeit be schreibt, und der andere deren besonderen Charakter und die unber siegliche Quelle ihrer Kraft aufdeckt.

Der erstere ist von Lukas in Akt. 15 und dann in Hebr. 13 drei mal von denen gebraucht, „die euch das Wort Gottes gesagt haben“, den Luther deshalb an diesen Stellen mit dem deutschen „Lehrer“ richtig übersetzt. Es ist der griechische Begriff *ὁ ἡγούμενος*, vollständig wohl *ὁ ἡγούμενος τοῦ λόγου*, Akt. 14, 12, den wir in genauer Über setzung mit dem deutschen Wort „Führer“ oder „Leiter“ wiedergeben müßten. Er ist eine zusammenfassende Bezeichnung aller derjenigen, die in der Kirche durch göttlichen Beruf das Wort Gottes in irgend welcher Form des öffentlichen Amtes, sei es als Lehrer, Pastoren, Professoren, Visitatoren oder Synodalpräsidenten, führen. Mit dem Wort Gottes nämlich und mit nichts anderem soll und kann die Kirche wirklich „geführt“, richtig geleitet werden.

So sollen Sie alle, meine jungen Freunde, so Gott Gnade zu Ihrem Studium gibt, einmal Führer in der Kirche, einer kleineren oder größeren Schar von Christen, werden. Merken Sie den Begriff wohl: F ü h r e r, L e i t e r, d. h. W e g w e i s e r und V o r a n g e h e r für die Ihnen von Gott anvertraute Christenschar, nicht Gebieter, Befehlshaber, Gewalt herrscher, Päpste. Das hat uns allen der Herr selbst sehr klar und ernst ver sagt. „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch, sondern so jemand will unter euch ge waltig sein, der sei euer Diener; und wer da will der Bornehmste sein, der sei euer Knecht.“ Mt. 20; Mkr. 10; Luk. 22. Und der Grund steht Mt. 23, 3 ff.: „Denn einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder“, vgl. 2. Kor. 1, 24; 1. Pet. 5, 3. — Nein, keine Herrscher, sondern Führer sollen wir in der Kirche sein. Aber eben darum auch keine bloß Geführten, von unsrer Christenschar Mitgeschleppten, nicht Schaukelstuhlhalter, Zeitungsleser, Stillfeger und Nachtraber unsrer Gemeinde, nicht Leute, die das kirchliche Amt für eine Sinecure ansehen, in der man ein bequemes und sorgloses

Leben führen und jeden seinen eigenen Weg gehen lassen könne. — Das Führeramnt bedeutet überall und besonders im Reiche Christi lauter A k t i v i t ä t innerlich und äußerlich. Man kann dabei nicht, wie es einer unserer verstorbenen Präsidcs spöttisch strafend ausdrückte, „des Tags seine gute Ruhe und des Nachts seinen gefunden Schlaf haben“, sondern es ist lauter Sorge und Mühe und unausgesetzte Anspannung von Leib und Seele. Es hat, wie Luther sagt, „viel Mühe und Arbeit, Fahr und Anfechtung, dazu wenig Lohn und Dank in der Welt“.

Ihre Führertätigkeit muß sich vor allem erweisen in den V e r s a m m l u n g e n der Gemeinde, im gemeinschaftlichen Gottesdienst und in den Zusammenkünften des regierenden Teils der Gemeinde. Da will der Herr die Gemeinde als Gemeinschaft, als eine aus Vielen bestehende Einheit, gemeinschaftlich erbaut haben zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes, zur Bruderliebe und zur Vollkommenheit, Eph. 4, 13 ff. — in den Gottesdiensten durch die ö f f e n t l i c h e P r e d i g t, in den Regierversammlungen durch Belehrung und Übung der Glieder in der praktischen Anwendung des öffentlich gepredigten Wortes auf einander.*) Die regelmäßig wiederkehrende öffentliche Predigt ist die Haupttätigkeit des Pastors. Der öffentliche Gottesdienst ist die eigentliche, vom Herrn selbst geordnete Instruktions- und Lehrstunde für die Gemeinde, und darum heißt es Hebr. 10, 23-25: „Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung („Zusammenkunft“), wie etliche pflegen, sondern unter einander vermahnend etc.“

*) Es ist eine sehr allgemeine Klage, daß unsere „Gemeindeversammlungen“ schlecht besucht werden. Das ist wohl oft ein Zeichen der Gleichgültigkeit unsers Volks gegen die Wohlfahrt der Gemeinde und des Reichs Gottes überhaupt; aber man darf doch die Schuld dafür nicht ausschließlich bei dem Volk suchen. Wenn in diesen Versammlungen nichts als äußerliche geschäftliche Dinge verhandelt werden, — was soll dabei eine Menge von vielen Hunderten? Die große Zahl macht die Versammlung nicht klüger oder frömmere, sondern nur schwerfälliger, solange die Teilnehmer nicht der großen Masse nach auch für solche Versammlungen gründlich christlich geschult sind und auch in diesen unter der Zucht des Heiligen Geistes stehen. Das ist ja aber bei uns nicht allgemein der Fall. Gerade unsere großen Gemeinden sind kirchlich ungeschult. Das liegt aber einerseits an der viel zu schnellen Aufnahme und Zulassung neuer Glieder zur Stimmfähigkeit. Pastor, Vorsteher und Gemeinde wollen gern eine große Gemeinde haben, anstatt sich langsam eine tüchtige Gemeinde heranzuziehen; andererseits fällt der privatseelsorgerliche Kontakt des Pastors mit den einzelnen Gliedern

Daraus ist aber auch klar, daß der Pastor auf die Ausarbeitung und das Halten der Predigt den äußersten Fleiß und die größte Sorgfalt verwenden muß, ganz besonders solange er seiner Jugend wegen die Schrift noch nicht gründlich kennt und seines Mangels an Übung wegen der Sprache und der logisch-rhetorischen Technik der Predigt noch nicht ein fertiger Meister geworden ist, 2. Tim. 3, 17. Jeder Führer in der Kirche soll nach dieser Stelle ein geübter Meister in seinem Beruf sein. Das ungenaue, oberflächliche Halbwissen ist nirgends schädlicher als im öffentlichen Predigtamt. Darüber wäre viel zu sagen; aber dies eine muß jedem gesunden Theologen ohne weiteres einleuchten, daß ein öffentlicher Lehrer der Kirche unablässig die Schrift studieren muß, um den Heilsrat bis auf die kleinsten Einzelheiten richtig zu erkennen und einzusehen, daß alles in der Schrift auf Christum hin geschrieben und nichts darin überflüssig ist, Joh. 5, 39 und Akt. 20, 27.

Und jeder Predigttext erfordert besonderes Studium. Seine Worte wollen auf ihren grammatisch-syntaktischen Sinn, auf ihren logischen oder historischen Zusammenhang, auf den eigentlichen Hauptgedanken, auf dessen Teilung, auf den Skopus und die intendierte oder mögliche Anwendung genau angesehen werden. Ebenso ist der *G e f ü h l s t o n* jedes Predigttextes wohl zu studieren, denn er will ja schließlich vom Herzen und nicht bloß vom Verstande erfaßt sein. Die geschichtliche Erzählung in Gen. 1 hat einen andern Ton als Jesai. 1, Nathans Parabel von einem reichen und einem armen Mann, die er David erzählte, erforderte einen andern Vortrag

mit dem Großwerden der Gemeinde ganz unvermeidlich mehr und mehr dahin und damit auch die sorgsame kirchliche Schulung der Masse der Gemeinde. Unter solchen Umständen ist die Kleinheit der Gemeindeversammlung — d. h. die alleinige Beteiligung der noch am Wohl der Kirche Interessierten ein Segen. Eine kleine geschulte und fromme Gemeindeversammlung regiert besser als eine große ungeschulte. — Wozu bei solchen Verhältnissen die häufigen Gemeindeversammlungen? Wenn wir in diesem einen Stück der Tradition folgen, wie wir sie von Walthar überkommen haben, so müssen wir ihr auch in dem andern und eigentlich wertvollen folgen, daß wir unsere regierenden Glieder gründlich in der Lehre und Praxis unsrer Kirche schulen, ehe wir sie zur Stimmfähigkeit zulassen. Den fleißigen Besuch der Kirche müssen wir urgieren, das Sakrament dürfen wir fleißigen Hörern unter Umständen nicht vermehren; aber das Regiment der Kirche darf man nur reifen und bewährten Christen in die Hände geben, wenn sie nicht zu Grunde regiert werden soll.

als die darauf folgende Strafrede mit dem niedererschmetternden, dramatisch dreinfahrenden Anfangswort „Du bist der Mann!“ — wieder einen andern die folgende Absolution, 2. Sam. 12. Der Prediger darf seine Predigt weder herleiern, wie ein Schuljunge seine auswendiggelernte Lektion aussagt, noch darf er sie in die deklamatorische Brunkrede eines Schauspielers ausarten lassen; das eine wie das andere verdirbt die vom Heiligen Geist durch den Text beabsichtigte geistliche Wirkung. Den jedem Text eigenen rednerischen Ton zu treffen, ist ebenso des Predigers Aufgabe wie die klare Darlegung seines logischen Inhalts. Die Einzelheiten dieses Punktes gehören nicht hierher. Nur dies eine sei hier noch betont, daß jede Predigt von Anfang bis zu Ende die Aufmerksamkeit der Zuhörer erregen, die Herzen ergreifen und an der Stange halten muß, wenn sie „tun soll, was Gott gefällt und ihr gelingen soll, dazu er sie sendet“, Jes. 55, 11. Dazu bedarf sie keiner effekthascherischen Künste, sondern neben ihrer rednerischen Klarheit und dem seelischen Ton ihres Textes nur des einen Dinges, daß sie sich nicht jahraus, jahrein in demselben engen Gedankenkreise der Hauptwahrheiten mit denselben Worten bewege, sondern neben dem Alten jedesmal etwas Neues, ein neues Stück göttlicher Lehre bringe. Das fordert der Herr, wenn er Mt. 13, 52 sagt: „Darum ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt.“ Ein solcher Prediger wird den Zuhörern nicht langweilig. Es erfordert aber für jede neue Predigt auch neues Studium.

Neben der öffentlichen Predigt darf der Pastor die *P r i v a t - s e e l s o r g e* nicht versäumen. Derselbe Apostel, der die Ältesten von Ephesus ermahnt: „So habt nun Acht auf . . . die ganze Herde“, sagt in demselben Atem: „. . . und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe drei Jahre, Tag und Nacht einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen“, Akt. 20, 28 und 31. Wehe dem Pastor, der, zu einem Todkranken gerufen, ihn aus Bequemlichkeit allein sterben läßt. Wenn je, so ist der Pastor in der Sterbestunde seines Gemeindegliedes an seinem Bette ihm und seinen Angehörigen nötig. Aber auch am Bett der Kranken überhaupt. Und nicht bloß bei den Kranken und Sterbenden, sondern auch bei jedem geistlich Kranken, zu Irrlehre und Sünden Versuchten, von Schwermut und Verzweiflung Angefochtenen, vom Geist und Strudel der Weltlust Mitfort-

gerissenen. Wir müssen für jede einzelne uns anvertraute Seele Rechenenschaft geben, Hebr. 33; Hebr. 13, 17.

In dem allen: „Sei ein Vorbild den Gläubigen im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Geist, im Glauben, in der Keuschheit, . . . hab acht auf dich selbst und auf die Lehre, beharre in diesen Stücken“, 1. Tim. 4, 12. 16 (Tit. 2, 7), damit du nicht anderen predigest und selbst verwerflich werdest, 1. Kor. 9, 27, damit dein Wandel nicht das Wort in deinem Munde Lügenstrafe und Zunichte mache. — Nein, das Amt eines Führers in der Kirche ist kein *dormi secure*; es ist unablässige Arbeit in Predigen und Studieren, in Seelsorgern und viel Seufzen, Beten, dazu in viel Anfechtung, die ihn versuchen und bewähren soll.

Aber mit der äußerlichen Verrichtung dieser Tätigkeiten ist die Aufgabe des Führers in der Kirche vor Gott nicht gelöst. Seine Aktivität muß aus seinem Inneren, seinem Geist, kommen, wenn sie Gott gefallen soll. Röm. 12, 8 steht ein Wort, das Luther übersetzt hat „Regieret jemand, so sei er sorgfältig“, im Griechischen steht da *ὁ προϊστάμενος ἐν σπουδῇ*; das heißt wörtlich „Ist jemand ein Vorstehender (Führer), so sei er's mit Eifer.“ Eifer ist wie Sorgfalt etwas rein Innerliches, nur schließt er etwas Stärkeres in sich, schier etwas Leidenschaftliches — nur hier geistlich gemeint. Er ist das Gegenteil dessen, das man in der Welt als höchste geistige Vollkommenheit rühmt, der kühlen Objektivität, die das Geschlecht der sogenannten Wissenschaftler für ihre Tätigkeit und Resultate dem christlichen Glauben als etwas rein Subjektivem gegenüber so energisch für sich in Anspruch nimmt. Aber unser Christenglaube hat es nicht bloß und auch nicht hauptsächlich mit toten Tatsachen zu tun, sondern mit einer lebendigen Person, und zwar mit der einen ursprünglichen, ewigen, vollkommenen, absolut reinen, gütigen, heiligen Person, mit der Person Gottes in Jesu von Nazareth, die uns Nichtswürdige mit eigener Todes- und Höllequal aus dem Machen Satans und von der ewigen Verdammnis aus unaussprechlicher Liebe für eine ewige göttliche Herrlichkeit und Gemeinschaft mit ihm errettet hat. Dieser Glaube macht gewisser als die bloß natürliche wissenschaftliche Sinnen- und Instrumentenbeobachtung der sichtbaren Dinge und Vorgänge in der Natur; denn er ist durch die göttliche Kraft des Evangeliums vom Heiligen Geist in uns gewirkt und trägt seine Überzeugungskraft in sich selbst. „Ich weiß, an welchen ich glaube, und bin gewiß, daß er mir kann

meine Beilage bewahren bis an jenen Tag.“ Hier ist kein Zweifel mehr. Das christliche Glauben ist kein Traum und kein Wahn, sondern eine reale Erfahrung der Substanz der erhofften und ein innerliches göttliches Überwiesensein von zwar unsichtbaren, aber realen Tatsachen, Hebr. 11, 1. Dem Gläubigen ist die Person Jesus Christus in all ihrer göttlichen Herrlichkeit und menschlich gewordenen Liebe und Treue so realgegenwärtig wie die ihn umgebende Natur, wie Luft und Licht, in denen er sich bewegt. Er weiß, „Du bist bei mir; dein Stecken und dein Stab, die trösten mich.“

Darum läßt uns der Glaube an Christum nicht kalt wie seine wissenschaftlichen Funde den Gelehrten, sondern macht das Herz warm gegen den, der so groß ist und uns so lieb hat. Es brauchte nicht erst gesagt zu werden „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt“ (1. Joh. 4, 19), wenn wir nicht von Art so stark in diese Welt verhasen wären. Der Glaube bringt als Gottes Werk in uns ganz naturgemäß Hinneigung zu unserm persönlichen Gott und Heiland und Hirten hervor; er gewinnt uns das Herz ab, schafft Selbsthingabe, Aufopferung alles dessen, was wir sind und haben, für ihn und sein Reich, wahren Eifer, ja — wäre es nicht ein hier unpassender Ausdruck — so möchte ich sagen: einen leidenschaftlichen oder gar fanatischen Eifer für Christum in unseren Herzen, solange der Glaube in uns frisch, grün und stark ist.

Da steht der Eifer Pauli vor unseren Augen. Er sagt von allem, das er an seinem Leben aufs höchste schätzte: „Ich achte es alles für Schaden gegen der überschwänglichen Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn . . . und achte es alles für Kot, auf daß ich Christum gewinne“, Phil. 3, 8. Und in Cäsarea, im Hause des Evangelisten Philippus, beteuert er: „Ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben zu Jerusalem um des Namens willen des Herrn Jesu“, Akt. 21, 13. „Ich eifere über euch mit göttlichem Eifer. Denn ich habe euch vertrauet Einem Manne, daß ich eine reine Jungfrau Christo zubrächte“, 2. Kor. 11, 2.

Mit göttlichem Eifer, sagt der Apostel. Also war es bei ihm kein natürlicher, menschlicher Eifer, keine Exzentrizität, wie ungläubige Gelehrte gern sagen, sondern das Feuer des Heiligen Geistes, obwohl sein menschliches Naturell die Form dazu lieferte, kein Rasen, wie der kühle Römer Festus es ansah. Es war ein Eifer von Gott.

Aber gibt es denn einen Eifer in Gott? Ja, die Schrift ist voll davon. „Ich bin ein starker, eifriger Gott“, Exod. 20. Wohin

wir auch die Augen wenden, überall tritt uns der Eifer Gottes entgegen — schon in seinem rastlosen Schaffen in der Schöpfung. Er sitzt nicht im Himmel in einem Großvaterstuhl und sieht der Welt zu, wie sie sich von selber dreht und ungezählte Millionen von Weltkörpern Millionen Meilen in kurzer Zeit im Raum durcheinanderbrausen, ohne einander zu stoßen. Er ist es selbst, der sie alle mit allmächtiger Hand durch- und umeinander wirbelt und dafür sorgt, daß jeder in seiner Bahn wandelt und keiner zurückbleibt von der ganzen großen Zahl. Schau auf die Millionen Menschen auf der Erde, von denen ein jeder ein Herz hat, das alle Sekunden oder öfter auf- und abschlagen muß; und Gott ist es, der es beständig schlagen lassen muß, wenn es leben soll — wie sorgfältig er da bei so vielen Millionen aufpassen und schaffen muß! — Ja, Er lenket ihnen allen das Herz und merkt auf alle ihre Wege. Er ist's, der ihnen Leben und Odem allenthalben gibt. Und denke einen Augenblick an die unzähligen Blätter in den Wäldern und Blumen und Gräslein in den Wiesen, wie frisch sie wachsen, wie schön sie blühen, — denkst du, daß der Gott, der sie schöner kleidet als Salomos Seide, Zeit hat, zu schlafen und zu schlummern? Muß er nicht ohne Aufhören hinter allen seinen großen und kleinen Geschöpfen her sein, daß sie versorgt werden? Welch eine geschäftige Werkstatt ist die Schöpfung unsers Gottes!

Und mehr als das! Gott ist ein eifriger Gott über alles Recht und Unrecht unter den Menschen. Er hat sein heiliges Gesetz am Sinai mit eigenem Munde unter Donnern und Blitzen, unter drohenden Wolken und dem Ton einer starken Posaune gegeben, damit Israel wisse, daß er es ernst meine, wenn er sagte: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missetat an den Kindern bis an das dritte und vierte Glied, und tue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten.“ Oder sind wir Christen schon geistlich so stumpfsinnig geworden, daß wir uns einbilden, Gott habe nichts damit zu tun, daß die Juden, seitdem sie ihren Heiland ans Kreuz geschlagen, aus ihrem Lande vertrieben und bis auf den heutigen Tag unter alle Völker auf Erden zerstreut und unstät und flüchtig auf Erden geworden sind wie seinerzeit Kain? In dem allen läßt sein Zorn nicht ab, und seine Hand ist noch ausgeredt, Jes. 9 und 10. Denn Israel hat seinen Bund verlassen und hat ein härteres Angesicht denn ein Fels und will sich nicht zu seinem Gott bekehren.

Oder wenn heute wie so oft große Unglücksfälle Menschen bei Hunderten und Tausenden dahintraffen, wenn große Völkerkriege Millionen Menschen verschlingen, Hungerstot und schlechte Zeiten über ganze Völker oder Volksschichten kommen, hat Gott gar nichts damit zu tun, oder ist's nicht Er, der die Menschen dahingibt um ihres Abfalls willen, zu tun, das nicht taugt? Ja, wer glaubt es, daß Gott so sehr zürnt, und wer fürchtet sich vor solchem Grimm! Ps. 90. Das ist der eifrige Gott, der hinter seinem Gesetz her ist und seiner Majestät nicht spotten läßt. Noch heute mäht der Tod unbarmherzig alle Menschen dahin und schont nicht Vater und Mutter, nicht Weib noch Kind. Das ist der Eifer Gottes, der ein für allemal gesagt hat: Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben. Der Tod ist der Sünde Sold. Gott ist ein eifriger Gott.

Unterdes ist er — ihm sei Lob und Dank! — noch tausendmal eifriger in seiner Gnade gegen uns Sünder. Noch ehe er Adam und Eva die Todesstrafe ankündigte, verhieß er ihnen seine Gnade in dem künftigen Weibesamen, welcher der Schlange den Kopf zertreten sollte, Gen. 3, 15. Noch ehe Israel ein Volk ward, machte er mit Abraham den Gnadenbund: „Durch dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden“, Gen. 12, 3; 18, 18. Als der Prophet Jesaias den Heiland ankündigen mußte, der da heißt Wunderbar, Rat, Kraft-Geld, Ewig-Vater, Friedefürst, da setzt er hinzu: „Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth“, Jes. 9, 7. — Und sehen wir nun hinein in die Geschichte Israels, welche einen Eifer des Herrn in Zorn und Liebe gewahren wir da auf Schritt und Tritt, seinen in Christo gefaßten Heilsplan trotz aller Opposition Israels und der Völkermwelt ins Werk zu setzen! Er hat sein Volk gezüchtigt wie kein anderes Volk auf Erden und hat es getragen auf Adlersflügeln; er hat es von sich geworfen und doch den Samen sicher erhalten, aus dem sein Heiland kommen sollte; er hat durch unzählige Veranstaltungen in der Heidenwelt dem Evangelium den Weg bereitet, als die Zeit erfüllt war. Wie ein brennend roter Faden zieht sich durch die Weltgeschichte die Geschäftigkeit Gottes, der gesamten Völkermwelt die durch Noach gegebenen Verheißungen zu verwirklichen, daß Saphet wohnen solle in den Hütten Sems.

Und als nun der Herr im Fleisch erschienen war, hieß es da nicht von Jugend auf: „Ich muß doch sein in dem, das meines Vaters ist“? Das Muß der Gottesliebe zu den Sündern, die stark ist wie der Tod, und des Eifers, der fest ist wie die Hölle, jene feu-

rige Blut, die Flamme des Herrn, Hohesl. 8, 6. Wie schwingt der Friedefürst von Jesai. 9 im Tempel zu Jerusalem die Geißel über die Verderber seines Gottesdienstes, daß seine Jünger daran denken müssen, daß von ihm (Ps. 69, 10) geschrieben stehe: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen“! Wie rastlos und unermüdet ist „der stille, liebe, sanfte“ Jesus von Nazareth im ganzen jüdischen Lande umhergegangen und hat das Evangelium vom Reich gepredigt allem Volk! Wie fest hatte er sein Angesicht gegen Jerusalem gerichtet in der Gewißheit des ihm bevorstehenden Kreuzes! Mit welchem heiligem, göttlichem Eifer wies er die wohlgemeinte Abmahnung Petri zurück! Wie die anderen Jünger! „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat? Es muß also geschehen.“ Ja, also hat Gott die Welt geliebt! Und es war doch an diesem Volk als ganzem ganz vergeblich, wie es an der großen Masse der Kinder dieser Welt vergeblich ist. Und wurde er nun kalt und verdroffen und wendete seinem Volk gleichgültig den Rücken? O, er mußte wohl, welcher ein schrecklicher Zorn über dieses sein Volk kommen müsse; er weiß es und sieht's und — weint über sein verlorenes Kind wie ein menschlicher Vater über seinen einzigen, ewig verlorenen Sohn — aus göttlicher Gleichgültigkeit?

Das ist die Herzensgefinnung, von der jeder Christ, vor allem jeder Führer im Reich Christi, etwas in sich haben muß, wenn es des Namens Christi und des Namens eines Führers der Christenheit wert sein soll. Sie steht in unserm Gott, in unserm fleischgemordenen, predigenden, leidenden, sterbenden, weinenden Heiland als zwar unerreichtbares aber stets zu erstrebendes vollkommenes Vorbild vor unseren Augen. „Nicht daß ich's schon ergriffen hätte oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin“, Phil. 3, 12.

O, meine teuren jungen Freunde und alle hier mit uns versammelten älteren Brüder im Amt, wir klagen jetzt so viel über die stumpfe Gleichgültigkeit unserer Christenheit für die Sache ihres und unsers Heilandes. Das ist ja leider berechtigt. Aber charity begins at home. Schelten wir doch nicht auf unser Volk, ohne erst uns selbst zu prüfen und uns ob unserer eigenen Gleichgültigkeit zu schelten. Die Kirche Gottes geht nicht zugrunde an der Feindschaft von draußen oder an der sie umgebenden Verführung der Welt, so lange ihre Führer auf ihrem Posten stehen und von der Liebe Christi brennen. Erst dann ver-

kommt sie innerlich, wenn ihre „Engel“, ihre von Gott gesetzten Führer, bei aller äußerlichen Geschäftigkeit die erste Liebe, den inneren Liebeser Christ, verlassen haben, Off. 2, 4. Solange die Führer nur wirklich führen, und ihren Scharen mit Gottes Wort und Wandel vorangehen, solange wir Hirten unsere Herden reichlich weiden und treu bewachen, kann die Christenheit nicht verkommen, nicht weil unser persönlicher Glaube und Eifer das von uns recht und rein gepredigte Wort erst lebendig und zur Befehrung kräftig machen müßte, sondern weil erst unser Eifer das in sich selbst kräftige Wort überall dort recht und treu in Schwang und *U n w e n d u n g* bringt, wo es nach Gottes gnädigem Willen gepredigt werden soll. Das Evangelium ist Gotteskraft, ist ein Hammer, der Felsen zerschmeißt, ist schärfer denn kein zweischneidig Schwert, ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens; aber diesen Hammer auf den Felsen niederzuschwingen, dies Schwert den Sündern auf die Brust zu setzen, diesen Richter ihnen ins Gewissen zu schieben, kurz, diese Gotteskraft im Wort — diesen elektrischen Strom — an die Menschenseelen anzusetzen — das ist unsere, der kirchlichen Führer, Sache. Wo wir dies kraft des ebenbeschriebenen inneren Eifers tun, da steht es so wohl um die Kirche, wie es unter Gottes Heilsplan möglich ist, da grünt und blüht und steht in vollen Ahren der Garten Gottes. Denn Gottes Wort ist gewaltiger als des Satans groß Macht und viel List, — „mächtig vor Gott, zu zerstören die Befestigungen (Bollwerke Satans), damit wir zerstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebt wider das Erkenntnis Gottes, und nehmen gefangen alle Vernunft (Künste der Vernunft) unter den Gehorsam Christi und sind bereit zu rächen allen Ungehorsam, wenn euer Gehorsam erfüllet ist“, 2. Kor. 10, 4-6.

Daß es uns, den Führern der Kirche, an diesem Eifer fehlt, daß wir Gottes Wort nicht bei allen fleißig in Anwendung bringen, das ist der Schade unserer Kirche. Und wir müssen dafür keine Entschuldigung suchen. Es ist ja etwas Wahres an Henry Drummonds „Natural Law in the Spiritual World.“ Auch die Kirche wird im Lauf der Jahre alt und kalt. Wir sind nun seit Walthers das dritte und vierte Geschlecht. Kampf- und mühelos ist uns das lutherische Evangelium überliefert, das unseren Vätern so viel Gewissensangst, Herzwahl und Trübsal gekostet hat. Wir sehen es als etwas ganz Natürliches an, daß wir es in seiner Reinheit und reicher Fülle haben, und haben uns daran gewöhnt, wie ein in den Reichtum seines Vaters

hineingeborenes Kind sich an den Luxus des Waterhauses gewöhnt. Jedes kommende Geschlecht flaut in der Wertschätzung des Evangeliums, in der Liebe zu Christo, im Eifer für das Evangelium und die Kirche gegen das frühere ab. Das hat seine Ausnahmen, aber die Geschichte bestätigt es als Regel. Aber das entschuldigt uns nicht vor Gott. Das Gesetz vom Altwerden und Kaltwerden und Sterben liegt nicht im Evangelium, sondern in der sündhaften Natur, in der Sünde selbst, in unserm alten Adam. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit! Das Evangelium hat seit seiner vollen Offenbarung, seit Paulus, nichts von seiner Gotteskraft verloren. Es ist ausschließlich unsere Schuld, unsere Herzenshärtigkeit, wenn die erste Liebe in unsern Herzen erkaltet, wenn wir die Welt wieder liebgewinnen. „Ich habe wider dich!“ „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes“, Luk. 9, 62. Ja, „verflucht sei, wer des Herrn Werk lässig tut“, Jer. 48, 10. Darum gilt uns, g e r a d e u n s F ü h r e r n, Lehrern das Wort des Herrn: „Gedenke, wovon du gefallen bist und tue Buße und tu die ersten Werke.“ Off. 2, 5.

Dann brauchen wir auch jetzt nicht zu verzagen. Der Liebes-eifer Gottes und unsers Heilandes Jesu Christi ist nicht nur unser Vorbild, sondern gerade in seiner geschichtlichen Auswirkung die nie versiegende Quelle der Erneuerung unsrer Kraft. Der um die Verstorbenen und Verlorenen weint, hat keinen Gefallen am Verschlagen, an Strafe, Gericht und Verderben. Er, der versucht ist allenthalben gleichwie wir — doch ohne Sünde —, der hat Geduld mit uns und kann wohl Mitleiden haben mit unsrer Schwachheit. Seine Güte ist es ja, daß wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß. Der Herr züchtigt uns wohl, aber er gibt uns dem Tode nicht. Es muß mit seiner Kirche immer wieder dahin kommen, „daß Jakob wurzeln und Israel blühen und grünen wird, daß sie den Erdboden mit Früchten erfüllen. Wird er doch nicht geschlagen, wie ihn seine Feinde schlagen, und wird nicht erwürget, wie ihn seine Feinde erwürgen; sondern mit Maßern rüchtest du sie und lässest sie los, wenn du sie betrübet hast“, Jes. 28, 6 ff.

Darum sollen auch Sie, meine lieben jungen Freunde, vor Ihrer schweren Aufgabe als Schüler des Wortes und als Anwärter auf das heilige Amt nicht von vornherein erschrecken noch im Lauf der Zeit am Gelingen Ihres Vorhabens verzagen. Sie werden

wohl einmal müde und matt werden. Aber darum steht gerade für Sie das Wunderwort bei Jesaias: „Weißt du nicht? Hast du's nicht gehört? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt; sein Verstand ist unaussforschlich. Er gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden. Die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen; aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“

Sie sitzen ja hier jeden Tag an der Quelle aller Gotteskraft, indem Sie das Wort unmittelbar aus der Schrift studieren. Das ist neben der geringen Last des Studierens lauter geistliche Freude und Lust, Trost und Kraft. Jedes Stück neuer Erkenntnis treibt Sie zu immer neuem Studium. So muß, so wird es Ihnen gelingen, für das Führeramt in der Kirche die nötige Tüchtigkeit zu erlangen; nur daß Sie auch im Amt das Wort von Ihrer Seligkeit immer fleißiger treiben und es jedem bringen, den Gott Ihnen anvertraut. Dazu helfe er uns und Ihnen! Amen.

U g. P i e p e r.

Das Königtum Christi.

(Schluß. — Vgl. die Vorbemerkung im Januarheft dieser Zeitschrift.)

III. Jesus der König.

Dem auserwählten Volk Gottes des Alten Testaments war ein großer König verheißen. In der Person des Königs David, in seinem Emporkommen aus niedrigen Verhältnissen, in seiner Verfolgung von seiten des regierenden Königs, in seinen siegreichen Kämpfen gegen die Feinde des Volks und der Befreiung aus ihrer Macht, in seiner segensreichen Regierung, in seinem ungewöhnlich harten Kreuz für seine Verschuldungen — in allem diesem hatte das Volk ein anschauliches Vorbild des kommenden Königs und Erlösers. Die Propheten hatten in mannigfachen Bildern und in direkter Rede von der Erlösung gesehelt, die der verheißene König bringen werde, und in Psalmen hatten gottbegnadete Sänger ihrer Freude, ihrer Hoffnung, ihrem Dank begeistertsten Ausdruck gegeben.

A. Ankunft des verheißenen Königs.

Nun war die Zeit erfüllt. Der Welt-Seiland kam und wurde sofort als König angekündigt und begrüßt. In der Verkündigung

Gabriels an Maria redet er von dem „Stuhl seines Vaters David“, daß er werde ein „König sein über das Haus Jakob“, und daß „seines Königreichs werde kein Ende sein“. Dem Joseph gegenüber bezeichnet der Engel den zu erwartenden Sohn der Maria zwar nicht direkt als König, aber er deutet es klar genug an, daß er nichts Geringeres sein werde. Er redet Joseph, der Vaterstelle an dem Kinde vertreten soll, in nachdrücklicher Weise als „Sohn Davids“ an, und in bezug auf das Kind redet er von „seinem Volk“, das er von ihren Sünden selig machen werde. Maria singt von dem Sohne, den sie gebären sollte, in Ausdrücken, die nur auf einen König passen: „Er übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen“. Die Ausführung dieses Werkes hatte Gott jetzt angefangen durch das Wunder, das er durch seinen Geist an Maria verrichtet hatte. Zacharias, der sich zuerst nicht in den Gedanken hatte finden können, daß die lange erwartete Zeit des Heils wirklich angebrochen sein sollte, jubelte, nachdem er in der Kreuzeschule geläutert war, von dem Horn des Heils, das Gott in dem Hause seines Dieners David aufgerichtet habe.

Jesús wird geboren. Wir übergehen hier die Weihnachtsgeschichte mit der Ankündigung an die Hirten von dem „Herrn, der in der Stadt Davids“ geboren ist, und dem Lobgesang der Engel, mit dem der König bei seinem Einzug in die Welt begrüßt wird. Wir erinnern auch nur kurz an die aus tiefster Erregung emporquellende Frage der Weisen aus dem Morgenlande: Wo ist der neugeborne König der Juden? Genug, der verheißene König ist nun da.

Damit ist das sehnliche Verlangen vieler Herzen erfüllt. Es war eine nicht unbedeutende Zahl derer, die zu Jerusalem auf die Erlösung warteten. Hannah redete zu ihnen, und der alte Simeon gab der Freude und Befriedigung ihres Herzens Ausdruck in seinem bekannten Lobspruch: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast. Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volks Israel.“

B. Erklärung über die Art seines Reichs.

Die Erscheinung des neuen Königs brachte für viele die allerbitterste Enttäuschung. Nicht nur für Herodes, dessen böses Gewissen ihn in dem Kindlein einen gefährlichen Rivalen fürchten ließ,

nein, auch für solche, die nichts weniger als Freunde der herodianischen Regierung waren, eine Enttäuschung in den breiten Massen des Volks, ja eine Enttäuschung, die ihre Wellen bis in die engste Gefolgschaft des Königs selbst schlug, so daß auch nicht einer davon verschont blieb, sondern zeitweilig sich alle an ihm ärgerten, an seiner Königserscheinung einen Anstoß ihres Glaubens erlitten.

Woran lag das? Die Antwort finden wir am leichtesten, wenn wir das Königtum Jesu aus den Worten betrachten, die er selbst in feierlicher Stunde darüber gesprochen hat.

Jesus wurde von den Juden vor Pilatus des Aufruhrs beschuldigt, da er sich für den König der Juden ausbebe. Pilatus untersuchte die Anklage, und der Evangelist Johannes hat uns folgenden Bericht darüber in seinem Evangelium hinterlassen. „Da ging Pilatus wieder hinein in das Richterhaus und rief Jesu und sprach zu ihm: Bist du der Juden König? Jesus antwortete: Redest du das von dir selbst, oder haben's dir andere von mir gesagt? Pilatus antwortete: Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überantwortet. Was hast du getan? Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden droh kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen. Da sprach Pilatus zu ihm: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit? Und da er das gesagt, ging er wieder hinaus zu den Juden und spricht zu ihnen: Ich finde keine Schuld an ihm“ (18, 33–38).

Mein Reich ist nicht von dieser Welt, das ist die Grundwahrheit in Christi Königtum. Hier spricht Jesus es als fundamental aus, daß sein Reich und diese Welt absolute Gegensätze sind. Diese Welt, ihre Art, ihre Kräfte, ihre Methoden, ihre Ziele, ihre Mittel, ihre Güter, alles, was mit ihr zusammenhängt, ja gerade alles, was ihr wesentlich ist, ohne das sie nicht bestehen kann: das ist in Jesu Reich nicht einmal nebensächlich; es gehört durchaus nicht hinein, und jeder Versuch, es doch einzuführen, muß verderblich wirken.

Jesus veranschaulicht, was er meint, durch ein Beispiel, das die Verhältnisse nahelegte. Er sagt: Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht

überantwortet würde. Die Juden hielten ihn für einen Auführer. Sie glaubten, oder stellten sich wenigstens, als ob sie glaubten, daß er ein Reich von dieser Welt suche. Wäre dem so gewesen, so wäre doch der erste Schritt, den jeder Usurpator ganz selbstverständlich unternimmt, für Jesus der gewesen, daß er sich mit einer kampfbereiten Schar umgeben hätte. Er hätte sie zum Kampfe ausgerüstet, hätte ihnen Kampfesgeist eingebläst. Was war es aber für ein Geist, der die kleine Jüngerfchar in Gethsemane beseelte? „Da verließen ihn alle Jünger und flohen.“ Zwei Schwerter hatten sie bei sich — eine lächerliche Ausrüstung für die Armee eines Thronprätendenten — und Jesus hatte ihnen den Gebrauch derselben zur Gegenwehr feierlichst untersagt und den geringen Schaden, den Petrus im unbedachten Eifer angerichtet, sofort wieder geheilt. Der Kühnste unter den Jüngern war dem gefangenen Jesu von ferne gefolgt.

Diese Vorgänge der vorigen Nacht waren Pilatus nicht unbekannt. Auf sie bezieht sich Jesus mit den Worten: Meine Diener würden kämpfen. Und Pilatus erkennt ohne Mühe die völlige Haltlosigkeit der Anklage auf Rebellion, so daß er sie Jesu gegenüber mit der spöttischen Bemerkung abtut: So bist du dennoch ein König? Was bleibt denn da noch überhaupt von deinem Anspruch übrig, daß du ein König sein willst?

Jesus behauptet sehr emphatisch, daß er dennoch ein König sei. Es ist eben seine Regierungsweise so grundverschieden von der Regierungsweise der Könige dieser Welt, daß jemand, der wie Pilatus nur die Grundsätze dieser Welt als maßgebend anerkennt und auch das Reich Christi danach bemißt, zu keinem andern Urteil kommen kann, als daß dieses Reich reine Einbildung sei. Die Reiche dieser Welt sind auf Macht und Gewalt gegründet, von deren Anwendung der Kampf ein Beispiel ist. Die Gewalt mag verschiedener Art sein: Waffengewalt, die Gewalt des Stimmkastens, Gewalt des Geldes, der Organisation, der Logik, der Propaganda, der Demagogik, der öffentlichen Meinung, oder welcher Art die Gewalt sein mag. Es braucht diese Wahrheit hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Paulus sagt kurz und bündig: die Obrigkeit trage das Schwert. Aber das kann nicht so sorgfältig beachtet werden, wie Jesus mit schneidender Schärfe erklärt, daß seine Regierungsweise im direkten Gegensatz zu den Methoden der Welt steht.

Es ist das eine Erkenntnis, die uns immer sehr leicht abhanden

kommt. Die Zeiten dürften heute allerdings vorbei sein, daß Heidenbekehrung mit Waffengewalt unternommen und die Reinheit der Lehre gegen Ketzer mit Feuer und Schwert verteidigt wurde. Aber sind wir so sicher, daß wir nicht andere Mittel äußerlicher Gewalt zum Bau des Reiches Christi für wesentlich halten möchten? Ist der Geist der Scholastik unter uns so ganz ausgestorben, da man glaubte, mit der Gewalt der Logik die Kirchenlehre in ihrer Herrschaft zu befestigen? Liegt es uns so ganz fern, mit den eisernen Gesetzen der Logik zu operieren, um das Reich Christi durchzusetzen? — Oder, wie stehen wir bezüglich der Rolle, die das Geld im Reich Christi spielt? Wenn wir theoretisch uns wohl nicht des bösen Unterschieds schuldig machen, von dem Jakobus schreibt, ist unser Handeln immer ganz rein davon? Und was sind unsre Gedanken bei gegenwärtiger gedrückter Geschäftslage? Zechten uns keine Sorgen an, als ob der Betrieb des Reiches Christi infolge unserer verminderten Einkünfte wirklichen Schaden leiden müsse? — Von welcher Bedeutung energisch betriebene Propaganda für den Erfolg der Weltreiche ist, hat uns der hinter uns liegende Weltkrieg zur Genüge gezeigt, da die deutsche Propaganda fast gänzlich versagte, während die der Alliierten mit Geschick geführt wurde. Sind wir so ganz fest davon überzeugt, daß selbst die bestorganisierte Propaganda auch nicht das geringste zur Förderung des Reiches Christi beitragen kann? — Ein Weltreich muß organisiert sein und muß tüchtige Beamte haben, um glatt zu funktionieren. Sind wir uns immer ganz klar darüber, daß die äußerliche Organisation der Kirche an sich auch rein gar nichts mit dem Wohlstand des Reiches Christi zu tun hat?

Alle hier nur kurz berührten Punkte, und andere mehr, könnten und sollten gründlich durchgearbeitet werden im Licht der Prinzipienklärung Christi: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Es möchte allenfalls jemand den Einwand erheben, Christus übe doch seine Herrschaft durch Wort und Sakrament aus; und das seien doch Dinge dieser Welt.

Dazu wäre mancherlei zu bemerken. Einmal dieses, daß Christus doch sein Königtum nicht zu allen Dingen überhaupt in dieser Welt in Gegensatz stellt, sondern expreß zu den Verwaltungsmethoden weltlicher Königreiche: Es dürfte aber auf dem weiten Erdenrund kein weltliches Reich gefunden werden, das mit Mitteln nach Art der Predigt und der Sakramente geführt wird. Dazu wird

ganz entschieden in Abrede zu stellen sein, daß das Wort und Sakrament in ihrem eigentlichen Kern zu den Dingen dieser Welt gehören.

Betrachten wir die Sakramente zuerst. Sie werden von zwei Kirchengemeinschaften als Dinge dieser Welt behandelt. Da stehen auf der einen Seite die Reformierten. Für sie liegt die Kraft der Sakramente in ihrer symbolischen Bedeutung. Taufe und Abendmahl veranschaulichen Vorgänge aus dem Reiche Christi, und durch ihre Symbolik wirken sie auf unser Gemüt ein und stärken unsern Glauben. Eine Wirkung aber, die lediglich durch das Symbolische einer Handlung an sich hervorgerufen wird, liegt völlig auf dem Gebiet menschlicher Psychologie. Beruhte demnach die Wirksamkeit der Sakramente auf ihrer Symbolik, so wäre das Reich Christi in diesem Stück allerdings von dieser Welt. Nun gilt aber von den beiden Sakramenten, was Luther im Kleinen Katechismus sagt: Wasser tut's freilich nicht, und Essen und Trinken tut's auch nicht, sondern das Wort Gottes, so mit und dabei ist. — Da stehen auf der anderen Seite die Römischen mit der Auffassung vom Sakrament als einer Leistung des Christen und mit ihrem Gedanken an geheimnisvolle, magische Kräfte, die durch das Wort des Priesters den irdischen Elementen eingeflößt werden und ihnen nun innewohnen sollen. Durch eine solche Auffassung werden die Sakramente in einem noch schlimmeren Sinne zu Dingen dieser Welt gestempelt, als das von seiten der Reformierten geschieht. Das ist heidnisch, gottesdienstliche Handlungen als verdienstliche Leistungen der Menschen anzusehen und in ihnen übernatürliche, zauberhafte Kräfte zu wittern, die einen geheimnisvollen Einfluß auf Herz und Gemüt ausüben.

Ähnlich steht es mit dem Wort als Stück des Reiches Christi. Die Kraft und Wirkung des Wortes beruht nicht auf der logischen Exactheit seiner Darlegungen, nicht auf der Erhabenheit des Stils, nicht auf dem poetischen Schwung der Rede. Würden durch diese Dinge die geistlichen Wirkungen des Wortes hervorgebracht, so wäre das Reich Christi allerdings in diesem Stück von dieser Welt. Es ist menschlich, daß wir einer logisch sauberen Darstellung unsere Zustimmung eher geben als einem unlogischen Durcheinander; es ist menschlich, daß begeisterte Rede und bilderreiche Sprache unsere Herzen leichter erwärmen als ein eintöniger, lederner Vortrag. Die Kraft des Evangeliums aber beruht nicht auf der Methode, wie sein Inhalt vorgetragen wird; die exegetisch-historische Methode z. B. macht die Rede nicht kräftiger als etwa die dogmatische, homiletische,

katechetische. Sie beruht vielmehr darauf, daß Christi Worte Geist und Leben sind, daß in dem Worte Gott selbst zugegen ist und persönlich mit uns handelt.

Am dieser Stelle, da der Heiland von der wahren Art seines Königtums redet, kam es ihm darauf an, so scharf wie möglich den himmelweiten Abstand seines Reiches von den Reichen dieser Welt hervorzuführen. Darum redet er nicht des längern davon, daß, obwohl sein Reich nicht von dieser Welt sei, es doch in dieser Welt ergeht und alle Dinge und Formen und Kräfte und Methoden der natürlichen Welt durchdringt und in seinen Dienst nimmt. Er berührt den Gedanken, jedoch ohne ihn weiter zu entfalten, in dem Wort: Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Darum wollen auch wir uns jetzt damit begnügen, den Gedanken nur zu streifen; es wird sich an anderer Stelle Gelegenheit bieten, des näheren darauf einzugehen. Hier nur so viel. Jesu Reich ist in der Welt. Es ändert an den äußerlichen Lebensformen der Welt nichts. Das Reich Gottes ist eben nicht Essen und Trinken. Es ergeht aber über alle diese Dinge und geht in all diese Dinge ein, es heiligt sie und nimmt sie in seinen Dienst. Drei Dinge dieses Lebens hat sich Christus besonders erwählt und sie zu Gnadenmitteln seines Reiches gemacht: Er nimmt gewöhnliches Wasser und füllt es mit seiner wiedergebärenden, lebenspendenden Kraft; er nimmt Brot und Wein, wie sie dem natürlichen Leben zur Nahrung dienen, macht sie zu Trägern seines wahren Leibes und Blutes und verbindet mit ihnen die geistlichen Kräfte seines Reiches, Sünde zu vergeben und den Glauben zu stärken. Er nimmt die alltägliche Rede der Menschen, durch welche sie ihre Gedanken austauschen, ihren Willen offenbaren, ihren Gefühlen Ausdruck verleihen, und diese Rede macht er zu dem Hauptmittel, wodurch er seine Königsherrschaft ausübt. Aber wie sein Reich durch seine besondere Verordnung und Stiftung durch diese drei besonderen Mittel in besonderer Weise auf Erden ergeht, so durchdringt es doch auch alle natürlichen Lebensformen, heiligt sie und erweist sich in ihnen und durch sie.

Aber das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt. Es ist seiner Art und Beschaffenheit nach grundverschieden von dieser Welt. Es ist durchaus geistlich, himmlisch. So erklärt Jesus im Angesichte des Todes.

Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Weil man diese Grund-

wahrheit nicht mit gläubigem Herzen fassen wollte, darum war Christi Königtum für viele seiner Anhänger ein Ärgernis, daß sie nicht zum rechten Glauben kommen konnten oder doch wieder nach kürzerer oder längerer Zeit wankend wurden und von ihm abfielen.

Als Jesus das große Volk jenseits des Meeres von Galiläa mit fünf Gerstenbrotten und zweien Fischen gespeist hatte, da wollten sie kommen und ihn haschen, daß sie ihn zum Könige machten. Sie waren offenbar der Meinung, daß sein Reich Essen und Trinken sei; daß er seine königliche Macht dazu habe und dazu gebrauchen werde, daß es seinen Untertanen äußerlich wohl gehe, daß sie sich mit Sorgen der Nahrung nicht abzuquälen hätten. Als er ihnen aber am nächsten Tage nachdrücklich erklärte, daß sein Reich sich mit ganz anderen Dingen befasse, daß er das Brot des Lebens sei, und wer das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werde, kein Leben in sich habe: da war ihnen sein Reich ärgerlich, so wollten sie nicht regiert werden. Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Und von dem an gingen seiner Jünger viel hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm.

Bei der eben erwähnten Gelegenheit hatte Petrus im Namen aller Jünger ein herrliches Bekenntnis abgelegt. Auf die Frage Jesu: Wolltet ihr auch weggehen? hatte er geantwortet: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Und doch hatte er kein rechtes Verständnis für die Art des Reiches Christi; es war auch ihm ärgerlich, daß Christi Reich nicht von dieser Welt sein sollte. Das bewies er nicht nur im Garten Gethsemane, da er im Unberstand mit dem Schwert auf die Feinde einhieb, dafür hatte er sich schon vorher eine scharfe Zurechtweisung von Jesu zugezogen. Als Jesus, da die Jünger im Gegensatz zu den allgemein unter dem Volke kursierenden Ansichten ihn für Christus, des lebendigen Gottes Sohn, bekannt hatten, anfang von der Notwendigkeit seines Leidens und Sterbens zu reden, nahm Petrus ihn beiseite und warnte ihn eindringlich: Herr, schone dein selbst. So etwas darf dir unter keinen Umständen widerfahren. Einen Satan nannte ihn Jesus, einen Widersacher, dessen Bemühungen darauf hinausliefen, das Reich des Herrn Jesu zu Fall zu bringen, weil sie nicht aus göttlicher, sondern aus menschlicher Anschauungsweise entsprangen. Aber die Belehrung, die Jesus dem Petrus und den andern Jüngern darauf über die absolute Widersinnigkeit seiner

Regierungsweise zuteil werden ließ, hatte nicht genügt, in Petri Herzen volle Erkenntnis zu bewirken. Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden. Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse? (Mt. 16, 24–26.)

Trotz dieser unmißverständlichen Rede blieb immer noch etwas von der Meinung haften, daß Christi Reich sich doch irgendwie der Art der Weltreiche anpassen müsse. Daß es nicht von dieser Welt ist, war dem Petrus ein solch großes Argerniß, daß er zeitweilig den Glauben an seinen Heiland darüber verlor.

Ihr werdet euch in dieser Nacht alle an mir ärgern, sprach Jesus zu seinen Jüngern am Abend von Gethsemane. Ihr werdet in dieser Nacht etwas an mir sehen, wodurch euer Glaube einen gewaltigen Stoß erhalten wird. Der Stoß kam für Petrus besonders wuchtig, als Jesus ihm sagte: Stecke dein Schwert in die Scheide, das Ohr des Malchus heilte und sich selbst in die Hände seiner Feinde auslieferte.

Er verleugnete seinen Herrn. Es war nicht reine Lüge, als er wiederholt erklärte: Ich kenne den Menschen nicht. Er war wirklich an Jesu ganz irre geworden. Der Mann, den er da im Gericht sah, war ein durchaus anderer, als er ihn glaubte kennen gelernt zu haben. Das Bild, das dieser Mann jetzt bot, entsprach durchaus nicht dem Bilde, das Petrus von ihm in seinem Herzen trug. Daß Jesu Reich nicht von dieser Welt war, das war dem Petrus ärgerlich; daran — ja, gerade daran — war sein Glaube zu Fall gekommen.

Jesus von Nazareth der Juden König. So lautete die Überschrift über dem Kreuze, deren Geschichte wir kurz in Joh. 19, 19–22 lesen: Pilatus aber schrieb eine Überschrift und setzte sie auf das Kreuz; und war geschrieben: Jesus von Nazareth, der Juden König. Diese Überschrift lasen viele Juden, denn die Stätte war nahe bei der Stadt, da Jesus gekreuzigt ist. Und es war geschrieben auf hebräische, griechische und lateinische Sprache. Da sprachen die Hohenpriester der Juden zu Pilato: Schreibe nicht: Der Juden König; sondern daß er gesagt habe: Ich bin der Juden König.

Pilatus antwortete: Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben.

Eine passendere Überschrift hätte kaum gefunden werden können. Sie bezeichnet genau das, womit Jesus eben beschäftigt war. Er stand mitten in seiner Königsarbeit. Er war damit beschäftigt, sein Reich aus den Händen der Feinde zu erretten, sein Reich „zuzurichten und zu stärken mit Gericht und Gerechtigkeit“, wie Jesaias sagt, oder modern ausgedrückt, auf eine gesunde Basis zu bringen. Er war dabei, sein Reich gegen die Pforten der Hölle zu behaupten, ja gegen Gott selbst, der sich im Gericht gegen ihn gewandt hatte. Alles ist königlich an ihm: sein Herz, seine Rede, sein Werk.

Aber sein Reich ist nicht von dieser Welt. Darum wird auch gerade diese höchste Königstat zum größten Ärgernis in der Welt. Das Wort vom Kreuz ist und bleibt den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit. Viele würden Jesu im übrigen gerne huldigen, wenn er nicht diese widersinnige Weise hätte, sein Reich zu gründen und zu führen.

Die Überschrift ist ein Zeugnis, daß Pilatus sich an Jesu geärgert hat, daß die Art, wie Jesus regiert, ihm ein Hindernis wurde, daß er nicht zum Glauben an ihn kam. Das spricht sich in der schroffen Weise aus, wie er eine mildere, die Juden weniger kränkende Form der Überschrift ablehnt. Er will es so klar, so verletzend und giftig wie nur irgend möglich zum Ausdruck bringen, daß er diesen König für seine Person ablehnt. Er hat etwas von der königlichen Majestät dieses Mannes gespürt, aber er will nichts von seinem Reich wissen. An diesem Tage waren Pilatus und Herodes Freunde miteinander geworden. Es bestanden gewaltige Unterschiede zwischen den beiden Männern, die eine Annäherung bisher verhindert hatten, aber in ihrer gemeinsamen Stellung zu dem Könige der Juden hatten sich ihre Herzen gefunden. Was von Herodes ausdrücklich erzählt wird, das gilt in diesem Stück im allgemeinen auch von Pilatus. Herodes war bereit, Jesum anzuerkennen; er freute sich, als er ihn sah, und hoffte, er werde ein Zeichen von ihm sehen. Aber die Tatsache, daß Jesu Reich nicht von dieser Welt ist, ward ihm zum Ärgernis, daß er nicht zum Glauben kam, sondern zusammen mit seinem Hofgesinde Jesum verachtete und verspottete. Damit hatte er sich als ein Mann nach dem Herzen des Pilatus erwiesen.

Besonders kräftig wirkte das Ärgernis auf die Herzen der Hohenpriester. Weil sein Reich nicht von dieser Welt war, weigerten

sie sich, ihn als ihren König anzunehmen. Ist er der König Israel, so steige er nun vom Kreuz, so wollen wir ihm glauben.

Wie das Königtum Christi den Kriegsknechten zum Ärgernis wurde, zeigt zur Genüge der rohe Spott, den sie mit dem Judenking trieben: Purpurmantel, Dornenkrone, Rohrstab, spöttische Schuldigung, Stockschläge (Mt. 27, 27–31).

Aber mag sich auch hoch und niedrig an der Gestalt des Königtums Jesu ärgern, er ist dennoch ein König. Er herrscht, wie das als die Art seines Königtums geweisst war, mitten unter seinen Feinden. Unter den giftigen Spottreden, die in wildem Gemirr die Luft durchschwirrten, erscholl plötzlich von einem der Nebenkreuze ein ganz anderer Ruf: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst (Lk. 23, 42). Da ist eine Seele, die ärgert sich nicht, die erkennt das Königtum Jesu an, die hegt den jehnklichen Wunsch, Aufnahme in sein Reich zu finden. Wie kommt der Schächer zu solchem Glauben? Der neben ihm hangende König, dessen Königtum aller Welt ein Ärgernis ist, hat es ihm angetan. Er hat ihn als ein gewaltiger König und Heiland aus den Klauen, aus dem Rachen und Schlund der Feinde mit Gewalt herausgerissen. Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.

Jesus hat Pilatus gegenüber die aller Vernunft höchst ärgerliche Tatsache behauptet, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, und Pilatus hat darauf prompt sein Königtum ganz in Frage gestellt: So bist du dennoch ein König? Darauf spricht sich Jesus noch weiter, und zwar nun positiv, über sein Königtum aus: Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll.

Was ist Wahrheit? hat darauf Pilatus höhnisch gefragt und damit, allerdings ohne es zu wissen oder zu wollen, bestätigt, daß Jesu Reich, wenn es ein Reich der Wahrheit sein soll, nicht von dieser Welt sein kann. Denn diese zweifelnde und verzweifelnde Frage drückt das Resultat der besten Bemühungen der besten Geister dieser Welt aus. Die Wahrheit ist dieser Welt verborgen, unerreichbar.

Niemand kann die Wahrheit auch nur über das Wesen der Natur finden. Wer die Natur beobachtet, merkt bald, daß er es lediglich mit Erscheinungen, im letzten Grunde nur mit Vorgängen in der eigenen Seele zu tun hat, von denen er nicht feststellen kann, ob ihnen etwas, und was etwa, in der Wirklichkeit entspricht. Niemand kann auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft und Philosophie die Wahrheit finden. Es wird ja bald klar, daß alles Denken durch

gewisse Formen — der Zeit, des Raumes, der Kausalität — bedingt ist, aber niemand vermag zu sagen, was es mit diesen Kategorien eigentlich auf sich hat und, ob nicht doch z. B. der Raum vierdimensional ist. Ja der durch Beobachtung, Abstraktion, Kombination, Verallgemeinerung gewonnene allereinfachste und allgemeinste Grundsatz alles Denkens, daß $2 \times 2 = 4$ sei, gerät durch den Begriff der Relativität bedenklich ins Wanken. Was ist auf dem Gebiete der Kunst die Wahrheit? Was ist schön? was ist häßlich? Wie steht es mit dem obersten Gesetz der Ästhetik vom edlen Maß? Was ist Maß? was ist edel? Was ist Wahrheit auf dem Gebiete des Rechts? der Staatswissenschaft? der Sittlichkeit? — Auf jedem Gebiet hat die Welt in ihren feinsten Geistern versagt.

Aber alle eben berührten Fragen sind trivial im Vergleich zu der einen großen: nach Gott. Gibt es einen Gott? Wie ist er gegen uns gesinnt? Was fordert er von uns? Wie können wir in das rechte Verhältnis zu ihm kommen? Wie können wir zur Gewißheit unsers Heils vor Gott gelangen? Das ist die eine große alles überschattende Frage. Und hat die Welt schon auf der Suche nach Wahrheit in jenen kleinen Fragen völlig versagt, bei dieser Frage hat sie gar die Lüge zum Ausgangspunkt ihres Forschens und zum obersten Grundsatz gemacht, so daß sie naturläufig sich immer tiefer im Irrtum verlieren mußte und weder sich selbst noch andere zum Frieden bringen konnte.

Zwar, daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbart; und wer das Dasein Gottes leugnet, gibt sich damit selbst als Toren zu erkennen. Aber niemand hat ihn gepreiset als einen Gott, noch gedanket. In der Verehrung Gottes ist alles von der Lüge der Verdienstidee beherrscht. Alle auf dem Boden der Welt erwachsenen Religionen, alle von Menschen aufgebauten philosophischen Systeme von den frühesten Zeiten des grauen Altertums herab bis zu den allerneuesten Erscheinungen im Logentum und seinen verschiedenen Ausläufern gehen von der Voraussetzung aus, daß wir uns das Wohlwollen Gottes erarbeiten, durch unsre Leistungen verdienen müssen. Das ist die Grundlüge, die alles verderbt, alles ertötet hat.

Nun kommt Jesus als König der Wahrheit. Er bringt die verlorne Wahrheit wieder in die Welt, stellt sie wieder her, verschafft ihr Geltung, bringt sie zur Herrschaft in den Herzen der Menschen.

Das ist die Wahrheit, von der die Psalmen in den verschiedensten Tonarten singen. Wir erinnern uns an einige Stellen, in denen der Begriff Wahrheit als mit andern Begriffen nahe verwandt erscheint. Wir übergehen hier die Verbindung von Wahrheit und Gerechtigkeit, weil das eine über den Rahmen dieser Arbeit weit hinausgehende Untersuchung über den Begriff Gerechtigkeit besonders in den Psalmen und bei Jesaias nötig machen würde. Am häufigsten ist wohl die Verbindung von Gnade und Wahrheit. Ich will singen von der Gnade des Herrn und seine Wahrheit verkündigen mit meinem Munde für und für, und sage also, daß eine ewige Gnade wird aufgehen, und du wirst deine Wahrheit treulich halten im Himmel. . . . Gnade und Wahrheit sind vor deinem Angesicht. . . . Aber meine Wahrheit und Gnade soll bei ihm sein, und sein Horn soll in meinem Namen erhaben werden. . . . Aber meine Gnade will ich nicht von ihm wenden und meine Wahrheit nicht lassen fehlen. . . . Herr, wo ist deine vorige Gnade, die du David geschworen hast in deiner Wahrheit? (Ps. 89, 2. 3. 15. 25. 34. 50). Er gedenket an seine Gnade und Wahrheit dem Haupte Israels. Aller Welt Ende sehen das Heil unsers Gottes (Ps. 98, 3). Seine Gnade währet ewig und seine Wahrheit für und für (Ps. 100, 5). Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre um deine Gnade und Wahrheit (Ps. 115, 1). Denn seine Gnade und Wahrheit waltet über uns in Ewigkeit (Ps. 117, 2). — Dazu noch einige Stellen, in denen anstatt Gnade das Wort Güte steht. Die Wege des Herrn sind eitel Güte und Wahrheit denen, die seinen Bund und Zeugnis halten (Ps. 25, 10). Herr, deine Güte reicht, soweit der Himmel ist, und deine Wahrheit, soweit die Wolken gehen (Ps. 36, 6; 57, 11; 108, 5). Nicht sagt dafür der 43. Psalm: Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten (V. 3).

Eine „Wahrheit“, die sich nicht mit der Gnade verbindet, ist eben nicht Wahrheit. Wahrheit, die etwa gar, und wenn auch nur durch die leisesten Anflänge an die Verdienstidee, zu der Gnade Gottes in direktem Widerspruch steht, ist Lüge. Denn ist's aus Gnaden, so ist's nicht aus Verdienst der Werke; sonst würde die Gnade nicht Gnade sein. Ist's aber aus Verdienst der Werke, so ist die Gnade nichts; sonst wäre Verdienst nicht Verdienst (Röm. 11, 6).

Diese reine auf sich selbst ruhende unwandelbare Gnade Gottes, das ist der eigentliche Kern der großen Wahrheit Gottes. Das

ist die Wahrheit, auf die solche nicht mehr warten, die in die Grube fahren, sondern allein, die da leben, die den Herrn auch um seine Wahrheit loben (Jes. 38, 18. 19). Das ist die Wahrheit, die da Heil schafft: Von deiner Wahrheit und von deinem Heil rede ich (Ps. 40, 11). Das ist die Wahrheit, um deretwillen der Herr sich wieder zu Zion kehrt, über die er im großen Zorn geeifert hatte, und nun wieder zu Jerusalem wohnen will, daß sie eine Stadt der Wahrheit heißen soll (Sach. 8, 3). Das ist die Wahrheit, die frei macht (Joh. 8, 32), die Wahrheit, in der wir geheiligt werden (Joh. 17, 17. 19).

Diese Wahrheit ist das eigentliche Reich Jesu. Durch ihn ist die Gnade und Wahrheit geworden. Wer seine Herrlichkeit sah, der sah eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 17. 14).

Jesus redet auch davon, wie er sein Reich der Wahrheit verwalte: Ich bin dazu in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Durch Zeugnis bringt er die Wahrheit zur Herrschaft in den Herzen, und durch Zeugnis regiert er in der Wahrheit. Er demonstriert die Wahrheit nicht, er bringt keine logischen Beweise für sie. Er macht nicht Reklame für die Wahrheit, er treibt keine Propaganda (vgl. Jes. 42, 2). Er gründet auch nicht einen Verein, einen Generalverein mit vielen lokalen Zweigvereinen, zur Förderung der Wahrheit. Es soll hiermit selbstverständlich nicht in Abrede gestellt werden, daß der Wahrheit gemeindefbildende Kraft innewohnt, daß sie die Herzen innerlich verbindet und die Leute auch äußerlich zusammenführt zu größeren oder kleineren Verbänden. Das Zeugnis Jesu macht auch die Jünger der Wahrheit selbst wieder zu Zeugen und ihre Gemeinde zu einem Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit (1. Tim. 3, 15). Aber die Bildung von Gemeinden geschieht doch nicht durch eine besondere Kraft neben der Wahrheit oder durch eine besondere Tätigkeit neben dem Zeugnis, sondern eben durch die Kraft und Wirkung des Zeugnisses der Wahrheit selbst. Es handelt sich also nicht eigentlich um die Gründung eines Zweckverbandes, sondern um Gemeindefbildung durch das Zeugnis der Wahrheit.

Jesus zeugt die Wahrheit. Wie er das getan hat, zeigt jedes Stück seiner öffentlichen Wirksamkeit. Hier nur ein paar Proben aus dem letzten Tage seines Lebens. Den Jüngern, die von Gelüsten des Ehrgeizes angefochten waren und darum in das Reich der Wahrheit sich nicht ordentlich einfügten, legte er durch die Fuß-

waschung und die angeknüpfte Erklärung ein gerade auf ihre Bedürfnisse zugeschnittenes Zeugnis ab. Dem Petrus, nach dessen vorschnellem Urteil der Herr der Sache entweder zu viel oder zu wenig tat, bezeugte er: Werde ich dich nicht waschen, so hast du kein Teil mit mir; und: Wer gewaschen ist, der darf nicht denn die Füße waschen, sondern er ist ganz rein. Und ihr seid rein, aber nicht alle. Dem von ihm hier als unrein bezeichneten Judas ruft er, ihm damit einen Stachel in sein Gewissen treibend, zu: Was du tust, das tue bald. Dem Petrus, der sein Verständnis für das Reich Christi und die Kraft seines eigenen Glaubens weit überschätzte, bezeugt er: Schneller als der Hahn zweimal krähen kann, wirst du mich dreimal verleugnen; so daß hernach ein Blick genügte, um Petrus zur Befinnung zu bringen. Den über seinen angekündigten Weggang beunruhigten Jüngern erklärte er: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich. Wer mich siehet, der siehet den Vater. Und fügt zu ihrer Ermunterung hinzu: Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohn. Er verheißt ihnen einen andern Tröster, den Geist der Wahrheit, der sie in alle Wahrheit leiten soll, auf daß sie mitten in der Angst der Welt sich seines Friedens getrösten möchten.

Welch kräftiges Tatzeugnis legte er für die Wahrheit ab! Die leichtfertige Schar, die ihn in großartiger Gedankenlosigkeit als einfachen Jesum von Nazareth gefangen nehmen wollte, rüttelte er gewaltig auf, indem er sie mit dem einfachen Wort: Ich bin's, rücklings zu Boden schleuderte. Den unverständigen Petrus weist er zurecht, indem er den von ihm angerichteten Schaden heilt.

Wie kräftig zeugt er unter Umständen durch sein Schweigen! Alle berechtigten Fragen beantwortete er in gebührender Weise, gab aber seiner Antwort eine Fassung, daß sie zu einem persönlichen Zeugnis an den Fragesteller wurde. Der Hohepriester antwortete und sprach zu ihm: Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du seiest Christus, der Sohn Gottes. Jesus antwortete nicht einfach sachlich: Du sagest es, sondern fügte, an das Gewissen seiner Richter appellierend, hinzu: Doch ich sage euch: Von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels (Mt. 26, 63. 64). Als am Morgen in der regelrecht einberufenen Versammlung derselben Leute dieselbe Frage wiederholt

wurde: Bist du Christus? sprach er: Sage ich's euch, so glaubet ihr's nicht; frage ich aber, so antwortet ihr nicht — und lasset mich doch nicht los (Lk. 22, 67. 68). — Als Pilatus in seiner Untersuchung auf die Frage kommt: Bist du der Juden König? macht ihn Jesus sehr energisch darauf aufmerksam, daß das nicht nur eine amtliche Frage für ihn sei, sondern eine Frage von höchstem persönlichem Interesse: Redest du das von dir selbst, oder haben's dir andere von mir gesagt? (Joh. 18, 34). Als aber vor dem Hohen Rat und vor Pilatus die falschen Zeugen durch ihr widersprechendes Zeugnis gegenseitig ihre Anklagen selbst widerlegten, und als Herodes allerlei neugierige Fragen, die weder mit dem Handel noch mit seinem Seelenheil etwas zu tun hatten, an ihn stellte, da schwieg er; und durch sein Schweigen drückte er ein kräftigeres Zeugnis in das Gemissen der Beteiligten, als er es mit vielen Worten hätte tun können.

Es würde zu weit führen, alle Wort- und Tatzeugnisse Jesu an jenem großen Tage auch nur aufzuzählen. Wir dürfen aber nicht an dem größten vorübergehen, das er getan hat: das war seine Selbsthingabe in den Tod. So hat er sein Königtum erobert, befreit, gegründet und für ewige Zeiten befestigt, daß er die Wahrheit Gottes mit dem Zeugnis seines Todes besiegelte.

Das alles war bei Jesu immer Zeugnis im vollen Sinn des Wortes. Zeugen kann man nicht auf Grund von Hörensagen, auf Grund fremder Mitteilung. Zeugen kann man nur, wenn man etwas selbst erlebt hat. Zeugen ist nicht die Wiedergabe von Dingen, die äußerlich an uns herantreten, Zeugen ist der Ausdruck eines inneren Erlebnisses. Jesus konnte im eigentlichsten Sinne des Wortes für die Wahrheit Zeugnis ablegen, weil die Wahrheit das allerinnerlichste Erlebnis und das eigentliche Leben seiner Seele war. Er konnte mit vollem Rechte sich selbst mit der Wahrheit identifizieren: Ich bin die Wahrheit, denn alles Sinnen und Denken seines Geistes war Wahrheit, Wahrheit jeder Atemzug und Pulsschlag seines Herzens. Seine Freude und sein Schmerz drehten sich um die Wahrheit. Darum weil er selbst die Wahrheit war, kam er auch nie in Verlegenheit, was er sagen oder tun sollte. Was er redete und was er tat, war Wahrheit; es war die Reaktion der Wahrheit gegen die gegebene Situation. Alle seine Reden waren wahr, seine Taten waren wahr, sein Leiden und Sterben war wahr, ein echtes Zeugnis für die Wahrheit.

So übt Jesus seine Königsherrschaft, daß er der Wahrheit, die

er selbst ist, geeigneten Ausdruck verleiht und durch dieses Zeugnis die Herzen befreit und regiert.

Aus dem allen ergibt sich nun aber auch die scharfe Scheidung zwischen dem, was Jesu Reich und dem, was nicht Jesu Reich ist. Zwischen Wahrheit und Lüge gibt es keine allmählichen Übergänge. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Neutrale Stellung ist unmöglich, ebenso wie jede Form von Kompromiß. Das spricht Jesus Pilatus gegenüber mit den Worten aus: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Man beachte die scharfe Betonung: aus der Wahrheit sein und Jesu Stimme hören fallen immer zusammen. Die beiden Dinge lassen sich zur Not begrifflich, nie aber sachlich scheiden, weil Jesu Stimme eben Zeugnis, ausschließliches Zeugnis der ausschließlichen Wahrheit ist. Zu einer anderen Zeit hat Jesus einmal gesagt: Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort. Darum höret ihr nicht, denn ihr seid nicht von Gott. An unserer Stelle könnte er in analoger Weise fortfahren: Darum wenn du dich weigerst zu hören, so hat das seinen Grund darin und ist klarer Beweis dafür, daß du nicht aus der Wahrheit bist und keine Wahrheit in dir hastet. Daß Pilatus Jesum wohl verstanden hat, geht aus seinem ostentativ verächtlich hingeworfenen Wah hervor.

Es ist wohl zu beachten, daß Jesus nicht sagt, daß etliche Menschen von Natur der Wahrheit mehr zugetan sind als andere. Er führt auch nicht weitläufig aus, woher die Wahrheitsmenschen die ihnen eigentümliche Art haben. Es geht aber aus seiner Rede deutlich genug hervor, wie sich nach seiner Meinung die Entstehung der Wahrheitsmenschen vollzieht. Er ist König, aber seine Regierungsweise ist allem, was die Welt bietet, diametral entgegengesetzt. Er übt, im Gegensatz zur Welt, seine Königsherrschaft so, daß er der Wahrheit zur Geltung verhilft. Es ist klar, er erkennt keine Spur von Wahrheit in der Welt an, die Welt liegt im Argen, in den Fesseln der Lüge. Es ist ferner klar, daß die Wahrheit sich selbst die Herzen erobern muß, sein Königtum beschränkt sich ja darauf, daß er der Wahrheit Zeugnis gibt, wie er es jetzt eben dem Pilatus gegenüber tut. Wahrheitsmenschen werden durch die Wahrheit selbst erst dazu geboren und um- und neugeschaffen. Jesus würde mit sich selbst in Widerspruch geraten, wenn er einerseits behauptete, daß erst durch ihn die Wahrheit in die Welt komme, und doch andererseits erwartete, Wahrheitsmenschen in der Welt vorzufinden, die sich ohne weiteres mit Freuden unter sein Reich stellen werden. Er widerruft

vor Pilatus nicht, was er Nikodemus gegenüber mit einem Eide bekräftigt hat: Wahrlich, ich sage dir, es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.

Was Jesus mit der scharfen Betonung, daß die beiden Begriffe: seine Untertanen und Wahrheitsmenschen sich nicht nur dem Umfang nach, sondern auch im Inhalt ganz genau decken, sagt, ist die strenge Exklusivität seines Reichs. Sein Reich hat sehr scharf gezogene Grenzen.

Diese Exklusivität des Reiches Jesu ist der Welt ärgerlich. Sie hält ein solches Zeugen für die Wahrheit für ein Zeichen unerträglicher Intoleranz. Auch uns, seinen Reichsgenossen, will es oft scheinen, als ob ein wenig mehr Entgegenkommen gegen Andersgläubige der Art des Reiches Christi, das doch Gnade und Wahrheit sei, besser entsprechen würde. Nun war Christi Zeugnis nie schroff, Schroffheit ist der Wahrheit nicht entsprechend, aber es war entschieden. Die Pharisäer mit ihrer Selbstgerechtigkeit waren für ihn eben deshalb einfach Heuchler, Repräsentanten der Lüge; und es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, mit ihnen darüber zu verhandeln, wie sie etwa mit ihm und er mit ihnen übereinkommen möchten. Er bezeugt ihnen die Wahrheit und erwartet, daß sie sich dem Regiment der Wahrheit unterwerfen. Was machen darum heute viele Christen, die so gerne bereit sind, ohne Vereinigung der Lehrunterschiede mit Andersgläubigen Kirchengemeinschaft einzugehen? Was machen wir, wenn wir Vögelglieder, die doch die Lüge von der Verdienstlichkeit eigener Leistung und der Erlösung durch Charakterbildung auf ihr Panier geschrieben haben, ohne weiteres zum Abendmahl zulassen? Das heißt nicht, dem Reich Christi die Wege ebnen, es heißt das Reich Christi unterwühlen. Wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme.

So legt Jesus selbst vor Pilatus die Grundsätze seines Reiches dar.

C. Einige Bilder aus Jesu Reich.

Wenn wir jetzt ein paar Einzelbilder aus dem Reich Jesu betrachten, so folgen wir dabei keiner bestimmten Ordnung. Sie sind aufs Geratewohl aus der evangelischen Geschichte herausgegriffen.

Mt. 12, 28 sagt Jesus in seinem Disput mit dem Pharisäern: So ich die Teufel durch den Geist Gottes austreibe, so ist je das Reich Gottes zu euch gekommen. Jesus hatte einen Besessenen, der blind und stumm war, geheilt; und das Volk hatte, von der Größe des

Wunders überwältigt, geschlossen, daß diese Tat genüge, Jesus als Davids Sohn zu beglaubigen. Um diesem Eindruck entgegenzuwirken, hatten die Pharisäer erklärt: Er treibt die Teufel nicht anders aus als durch Beelzebul, der Teufel Obersten. Nachdem Jesus die offenbare Widersinnigkeit einer solchen Annahme nachgewiesen und sich auch auf das Zeugnis von Pharisäerschülern dafür berufen hatte, daß die Teufel sich nur durch Gottes Finger austreiben lassen, legte er dar, daß seine Tat ein Teil des Gottesreiches sei. Darin besteht das Reich Christi, daß er die Werke des Teufels, die Tyrannei dieses Mörders und Lügners von Anfang, zerstört und den Gefangenen eine Erlösung bringt.

Mt. 17, 20. 21 beantwortet Jesus die Frage, wann das Reich Gottes komme, dahin: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gehärden. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hie oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. Dieser Spruch wird vielfach als direkte Aussage für die Tatsache angeführt, daß das Reich Gottes etwas Innerliches ist, das im Herzen der Menschen vor sich geht. „Inwendig in euch“ soll heißen: inwendig in eurem Herzen. Doch dürfte sich nach dem Zusammenhang eine andere Auffassung empfehlen: in eurer Mitte.

Johannes hatte gepredigt: Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen (Mt. 3, 2). Später hatte Jesus selbst den Ruf aufgenommen: Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium (Mk. 1, 15). Das ganze Land war mit dem Gedanken an den unmittelbar bevorstehenden Anbruch des Gottesreiches erfüllt, und eine große Erregung, eine äußerste Spannung hatte sich des Volks bemächtigt. Aber außer der Predigt und den gelegentlichen Wundern des Herrn Jesu geschah nichts Ungewöhnliches, nichts von der Art, wie man auf Grund der herkömmlichen Messiashoffnungen erwartet hatte. Da stellten die Pharisäer halb unwillig, halb spöttisch die Frage: Wann kommt denn endlich das Reich Gottes, von dem du so viel Wesens machst? Darauf erklärt ihnen Jesus, daß sie mit ihrer Erwartung einer äußerlich revolutionären Bewegung eine grundverkehrte Vorstellung vom Reiche Gottes haben. Das von den Propheten geweissagte Reich Gottes sei schon unter ihren Augen in vollem Gange, ohne daß sie es merkten. Er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt, hatte Johannes denselben Gedanken ausgedrückt (Joh. 1, 26). In ihrer Mitte wurden, ohne daß sie es merkten, erschrockene Gewissen

mit dem Trost der Vergebung ihrer Sünden erquidft, vom Teufel bedrängte Herzen im Glauben bewahrt, Mühselige und Beladene stets mit frischer Kraft erfüllt. Das Reich Jesu ist eben nicht an die Gründung volkreicher Gemeinden und Synoden, ein reich gegliedertes Amt u. dgl. Außerlichkeiten gebunden. Es kommt nicht mit äußerlichen Gebärden, sondern beweist sich oft gerade dann am kräftigsten, wenn auch die geschärften Augen eines Propheten nichts davon wahrzunehmen vermögen (vgl. 1 Kön. 19, 18). Das sei uns in unsrer Zeit zum Trost und zur Warnung gesagt.

Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, so sprach Jesus im Augenblick, da er die Erde mit seiner sichtbaren Gegenwart verließ (Mt. 28, 18). Diese Ankündigung ist in Ausdrücke einer Königsproklamation gekleidet. Sie besagt wohl mehr, und der hier spricht, ist mehr als, was der Königstitel ausdrückt; aber das erste Bild, das sich unserm geistigen Auge bei diesen Worten darbietet, ist das eines Königs, der im Begriff ist, den Thron zu besteigen. Jesus fuhr auf gen Himmel, um sich zur Rechten Gottes zu setzen. Gott gab ihm einen Namen, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters (Phil. 8, 9–11). Gott hat ihn gesetzt zu seiner Rechten im Himmel über alle Fürstentümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was genannt mag werden nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen. Und hat alle Dinge unter seine Füße getan; und hat ihn der Gemeinde zum Haupt über alles gesetzt (Eph. 1, 20–22). Er ist der Herr aller Herren und der König aller Könige (Offb. 17, 14). Es geschieht hinfort nichts auf Erden, weder Großes noch Kleines, weder im Reich der Natur noch in den Unternehmungen vernünftiger Menschen, ohne seinen Willen. Er hat uns die Zeiten des Wohlstandes geschickt, er verhängt die gegenwärtige Depression.

Darum gehet hin in alle Welt, so lautet nun sein Auftrag an seine Jünger. Er kann ihnen die Vollmacht für alle Länder ausstellen, denn alle Gewalt auf Erden ist ihm gegeben. Wenn sie seinen Auftrag ausführen, machen sie sich keiner gesetzwidrigen Betretung fremden Bodens schuldig. Ihm liegt aber vor allen Dingen daran, daß alle Völker zur Anerkennung seiner Autorität gebracht werden. Es liegt das im Interesse der Völker. Ihm ist auch alle Gewalt über den Himmel gegeben. Er kann in den Himmel

aufnehmen, wen er will, und kann ausschließen, wen er will. Er kann den Weg und die Mittel bestimmen, durch die jemand in den Himmel eingeht. Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden. Und nun verbindet Jesus, ähnlich wie vor Pilatus, das Bild eines Königs mit dem eines Lehrers. Dort hatte er gesagt: Ich bin ein König, ich zeuge die Wahrheit; hier sagt er, er habe alle Gewalt, darum solle man alle Völker zu seinen Jüngern machen. Er will nicht ihren Leib, Hab und Gut regieren — das wäre ein Geringes — er will ihre Herzen regieren, indem er darin die Wahrheit zur Geltung bringt.

Obwohl er seine Boten in alle Welt und zu allen Völkern sendet, um alle ohne Ausnahme unter sein Reich zu bringen, so will er doch nicht, daß sie in den äußerlichen Verhältnissen und Ordnungen irgendwelche Umwälzungen vornehmen. Die Obrigkeit, die sie vorfinden, sollen sie gelten lassen als Gottes Stiftung, mag sie sich dem Evangelio auch noch so feindlich stellen und durch ihre Gewalt den Lauf des Evangeliums zu hindern suchen. Sein Reich dringt eben in die Obrigkeiten dieser Welt ein, wie sie sind und wie sie geführt werden, und nimmt sie in seinen Dienst. Selig die Obrigkeit, die ihren Apparat willig in den Dienst des Reiches Christi stellt; tut sie es nicht, so kann sie zwar das Reich Christi nicht hindern, sondern muß ihm auch mit ihren feindseligsten Verordnungen dienen, aber ohne Dank. Das ist eben die Art des Reiches Christi, daß es keine neuen äußerlichen Ordnungen schafft, sondern in die vorhandenen eindringt und durch sie wirkt, so daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen.

Jesus sendet seine Boten in alle Welt auch nicht mit dem Auftrag, einheitliche Zeremonien oder Organisationen zu schaffen. Sein Reich hat es nicht mit bestimmten Feiertagen, Sabbaten oder Neumonden zu tun, ebensowenig wie es Essen und Trinken regelt. Will einer einen Tag vor dem andern halten, so mag er es tun, will ein anderer alle Tage gleich halten, so mag er es ebenfalls tun. Das hindert das Reich Christi nicht; im Gegenteil, das Reich Christi dringt in die beiden einander diametral entgegenstehenden Formen ein, heiligt sie beide gleichermaßen, so daß man beides dem Herrn tun und in beiden Gott danken kann.

Das größte Beispiel dafür, wie das Reich Christi an keine äußerliche Form gebunden ist, sondern sie alle so, wie es sie vorfindet,

durchdringt, heiligt und in Dienst nimmt, ist wohl der Apostel Paulus, der von seiner Methode sagt: Den Juden bin ich worden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich worden als unter dem Gesetz, auf daß ich die, so unter dem Gesetz sind, gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz worden (so ich doch nicht ohne Gesetz bin vor Gott, sondern bin in dem Gesetz Christi), auf daß ich die so ohne Gesetz sind gewinne. Den Schwachen bin ich worden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin jedermann allerlei worden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache (1. Kor. 9, 20–22). Und das war bei Paulus nicht schlaue Berechnung, das war nicht Verstellung, sondern das tat er „um des Evangelii willen, auf daß ich sein teilhaftig werde“ (B. 23). Das ist eben die Art des Reiches Christi, daß es, ohne neue Formen oder Organisationen oder Zeremonien zu fordern, die vorhandenen durchdringt, heiligt und sich in ihnen und durch sie betätigt. Darum drückt der Herr Jesus seinen Auftrag, aller Kreatur das Evangelium zu predigen, die Heiden zum Gehorsam zu bringen und unter ihnen den Gehorsam des Glaubens aufzurichten (Röm. 1, 5; 15, 18; 16, 26) nach dem Bericht der Apostelgeschichte auch so aus: Ihr werdet meine Zeugen sein (1, 8).

Es dürfte in unsern Tagen nicht überflüssig sein, auch in diesem Zusammenhange noch einmal darauf hinzuweisen, daß Jesus bei seinem Auftrag, seine Wahrheit in der Welt zur Geltung zu bringen, einfach so sagt: Predigt das Evangelium aller Kreatur; wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Er sagt kein Wort davon, daß seine Zeugen den Völkern erst allerlei Untugenden abgewöhnen müssen, um sie für seine Wahrheit empfänglicher zu machen. Umgekehrt. Sie sollen der bankrotten, verzweifelten oder über die eigene Lage sich geistlich hinwegzutäuschen suchenden Welt die Wahrheit Christi einfach bezeugen, den Sündern die Rechtfertigung aus Gnaden verkündigen. Wenn diese selige Wahrheit ins Herz einzieht, alle Finsternis, Angst und Traurigkeit daraus vertreibt, seligen Frieden, Freude, Hoffnung, Geduld, Trost darinnen schafft, dann folgt die Abgewöhnung von allerlei Untugenden und Lastern von selbst. Es geht nicht ohne Kampf ab. Es kommt mancher Rückfall vor. Es bedarf beständigen Wachens und Betens, und Selbstverleugnung und Kreuzigung des eigenen Fleisches. Aber dieses alles ist Frucht des Geistes und der Wahrheit, nicht Vorbedingung. Es ist

das Reich Christi in seinem weiteren Verlauf, nicht sein Anfang. Sein Anfang ist: Predigt des Evangelium zum Glauben. — Es ist töricht, dadurch daß man den Leuten geistige Getränke entzieht, daß man ihnen Sonntags die Vergnügungsplätze schließt, eine Förderung des Reichs Christi zu suchen. Die Pflege bürgerlicher Tugend in jeder Form gehört den weltlichen Reichen, Christi Reich wird nicht davon an sich berührt. Man kann den Leuten zwangsweise solche Dinge, ja auch grobe Sünden und Laster abgewöhnen, und das Reich Christi geht dabei doch rückwärts. Darum redet Christus auch nicht davon bei der Aussendung seiner Emissäre.

Dieser Auftrag, einfach Evangelium zu predigen, gilt bis an der Welt Ende. So will der König auf Erden durch sein Evangelium, das er in Wort und Sakrament gefaßt hat, regieren. Und uns liegt es ob, die Art des Evangeliums uns immer besser anzueignen, daß wir allen allerlei werden, damit wir ja allenthalben etliche selig machen.

Das Reich Christi in diesem speziellen Sinn dauert bis zum Jüngsten Tage. 1. Kor. 15, 24–28 redet Paulus im Anschluß an die Weissagung des 110. Psalms davon, daß Christus am Ende, wenn auch der letzte Feind, der Tod, der bis jetzt allem Anschein nach noch mit uneingeschränkter Gewalt regiert, Christo zu Füßen gelegt sein wird dadurch, daß er die von ihm gehaltenen Menschen, Christen und Unchristen, wieder herausgeben muß, das Reich Gott und dem Vater überantworten wird. Ja, er gebraucht davon den uns recht sonderbar, fast bedenklich anmutenden Ausdruck: Alsdann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles untertan hat, auf daß Gott sei alles in allen. Ob wir nun auch den Satz nicht zu unsrer eigenen vollen Zufriedenheit erklären können, geschweige, daß wir den Gedanken nach seinem vollen Gehalt fassen sollten, so ist doch so viel klar, daß Paulus hier die ganze Mittlerschaft Christi unter dem Bild eines eine gestörte Herrschaft im Namen und Auftrag des eigentlichen Herrschers wieder herstellenden königlichen Bevollmächtigten und zeitweiligen Unterkönigs darstellt. Sobald der Zweck erreicht ist, hört die Kommission von selbst auf. Das spezielle Königtum Christi dauert, bis das Erlösungswerk vollständig zu Ende geführt ist. — Den Abschluß, die letzte Amtshandlung Christi als Königs, ist das Gericht, das ihm der Vater übergeben hat, weil er des Menschen Sohn ist, und dessen Verlauf er in Mt. 25, 31–46, anschaulich schildert. Da wird denn der König sagen zu denen zu seiner

Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben. Dann beginnt das himmlische Reich, das Reich der Ehren und Herrlichkeit, in dem der Sohn nicht mehr die besondere Rolle eines Mittlers führt, sondern Gott alles in allen ist.

Wir dürfen diesen Teil nicht zum Abschluß bringen, ohne noch ein wunderliebliches, herzerquickendes Bild unsers Königs zu betrachten.

Es ist eine Szene aus dem Verhör vor Pilatus, die uns Matthäus in folgenden Worten aufbewahrt hat. Nachdem er die Geschichte von des Judas Verzweiflung und dem Kauf des Töpfersackers erzählt hat, fährt er fort: Jesus aber stand vor dem Landpfleger, und der Landpfleger fragte ihn und sprach: Bist du der Juden König? Jesus aber sprach zu ihm: Du sagst es. Und da er verklagt ward von den Hohepriestern und Ältesten, antwortete er nichts. Da sprach Pilatus zu ihm: Hörest du nicht, wie hart sie dich verklagen? Und er antwortete ihm nicht auf ein Wort, also daß sich auch der Landpfleger sehr verwunderte (Mt. 27, 11–14).

Da steht das Volk und verklagt Jesus. Einer sucht immer den andern in gehässigen Lügen und Schmähungen zu überbieten. Was hat Jesus dem Volk getan? Womit hat er sie beleidigt, daß sie solchen Haß gegen ihn hegen? Er hat ihnen lauter Gutes getan, er hat ihnen nur Liebe erwiesen. Dafür erntet er diesen Dank. Wie mag ihm das durchs Herz geschnitten haben. Pilatus, der wohl wußte, daß die Juden ihn aus Neid überantwortet hatten, ahnt, was in Jesu Seele vorgeht, und spöttisch stellt er die Frage: Bist du der Juden König? Als wollte er sagen: Da sieh dir diese Saubande an, ist das dein Volk? Bekennst du dich zu ihm? Wie gewaltig mag da die Versuchung an Jesus herangetreten sein, sich von diesem Volk loszusagen. Aber er überwindet sie. Seine Liebe ist zu stark. Er schämt sich nicht, sie Brüder zu heißen. Er bekennt sich zu ihnen: Du sagst es. Und in stillem Schmerz duldet er, was sich an Gift und Galle von seinem Volk über ihn ergießt. Dieser „Saubande“ gleichen wir aufs Haar. Aber o ein wunderbarer König, dessen Liebe stärker ist als der Tod! Der nicht ruht, der alles leidet und erduldet, bis er sein Volk erlöst hat.

Wer wollte diesem König nicht sein Herz öffnen? Auf den König können wir uns in allen Lagen verlassen, fröhlich unser Vertrauen auf ihn setzen. Er verläßt uns selbst im Tode nicht und wird uns auch bekennen vor seinem himmlischen Vater.

Dem König, welcher Blut und Leben
Dem Leben seiner Völker weihet,
Dem König werde Preis gegeben.
Erzählt sein Lob der Ewigkeit.
Singt alle Wunder, die er tut,
Doch über alles rühmt sein Blut.

Wem anders sollt' ich mich ergeben,
O König, der am Holz verblich?
Hier opf'r ich dir mein Blut und Leben,
Mein ganzes Herz ergießet sich.
Dir schwör' ich zu der Kreuzesfah'n
Als Streiter und als Untertan.

M.

Defeatism in the Church.

Its Nature, Danger and Cure.

Webster: A defeatist, one who desires or who admits or proclaims before the fact, the defeat of his own country, party, movement, or the like, on the ground that the continuation of a contest is impossible or impractical or that a greater ultimate good may redound to the country, party, etc., from defeat rather than victory.

The appearance and spread, the symptoms and inner cause, the damage it does to the work of the church, and its cure — these are the objects of our disquisition.

I.

First, then, let us admit that this harmful and strange attitude in the heart of the Christians has attacked the church and its workers in diverse ways and on many fronts. It needs no demonstration to show how this malady has permeated the

councils, and has influenced the decisions, the subsequent actions of church leaders and workers, to whom the Lord has committed His labor in the kingdom of God. Our straitened finances, our restricted activities on our mission fields, the timorous proposals for further cutting short and crippling the work of our higher schools and seminaries, tell the tale of defeatism amongst us plainly enough. Nor is it a question of a few among us, or a flock here and there, or our synod only, but we see this timid caution spread over nearly all the church bodies around us. As these counsels multiply and threaten to undermine the whole usefulness of the church, it seems imperative upon us to study the source, the effects, and the cure of this defeatism amongst us from our only "lamp for our feet," the word of God.

Intensely practical and up-to-date as the Scripture is, we shall find there a rich treasury of enlightenment in these dark days, of strength for our weakness, and of the "balm of Gilead" for our healing. From the wealth of example in holy Writ that fit our description of a defeatist we cull but a few. The Old Testament is especially rich in these examples.

There is Esau. Here is one who cares very little for the privilege of being one of the first-born in the household of God. "Behold, I am at the point to die: and what profit shall this birthright do to me?" Gen. 25, 32. What good is the birthright to me, if I cannot live, satisfy my hunger? asks Esau. This birthright is not worth fighting and dying for, let it go, the needs of my body come first. The church of God with its promises of salvation, with its close fellowship with the Savior, is not first with him. His heart and love are not set above all on this church and its purposes and needs. Here is your true defeatist, who deems the loss of spiritual food of little consequence as over against the winning of a bodily competence.

A whole people, the chosen race of God, His visible church on earth at the time, the people of Israel, suffered greatly from defeatism. There was at the very beginning in Egypt, after they had hailed Moses as the God-given savior to lead them out of the house of bondage, a clear example of this. When the demands of Moses upon Pharaoh, to let the people

go, was met by still greater burdens and sufferings, the officers of the children of Israel met Moses and Aaron with these words: "The Lord look upon you, and judge; because ye have made our savor to be abhorred in the eyes of Pharaoh, and in the eyes of his servants, to put a sword in their hand to slay us." Exod. 5, 21. It was the burden of the cross that they thought too great a price to pay for their promised freedom. They would rather admit defeat of all their fondest hopes, and advise no more fighting against their masters, than carry the burden of more labor and no straw given to produce the same tale of bricks. They accuse God and His servants of asking the impossible from them. Their troubles overwhelmed them. The cringing fear in their heart, put there by their heathen task-masters, was stronger than their faith in the promises of a mighty Lord God their Savior. It is the cry re-echoed today: How can we go on with our labors in the Lord's vineyard, when we have not the outward means? There may be men enough and to spare, but where shall we get the money to send them forth and support them? Under the tyranny of the present-day conditions we place the Lord's work of salvation through the gospel upon the same level with worldly unemployment and say: There are too many laborers and too few jobs.

The people of Israel confronted by the Red Sea and pursued by the hosts of Pharaoh cry out: "Because there were no graves in Egypt, hast thou taken us away to die in the wilderness? Is not this the word that we did tell thee in Egypt, saying, Let us alone, that we may serve the Egyptians? For it had been better for us to serve the Egyptians, than that we should die in the wilderness." Exod. 14, 11-12. They were sore afraid. What was there to fear from a broken reed like Pharaoh? Had they not seen the defeat of his powerful resistance to the Lord by His almighty power in the ten plagues? It is all forgotten as the foemen with their chariots and the wide sea with its waves seem to hold them prisoners. It is the great dread and fear before the many obstacles besetting the course of God's people to His promised land, the eyes glued on our difficulties and not lifted up to

the Lord, who is with us and whose word has never yet been broken, that is the very essence of defeatism.

Later on, after this people had seen, not only the deliverance from Pharaoh's hosts and the raging wave by the mighty arm of the Lord, but after they had repeatedly experienced His power to save, had tasted the bread from heaven, had drunk at the gushing rock, had in fact come to the very door of the promised land, had sent out the twelve spies to spy out the land, this same defeatism is rampant again. The story is told in Num. 13, 26 ff. This "committee of twelve" as some one has well said, could not agree on its report. The majority advised against going up against the people of Canaan, as the Lord had so plainly told them to do, because of the insuperable difficulties in the way. And upon this majority report the people of God, the church, acted, giving no heed at all to the minority, Joshua and Caleb. True defeatists, the ten discouraged the people. "And they brought up an evil report of the land which they had searched unto the children of Israel, saying, The land, through which we have gone to search it, is a land that eateth up the inhabitants thereof; and all the people that we saw in it are men of a great stature." Num. 13, 32. Not going forward, but going back, they advocated. And go back they did, defeated by the lack of faith in their craven hearts, back unto death in the wilderness under the sentence of a justly angered Lord.

But it may be said, this was and is a people that always resisted the Holy Spirit. What shall we then say to the case of Elijah, the prophet, mighty in deeds and zealous for the Lord. He had patiently borne the infliction of the drouth upon the land, had willingly emigrated to Zarephath to dwell with the widow, had returned and showed himself to his mighty arch-enemy, king Ahab, had come out victorious from a contest with the priests of Baal, whom he had slain, had heard the confession from the lips of his people: "The Lord, he is the God; the Lord, he is the God," 1 Kings 18, 39. When next we behold him he is in full flight from Israel and its godless king, into Beer-sheba of Judah, and then into the wilderness — far away from his work and his people. He was weary unto death of his whole life and his life-work.

"It is enough; now, O Lord, take away my life; for I am no better than my fathers." 1 Kings 19, 4. And at Horeb, whither the Lord sent him and came to him with the searching question, "What doest thou here Elijah?" note his despairing cry in answer: "I have been very jealous for the Lord of hosts: for the children of Israel have forsaken thy covenant, thrown down thine altars, and slain thy prophets with the sword; and I, even I only, am left; and they seek my life to take it away." 1 Kings 19, 10. Elijah had effected a reform, as he thought. Now the church of God in Israel would again flourish. But instead he found himself under sentence of death by queen Jezebel. The people seemed apathetic. All his high efforts had been in vain — or so it seemed. He had suffered defeat and he accepted it. Things looked hopeless to him. Why strive any more in God's cause, when the obstacles were so great, the enemies so strong, the result so meagre? So we see that this insidious disease, defeatism, may easily overtake even the best and most courageous of fighters for the Lord.

One more example from the Old Testament. It is found in the book of the prophet Jeremiah, chapter 45. It is the case of Baruch, the son of Neriah, the writer who set down the prophecies of the Lord given to Jeremiah. Hear his complaint: "Woe is me now! for the Lord hath added grief to my sorrow; I fainted in my sighing, and I find no rest." Jer. 45, 3. Death and destruction were the burden of the Lord's words that Baruch had to write. The world was being turned upside down. How could a poor scribe of such hard sayings keep up his cheerful courage to go on. Israel heeded not the Lord's word, and the heathen knew not of it. Let us accept defeat, for nothing of any great moment can be accomplished any more. Obedience to the Lord in His work is useless. We shall hear later on how the Lord corrected and cured Baruch's defeatism.

In the New Testament Peter is a striking example of a defeatist. Here is a man thoroughly imbued with fervor for his Lord and His cause. He is the man of great pretensions, eager to confess his master before men, to obey His word of command to the uttermost, filled with a burning love for his

Lord, ready to suffer all, yea, die with him. He would walk upon the water as his Master, upon His word. But how quickly does his daring and trust in the Lord turn to dastardly fear: "But when he saw the wind boisterous, he was afraid; and beginning to sink, he cried, saying, Lord, save me." Matth. 14, 30. Fear of the great obstacles robbed Peter of his courage. How soon after his fine confession, "Thou art the Christ, the Son of the living God," does he not warn the Savior from entering upon his way of the cross, "Be it far from thee, Lord; this shall not be unto thee." Matth. 16, v. 16 and 22. This is not the way to a great outward kingdom of God, to a world success of the Christ; it were better to give over at once, if this is to be the course of Christ's kingdom. It is the cross that Peter fears and does not understand.

No doubt Peter heard his Master utter that great parable of the talents. Did he take to heart that fine description of a defeatist given by the Lord of the church: "Then he which had received the one talent came and said, Lord, I knew thee that thou art an hard man, reaping where thou hast not sown, and gathering where thou hast not strawed: And I was afraid, and went and hid thy talent in the earth: lo, there thou hast that thine is." Matth. 25, 24-25. This wicked and slothful servant is a perfect example of a defeatist in the work of the church. Why struggle and plan to win more for Christ, I have all that I need to be saved. No doubt Peter heard, but does that prevent him from denying his Lord and master for fear of a maid? Does this make him the courageous leader, who inspired his fellow disciples with firm faith, when they all were assembled behind locked doors for fear of the Jews? John 20, 19. Can resignation and acceptance of defeat be better described than in those few words of John 21, 2-3? All is lost, the Lord may be living, although it is hard to believe; we can be of no more service to Him, so let us go back to our old trade of fishermen. Is he not the same Peter whom St. Paul accuses of withdrawing from eating with the Christians from the Gentiles, "fearing them which were of the circumcision." Gal. 2, 12. What shall we say that even this same St. Paul, this doughty fighter and tireless worker for the Lord, must confess in his second letter to the Corinthians,

ch. 7, 5: "For when we were come into Macedonia, our flesh had no rest, but we were troubled on every side; without were fightings, within were fears."

These examples from Scripture may suffice to illustrate the spread and nature of what we have called defeatism.

II.

We may learn from them that the real inwardness of this state of mind and heart is fear, despair or lack of faith. It may arise from a disregard of the gospel as in the case of Esau. It is generally found when great difficulties and dangers beset the church. Forgetting not merely the past benefits of the Lord, the defeatist has turned his eyes away from that Lord, mighty to save, sees the obstacles in the way of our duty imposed upon us by the Lord of the church, deems them insurmountable and gives up the battle for the Lord. Fear is a most enervating emotion. It is destructive of all sober judgment, of all well-directed action. It is the very heart of worry and care. In its essence it is lack of faith in the Lord and His promises.

This fear magnifies the ogres in the way. It is afraid to suffer for the Lord's sake. It inwardly reproaches the Lord for his leading us into so many difficulties. Not trusting the Lord's word, it dares not do the Master's will. It despairs of success because of the fewness of our number, as witness Elijah: "I, even I only am left."

One peculiarity of this despair and doubting of success, when simply obeying the Lord's commands, is that it afflicts those most active in His work. Moses gave way to it when he smote the rock at the waters of Meribah with the words full of doubt, Num. 20, 10: "Hear now, ye rebels; must we fetch you water out of this rock?", or rather, according to the original, From this rock shall we bring water to you? It was this great man of God's one and only lapse from firm faith, yet enough to keep him from entering the promised land. Zealous and most active workers for the Lord, who incessantly labored for His cause, like Elijah, Jeremiah and his scribe Baruch, were not immune. The apostle Peter, only too eager

and willing to do his Master's bidding, has his moments of deep doubt in and despair of his Master.

This weakness of faith attacks us all, because it is so deeply engrained in our sinful nature. So it is not in the spirit of blame that we discuss defeatism, but for the purpose of showing its symptoms, be warned of the damage it does to the body of Christ, His church, and take steps for its cure. We, whose "heart trembles for the ark of God", like Eli sitting in the gate, 1 Sam. 4, 13, conscious of our sins and weaknesses, are easily beset by the fear which is defeatism, that we deem all further fighting for the Lord useless, or at least restrict our efforts. When such weakness of faith is not immediately resisted but allowed to take full possession of our heart, it is but a result of losing sight of the gospel of salvation, which sin the Lord punishes by making us live in fear and trembling. It shall be with us as the Lord God threatened unto Israel: "But if ye will not hearken unto me, and will not do all these commandments . . . I also will do this unto you; I will even appoint over you terror . . . and ye shall sow your seed in vain, for your enemies shall eat it . . . and ye shall flee when none pursueth you." Levit. 26, 14-17.

For our warning and instruction were these things written, that our "first love be renewed and we repent and do the first works." Rev. 2, 4-5.

III.

Defeatism is out of place in the church. And this for three reasons. First, the direction over the church; secondly, the very purpose of the church; and finally, the wonderful power of the church.

The church of God is under the direction and rule of its great king Jesus Christ. It is He that has founded it upon the rock of His confession, who has bought it dearly with His blood, who is its sole supreme dictator. This needs no further proof, but is only too often forgotten. We who have been laboring in the Lord's vineyard so long, not only speak of it as "our church," but we are very apt to look upon ourselves as the masters of the church. We believe that this

church is in our hands, that its labors, successes, direction are our doings.

But it is not our church in any sense of the word, except that it is our place of labor. Our Lord Jesus Christ is the owner and planter of the vineyard, it is He that calls laborers into His vineyard, He sends His laborers to any part of His vineyard that He pleases, He sets them to work and He distributes the reward. And all this from pure grace and mercy. Witness the expression "I send" in so many Scripture passages where the messengers of God are appointed to their tasks. Thus to Moses: "I will send thee unto Pharaoh," Exod. 3, 10; to Isaiah: "Whom shall I send, and who will go for us?" Is. 6, 8; to Jeremiah: "Thou shalt go to all that I shall send thee," Jer. 1, 7; and Jeremiah himself: "The Lord sent me to prophesy against this house and against this city," Jer. 26, 12. The Son of God was sent by the Father into the world to prepare His kingdom and to rule over it. Thus He again sends His apostles, teachers, prophets. So in Matth. 10, 5: "These twelve Jesus sent forth"; "Behold, I send you forth as sheep in the midst of wolves," Ibid. v. 16; and again: "I will send them prophets and apostles," Luke 11, 49. In His authority as the Lord and Master of the church He commissions His disciples: "As my Father hath sent me, even so send I you," John 20, 21. This is all summed up in that grand commission issued to His disciples everywhere, for all times, under all conditions, which we find in the last chapter of Matthew: "Go ye therefore, and teach all nations."

This leaves us with but one thing to do, and that is to obey. Obedience this gracious Lord and Master demands of us, that will He have. Ours not to reason, to debate, to doubt, to fear, to await more suitable time and opportunities. We have but one thing to do: Go, as ye are sent; Do, as ye are told. That is why defeatism has no place in the church of God.

The second reason why there is no room for a defeatist in Christ's church, is because His church is founded on earth to be a fighting church, an *ecclesia militans*. The message of the true church of Christ is the gospel of salvation. This gospel is not only beyond the grasp of pure human reason

since the fall, but it is for that very reason hated, despised, and opposed by the sinful world and by the old Adam. The church has to fight, indeed with no other weapon than the word of God, more especially the gospel. It has to fight to plant its small beginnings, to maintain itself against mighty enemies, the world, the flesh, the devil; to extend its borders and to perpetuate its existence. It is a bitter, a never-ending battle. There is no rest here, no easy times need be looked for. It is the very nature of the church, its characteristic feature, that it is an active church, a fighting church. "Think not that I am come to send peace on earth," says the Master, "I am not come to send peace, but a sword." Matth. 10, 34. Always shall "the heathen rage, the kings of the earth set themselves against the Lord, and against his anointed." But always it shall be: "Yet have I set my king upon my holy hill of Zion." Ps. 2. Thus he who would rest on his arms, who is weary of the strife, who advises a truce with the enemy, is out of place in Christ's church. When our church fights no more, when it does not aggressively strive to extend its lines, it is then a dying church. It dies from dry rot within, and from palsy without. Unfaithful to its trust, disobedient to its Master, inept in the use of the sword of the Spirit, satisfied with its restricted lines, it soon loses not only the strength to maintain itself, but the Lord will remove from it the very weapons of its warfare, the gospel of Jesus Christ.

A third and final reason why a defeatist cannot be at home in the church, is that Christ's church is a victorious church. Victory over its enemies, success in overcoming all obstacles, is inherent in the church. Our king and Savior, Jesus Christ was victorious over all His enemies. Sin, death and hell hath He trod under foot. His kingdom shall not be otherwise than victorious. It is: "Rule thou in the midst of thine enemies." Ps. 110, 2. The sceptre and rod of His rule may be only the despised gospel of salvation, but even so it shall be irresistible. "I have sworn by myself, the word is gone out of my mouth in righteousness, and shall not return, That unto me every knee shall bow, every tongue shall swear." Ps. 45, 23. And again, "So shall my word be that goeth forth out of my mouth: it shall not return unto me void, but it shall

accomplish that which I please, and it shall prosper in the thing whereto I sent it." Is. 55, 11. God's kingdom shall persist on earth and it shall grow. For the King Himself is with us in His word and sacrament. There is room here for neither slacker nor obstructionist advising defeat.

For the harm done by the defeatist within the church to the work of the Lord is great. This weariness of spirit nearly prevented the escape of Israel out of its bondage, it hindered their joyful journey to Canaan, it stopped them at the very threshold of the promised land, and entailed untold suffering and death upon them. This weakness to which Moses gave way only momentarily, kept him from entering the land that he so ardently desired to see. Had not the Lord nipped it in the bud in Elijah the prophet, it would have seriously interfered with the Lord's work in Israel. Had Baruch persisted in it, the writing and promulgation of Jeremiah's prophecies would have been seriously hampered. Peter's hasty temper and easily kindled enthusiasm, followed by his being just as easily plunged into despairing fear, caused him untold misery and woe, nor did it further the plans of his Lord's salvation. The harm done to the people of God by disobedience to the express commands of God in not fearlessly proceeding against the enemies of the Lord, but rather giving way to their fears, choosing the easy way of submitting to their love of ease, is well stated in the 106th Psalm, v. 32-36: "They angered him also at the waters of strife, so that it went ill with Moses for their sakes: Because they provoked his spirit, so that he spoke unadvisedly with his lips. They did not destroy the nations, concerning whom the Lord commanded them: But were mingled among the heathen, and learned their works. And they served their idols: which were a snare unto them."

This passage is very instructive on the great harm done to the people of God by defeatism. It is characterized as a sin, the sin of disobedience, a sin which angered the Lord. The state of mind is this: We can do no more, we have done enough, we can find no rest, as Baruch complains, the needs and wants of the church are so never-ending, the pleas for more funds are so persistent, the debts are constantly grow-

ing, the mission fields consume so much man-power and money, that we are ready to take a long rest, to give way where we cannot help it, to give up what we cannot hold. This sin of ignoring the Lord's command to fearlessly go forth on our mission of preaching the gospel and gaining souls for the Lord's kingdom, of filling His house, bears most bitter fruit. First and foremost, it provokes the anger of the Lord, and how shall we answer Him? In the second place, it provokes the spirit of the Lord's servants, His prophets, leaders, pastors, preachers and professors at the schools to "speak unadvisedly with their lips," to lose courage, to begin to doubt, as their self-sacrificing life of labor is made heavier by the lack of support, morally and financially, from their flock. It throws the burden of carrying on the work that the Lord has committed to the whole people on their shoulders alone, so that these proved and faithful servants like Moses, Elijah, Baruch are ready to sink under their load.

In the third place, this sin of defeatism, this readiness to give up, has most dire consequences upon the flock itself. Because Israel would not obey the Lord and drive out the heathens, Israel itself could not prosper. Israel was subdued by the heathen, not merely politically, but in their religion, as they learned to worship the heathen idols. Let no one believe that restricting our work, drawing back from our fields, seeking rest from gathering the means to carry on our work, will result in peace and prosperity to the church. That is reckoning without our enemies and the enemies of the Lord God. These do not rest. Led by the arch enemy, the devil, their main objective is always to destroy the people of God. Attacks from without are not nearly as dangerous as the weakening from within. This weakening from within is accomplished by introducing doubt in the power of our weapons, the word of the Spirit, thus hindering the aggressive fighting by the church. Then follows the introduction of errors in doctrine and the stealing of our faith. The process is simple. Beginning at our schools, the broad and solid founding in the saving knowledge given to our children is gradually abandoned. Then our higher schools cannot be supplied with pupils already well grounded in the faith. These

colleges and seminaries of ours cannot then give the proper training to the future leaders of the church, its pastors, teachers, professors; as we observe in the inadequate training of the sectarian preachers. This lack of well trained men will make itself felt in all the work of the church. The present thoughtless complaint of overproduction will not then be heard, for we may then have an oversupply of undertrained men. May we never forget, that it is a gracious gift of the Lord God to the church, that we have in their different offices pastors, teachers, professors. 1 Cor. 12, 28: "And God hath set some in the church, first apostles, secondarily prophets, thirdly teachers, after that miracles, then gifts of healings, helps, governments, diversities of tongues." And Eph. 4, 11: "And he gave some, apostles; and some, prophets; and some, evangelists; and some pastors and teachers; for the perfecting of the saints, etc." The wise and gracious Lord of His church knows better than we how many such gifts we need. If we make not use of these gifts in men, we shall deserve to be abandoned by the Lord God to false creeds and the loss of the gospel.

Thus defeatism defeats the carrying out of the will of the church's Master; it enervates its strength so that it cannot attain the church's purpose; it destroys the faith in the power and achievements of our Lord in His gospel over all His enemies.

IV.

And now for the cure. For the Lord God in His mercy has well supplied us with the remedy against this evil of defeatism. As defeatism is in its essence nothing more than weakness of faith or lack of faith, the cure lies in the strengthening of this faith. Everything in the kingdom of God, as far as we are concerned, depends upon faith. But our faith is kindled and kept alive by the word of God alone. It is the gospel of salvation that is the very breath of life for faith. Like a wise surgeon the Lord is often obliged to remove certain tumors and poisons by a swift application of the knife of the law in correction and reproof, before He can apply the healing of His glorious promises in the gospel. Thus to Moses at the

Red Sea: "Wherefore criest thou unto me? speak unto the children of Israel, that they go forward." Exod. 14, 15. You have no right to fear. Go ye but forward, do as I the Lord God your Savior command you. Then follows His glorious promise of help in their present trouble. Dry-shod shall ye go through the waters, but your foes shall be swallowed up by them. "And the Egyptians shall know that I am the Lord, when I have gotten me honor upon Pharaoh, upon his chariots, and upon his horsemen." He would not be the Lord God, not be the real Savior, He would be untrue to His name and to His honor, were He not to fight for His own. Thus, temporarily at least, this depression of spirit of God's chosen people was cured. The remedy had to be applied again and again.

Elijah's temporary lapse into defeatism was soon cured. The Lord's procedure was the same. "What doest thou here Elijah?" 1 Kings 19, 9. It was like a trumpet blast in the ears of the despondent prophet to arouse him from his spiritual torpor, to show him the fatal lengths to which his weakness had brought him. As his answer well shows, Elijah recognized this pertinent question of His Lord for what it was: A call to his neglected duty. The Lord must lay bare the wound with the knife of the law. Then, and then only does the Lord show this fiery prophet, that it is not our zeal, our high hopes for God's kingdom, our readiness to blame and condemn, but the "still small voice" of God's healing love and mercy, that has power to save, for the Lord is in neither strong wind, nor earthquake, nor fire. The still small voice assured Elijah that the Lord's work must go on: "Go, return on thy way to the wilderness," v. 15, and that this work is always blessed with success: "Yet I have left me seven thousand in Israel, all the knees which have not bowed unto Baal, and every mouth which hath not kissed him." V. 18. Thus is the great servant of God cured of his defeatism, and the Lord's work goes on, as it must.

And Baruch? See how neatly the great Physician lays his hand upon Baruch's real complaint. He had complained: "Woe is me now! for the Lord hath added grief to my sorrow; I fainted in my sighing, and I find no rest." Jerem. 45,

3. Baruch confesses to no fear, is not cognizant of a weakness of faith. The Lord goes straight to the point: "Behold, that which I have built will I break down, and that which I have planted I will pluck up, even this whole land. And seekest thou **great things** for thyself? seek them not." v. 4 ff. So that was it. Baruch had great plans for his people. He wanted them to be great and strong and mighty, so that they would be highly respectable and honorable in the sight of the world. And all this in the midst of a general wrack and ruin round about, wrought by the Lord Himself in righteous wrath and indignation against a people that had turned away from God. After this sharp incision to remove the inflated tumor of a false pride, does the Lord apply His wonderful healing word of comforting promise: "But thy life will I give unto thee for a prey in all places whither thou goest." v. 5. How many faithful servants of the Lord have not been uplifted from the slough of despond by these marvellously sweet words of comfort and security!

And thus is Peter healed. It is: "O thou of little faith, wherefore didst thou doubt?" Matth. 14, 31. It is always first, O ye of little faith, fear not, before we hear the sweet assurance: Peace be unto you; first the rebuke and then the comforting words. It is thus that St. Paul is made whole in all his afflictions, even the buffetings of Satan: "My grace is sufficient to thee: for my strength is made perfect in weakness." 2 Cor. 12, 9.

If we are to be healed from the prevalent weariness of spirit, that has gripped so many of us during these latter days of sore trials, we must submit to the wise ministrations of our great Healer Jesus the Christ. From the rich storehouse of His word He will gladly supply all that we need for our cure. We must submit to rebuke, His pointing out to us the sin of doubt and misbelief in His promises. Why are ye fearful, ye Lutheran Christians? Have I not revealed to you more fully than to others the gospel of salvation? Have I not given you so richly of teachers in the past, enlightened by my Spirit, so that they delivered to you the truths of salvation in brightest clearness? Have not I blessed your labors in this new land of opportunity, so that ye have become a mighty

army? Has the arm of the Lord become shortened now, so that He cannot help us any more? Are not the same weapons for the Lord's warfare in your hands, that won so many battles for your forefathers? Is it not, that if ye lack now, it is because ye have lost your confidence in those weapons and in me, the Lord God? Let us hold still while the Lord wields His scalpel.

Truly, what can we answer? We know from Scripture that difficulties and perplexities such as these that beset us now were not merely the lot of all our brethren at all times, but that they are part and parcel of our calling, the outstanding characteristic of the church, as decreed by its Master. All the men of God from Adam to Jesus Christ bear witness to that. The true church is always *ecclesia pressa*, fighting under difficulties from within and without — but always fighting. "In the world ye shall have tribulation: but be of good cheer; I have overcome the world." John 16, 33. We know from the examples in Scripture that so many of our troubles are caused by ourselves. We have not heeded the Lord's warning cries, we have loved the world, we have gloried in our own strength, we have been too self-confident, we have looked to the outward glory of the church and neglected its inner upbuilding. We have undertaken large ventures because we had plenty of money and the times were good, instead of expecting everything from the Lord and His gospel. We say it to our shame and in contrite humiliation. But again, we know from the Scriptures, that even so, even though we be at fault, the Lord in His great goodness and truth and mercy has turned these very sins of ours into crosses for our spiritual discipline. Thus would He train us to look to Him and to Him only for guidance and help. He would bring us to repentance, so that He might bless us the more. The cure of our depression of spirit, our weariness, hopelessness, in short of our defeatism, can be wrought by the Lord only. But the remedy from the Lord is in our hands.

What is that remedy? It is the Word of God. "For the word of God is quick and powerful, and sharper than any two-edged sword piercing even to the dividing asunder of soul and spirit, and of the joints and marrow, and is a discerner of the

thoughts and intents of the heart." Hebrews 4, 12. It is the "sword of the Spirit," Eph. 6, 17. We need to look to it that our "feet are shod with the preparation of the gospel of peace," v. 15. We need to understand more fully what St. Paul meant, when he so confidently asserts: "For I am not ashamed of the gospel of Christ; for it is the power of God unto salvation to every one that believeth." Rom. 1, 16. In short we need a more thorough appreciation of the gospel.

What is that appreciation? It is a clear and thorough understanding of the gospel, resulting in a lively faith and confidence in this gospel. A hearty perception of the wonderful nature of this revelation of God's immeasurable love, His immense grace. We need to be filled with that soul-filling wonder and astonishment at the supreme fact revealed in this word of mercy, that stupendous fact beyond all our grasp, even in but a small part, that God **could** so love this world, so loathsome to Him on account of its sin, that He gave His best and dearest, His only-begotten Son for us, that we might be saved from His wrath. We need a fuller understanding of the fact, that this gospel is the only message of salvation that the world has, that nothing else can save the world. We need to be imbued with a fuller sense of the power of the gospel. By the preaching of this word alone St. Paul filled all Asia with the knowledge of salvation. It is due to this imperishable gospel that the church of Christ has persisted to this day, in spite of all the efforts of her enemies to subdue it. The power of this gospel is the greatest power on earth today, as it always was, and always shall be. Thrones and principalities, kingdoms and republics have passed away, but this word still stands. Philosophies and all the worldly wisdom of men have arisen, have held proud sway, and have been cast aside like an old garment, but this wisdom of God has not changed one iota, and is just as new, just as up-to-date, just as adapted to the needs of men, just as powerful to kindle faith and win souls for Christ, as when it was proclaimed to Adam and Eve. That is what we need to realize. All the shifting powers of this present-day world, its isms and ologies, its evolutions and religions, its test tubes and microscopes, shall be superseded, become antiquated, and

be cast aside, when this gospel shall still be the only saving power for men. The threatening attitude of these human powers, that are standing in the way of the true church and its gospel, can not really obstruct the march of the kingdom of God. We have in our hands in the gospel a power, that neither world, hell, nor the devil can withstand. It is in truth invincible. This gospel has power to heal all our diseases. Preached in truth and purity, it is a weapon of defense and offense against all foes. Let us rely on it solely and let us use it rightly.

The right use of this gospel is to study it, patiently, humbly, prayerfully, persistently. We must allow it to speak not merely to our eyes, in our ears, through our lips, but to our heart, so that our faith in Him who is our Peace may be firmly anchored in that word. He who alone can cure us from all our sins, including defeatism, is the Lord God; the means of that cure is the word of God. This word of God holds before our eyes the exhortations to faith, the comforting promises for faith to lay hold on, the outstanding examples of faith for us to follow. So rich is this word of God in His Bible, that we despair to bring before you even a select number of passages. From cover to cover this written revelation from heaven is filled with these exhortations, promises, examples. Let us content ourselves for our present purpose to cursorily glance at the twelfth chapter of the Hebrews.

The writer of this epistle had cited many outstanding examples of faith from the Old Testament, after he had given his fine definition of faith in v. 1, ch. 11: "Now faith is the substance of things hoped for, the evidence of things not seen." He portrays these faithful of the former times as witnesses to our faith, surrounding us as a cloud. The subject of this whole 12th chapter is the duty of faithfulness to Christ. The things surrounding us are but impeding us in the performance of that duty, as a weight clogging our steps. It is the sin of losing sight of Christ. V. 1.

Therefore we are to look to Jesus, "the author and finisher of our faith." For as Jesus has begun this faith in us, it is He alone that can so order, govern and give direction to our fight of faith, that it be finished, crowned, with glorious

victory. v. 2. Him we are to consider, "lest ye be wearied and faint in your minds." v. 3. Christ's example of patiently enduring the cross, despising the shame, to be "set down at the right hand of the throne of God," is to be the inspiring example for us, and His powerful strength is to be our help in reaching the goal of glory.

Our trials and difficulties are many and great. Granted. Yet are they not as heavy or hard as they might be. "Ye have not yet resisted unto blood, striving against sin." v. 4. Life and limb have not yet been jeopardized in our struggle for the gospel. There has been no real martyrdom. Of our monies for the church we have not given to the extent of hurting our fortunes. We have given, but rarely sacrificed in so giving. We gave of our abundance. We lacked neither food nor clothing through our giving to the church. We labored hard in the vineyard, but we have not risked our lives in the work. We have not counted every thing for dross, so that we might win Christ and for Christ. Indeed we complain much, but without reason. We have forgotten that these straitened circumstances of ours are a chastening from the Lord. v. 5-11. "Ye have forgotten the exhortation which speaketh unto you as children." v. 5. We have only too often overlooked the fact, that being children of God, we must endure His chastening rod, that this chastening may seem a scourge to us, but yet it is only a proof of His love and of our sonship. In the prosecution of our labors for the Lord we must bear the cross for His sake, as He bore His from the Father for us. It is for our correction. We have indeed deserved it by our remissness in doing His work, and in our over-confidence in ourselves, when money was plentiful and times were what we foolishly called good. But the Lord's chastening now is not for our despair in His mercy or goodness. It is for "our profit, that we might be partakers of holiness." Not as an angry judge does the Lord visit us, but as a loving Father. Thus are we humbled in our own conceit, thus are we made dependent on Him alone, thus do we learn to call on Him more earnestly, thus are we drawn to Him more closely.

From all these examples of faith, from all these exhorta-

tions to faith, from all these promises for faith, let us be cured from all lack and weakness of faith, and thus from our defeatism. "Wherefore lift up the hands which hang down, and the feeble knees; and make straight paths for your feet, lest that which is lame be turned out of the way; but let it rather be healed." V. 12-13. Instead of losing courage or discouraging one another, let us rather take courage to go on fearlessly in the Lord's work, so that the weary and the feeble and the lame amongst us be not left in that condition, but healed. Is it not written: "But unto you that fear my name shall the Sun of righteousness arise with healing in his wings; and ye shall go forth, and grow up as calves of the stall." Mal. 4, 2.

The effects of this healing from the Lord will appear in our church councils where we deliberate upon the mode of procedure in carrying on the work of the Lord. It will be a guiding light to our feet on the way, a strength to run the prescribed course. Let none fear that such encouragement tends to make us light-headed, reckless and overconfident in our decisions, without sober judgment as to the how and where and how far we are to go on our course to preach the gospel. Looking to the Lord only for help and strength will make us sober, vigilant, willing and strong to do what the Lord has so plainly set before us as our duty. Being cured from fear we shall be all the more faithful to our Lord Jesus Christ and to His kingdom. Let us but act upon the plea of Hosea, ch. 6, 1: "Come, and let us return unto the Lord: for he hath torn, and he will heal us; he hath smitten, and he will bind us up." May the Lord give us grace to believe His gracious promise, as if it were an answer to our prayer, Isaiah 57, 18-19: "I have seen his ways, and will heal him: I will lead him also, and restore comforts unto him and to his mourners. I create the fruit of the lips; Peace, peace to him that is far off, and to him that is near, saith the Lord; and I will heal him." Aug. F. Zich.

* * * * *

Note. This paper, read before the biennial session of the Joint Synod of Wisconsin, at Milwaukee, in August 1933, is also published in pamphlet form and may be had at the Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis.

Lebensbild St. Pauli.

(Fortsetzung.)

Es mag im Spätsommer des Jahres 54 gewesen sein, als Paulus zum zweiten Male seinen Fuß in die Stadt Ephesus setzte, die nun länger als irgendein anderer Ort der Schauplatz seiner Wirksamkeit werden sollte. Hoffnungsvoll schaut er über die Stadt, die mit ihren Häusern und Palästen sich wie ein Meer vor ihm ausdehnt. Welch eine große Schar Auserwählter möchte der Herr hier haben, die zu sammeln nun seine Aufgabe war. Er sieht ein Volk, das nicht müde wird, seinen Göttern Opfer darzubringen, und sein durch Gottes Geist geschärftes Ohr hört aus alledem den Sehnsuchtschrei der armen gequälten Menschenseele nach Hilfe, nach Erlösung. Paulus hat Hoffnung auch für diese so tief gesunkenen Menschen, weil er Glauben hat an den, der es nicht verschmäht hat, für die verdammte Menschheit sein Leben in den Tod zu geben und ihn gesandt, diesen armen Götzendienern Heil zu verkünden. Er steht in dieser sittenverderbten Großstadt nicht mutlos, nicht verzagt, sondern freudigen Mutes, mit erhobenem Haupte da, bereit, wie immer so auch jetzt seine ganze Kraft und wenn nötig sein Leben daran zu setzen, die Welt für Christum zu erobern. Denn ihn beseelt das selige Bewußtsein: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Freudig tritt er ein in die Arbeit, um hier, wo ein solch prunkender Götzentempel steht, den Bau jenes Tempels zu beginnen, dessen Grund- und Eckstein Christus ist, und der allen Untwägungen der Zeiten zum Troß bestehen, von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden, sondern in der Ewigkeit seine herrliche Vollendung erreichen soll. Den Anfang hierzu hatte er schon bei seiner ersten Anwesenheit im Frühjahr gemacht, als er den Juden in der Synagoge Christum predigte. Aquila und Priscilla, die ihn damals von Korinth aus begleiteten, waren hier zurückgeblieben. Bald nachdem der Apostel nach Jerusalem weitergereist, war in Ephesus Apollo eingetroffen, ein Jude aus Alexandrien in Aegypten, das damals neben Athen das Centrum der Gelehrsamkeit war. Hier hatte Apollo sich ein bedeutendes Wissen erworben und sich besonders in der Rhetorik ausgebildet. Doch nicht bloß mit weltlicher Wissenschaft hatte er sich abgegeben, sondern er hatte vor allem die Heilige Schrift studiert und besonders mit den messianischen Weissagungen sich beschäftigt. Als er nun mit Jüngern Johannes des Täufers in Alexandrien zusammentraf und aus ihrem Munde von dem Wirken ihres Meisters vernommen und auch von Jesus von Nazareth, dem Propheten mächtig in Worten und Taten gehört, da glaubte er an Jesum als den rechten Messias, wenngleich ihm sein hochpriesterliches und königliches Amt noch ein verschlossenes Geheimnis blieb. Aus einem unbekanntem Anlaß nach Ephesus gekommen, fing er, wie er das schon in Alexandrien getan haben möchte, mit brünstigem Geiste an, in der Synagoge vor den dortigen Juden von dem Herrn zu zeugen. Unter seinen Zuhörern befand sich auch das gottselige Ehepaar

Aquila und Priscilla. Diese im Glauben gegründeten und in der Erkenntnis des Heils geförderten Christen merkten bald, woran es diesem hochbegabten Zeugen zu voller Erkenntnis der göttlichen Wahrheit noch fehlte. Sie luden ihn ein, Gast in ihrem Hause zu sein, legten ihm dann den Weg Gottes einfach und kindlich aus und vermittelten ihm zweifelsohne die Taufe auf den Namen Christi.

Nun war Apollo entschlossen, sich ganz der Sache Christi hinzugeben und sich in den Dienst der Kirche zu stellen. In Ephesus, wo er mit mangelhafter Erkenntnis aufgetreten, mochte er vorerst nicht weiterarbeiten. Er sieht sich darum nach einem anderen Wirkungskreis um. Sein Auge richtet sich, wohl durch des frommen Ehepaars Schilderungen der dortigen Gemeinde, auf Korinth in der Provinz Achaja. Er entschließt sich dorthin zu ziehen, und die Brüder in Ephesus, die sein Vorhaben billigen, geben ihm ein Empfehlungsschreiben an die dortigen Christen mit. Hier arbeitete er im großen Segen, indem er auf dem Grunde, den Paulus gelegt, weiter baute und begoß, was sein großer Vorgänger gepflanzt hatte (1. Kor. 3, 6). Aus 1. Kor. 16, 12 erfahren wir, daß er später wieder nach Ephesus ging und dortselbst mit Paulus gemeinsam arbeitete. Bis auf eine kurze Bemerkung in Titus 3, 13 hören wir dann von ihm nichts mehr. Ob er der Verfasser des Hebräerbriefes ist, wie Dr. Luther anzunehmen geneigt war, bleibt eine bloße Vermutung.

Apollo war bereits abgereist, als St. Paulus in Ephesus ankam. Er ging sofort an die Arbeit. Bei seinem Missionieren in der Stadt fand er eine kleine Schar Johannes-Jünger, zwölf an der Zahl (Act. 19, 1-7). Sie hatten von dem Messias wohl noch weniger Erkenntnis, als sie etwa Apollo besaß. Mit diesem wie auch mit Aquila und Priscilla scheinen sie nicht in Berührung gekommen zu sein. Sie hatten die Johannaestaufe empfangen und mußten nichts von der Ausgießung des Heiligen Geistes. — Um zu verstehen, was es mit diesen Johannes-Jüngern für eine Bewandnis hat, muß man die Taufe, die Johannes der Täufer in Person vollzog, und die, welche später seine Jünger vollzogen, wohl unterscheiden. Johannes taufte auf ausdrücklichen Befehl Gottes. Seine Taufe war darum ein Sakrament, welches denen, die über ihre Sünde Buße taten und seinem Zeugnis von dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, glaubten, Gnade und Vergebung mittheilte. Johannes hatte auf den hinzutreiben, der nach ihm kommen und durch seinen Tod allen Sündern Vergebung und Heil erwerben sollte. Als Christus sein Amt öffentlich antrat, war Johannes Amt und Werk zu Ende, seine Aufgabe erfüllt. Er weist daher seine Jünger, selbst noch in seinem Kerker, nachdrücklich zu Jesu hin. Und nachdem Christus durch seinen Tod eine ewige Erlösung erkunden und nach seiner Auferstehung seine Jünger beauftragt hatte, alle Völker im Namen des dreieinigen Gottes zu taufen, war die Johannaestaufe außer Kraft gesetzt. Nicht alle Jünger Johannes waren indessen Jünger Christi geworden. Nach des Vorläufers Tod und Christi Himmelfahrt, nach Pfingsten, ja noch in den Tagen der Wirksamkeit Pauli, finden sich Johannesjünger, die, entgegen der ausdrücklichen Weisung des Täufers, diesen immer noch als ihren Meister, ja als das Oberhaupt ihrer Gemeinschaft, zu der

sie sich zusammengetan, verehrten und sich von der christlichen Kirche ferne hielten. Ihre Taufe, die sie vollzogen und für die Fortsetzung der Johannestaufe ausgaben, die aber, weil sie keinen göttlichen Befehl dazu hatten, keine Taufe war, hatten jene zwölf Jünger in Ephesus empfangen. Sie ließen sich nun von dem Apostel unterrichten und zu der wahren Erkenntnis Jesu Christi führen, wurden auf Jesu Namen getauft und empfangen, als Paulus seine Hand auf sie legte, den Heiligen Geist und die Sondergabe des Zungenredens.

Der zahlreichen durch Handel und Gewinn nach Ephesus gelockten Judenthums zunächst das Evangelium zu verkündigen hielt der Apostel wie immer so auch hier für seine erste Aufgabe. Er begab sich demnach in die Synagoge. Von der Synagoge aus war ja auch hier jenes Warten auf einen Befreier der Völker aus Juda angeregt worden. Von der Synagoge aus hatte die zehnfache Pflugschar des Gesetzes den Acker auch hier in vielen Heidenherzen gelockert, so daß Paulus den Samen des Evangeliums nur in die offenen Furchen zu streuen brauchte. Es waren hier Zuhörer verschiedener Nationalitäten versammelt, außer den Juden noch Syrer, Griechen und Römer.

Ohne Zweifel ging der Apostel mit freudiger Zuvorsicht in die Synagoge. Waren doch bei seinem erstmaligen kurzen Aufenthalt, als er daselbst gepredigt, seine Brüder nach dem Fleisch ihm mit großer Freundlichkeit entgegengekommen und hatten ihn dringend gebeten, noch länger bei ihnen zu verweilen. Drei Monate darf er nun auch allerdings frei und ungestört von dem Reiche Gottes predigen, das durch Jesum Christum erschienen ist. Und er predigt nicht nur, sondern was schwerer ist, er unterredet sich auch mit seinen jüdischen Zuhörern, hört geduldig ihre Bedenken an, beantwortete ihre Fragen, widerlegt ihre Einwürfe, sucht es ihnen aus den Propheten zu beweisen, daß Jesus der verheißene Messias sei, und wartete geduldig auf die Frucht seiner Aussaat, auf die Wirkung seiner Predigt (Act. 19, 8). Aber endlich kam es zu einem Bruche zwischen dem Apostel und den Juden, zu einer Scheidung zwischen Glauben und Unglauben. Auch hier wieder begegnet ihm der jüdische Hochmut, dem die Predigt vom Kreuz ein Ärgernis ist; die Halsstarrigkeit jenes Volkes, das mit sehenden Augen nicht sehen, mit hörenden Ohren nicht hören will.

Als die erwachte Feindschaft bis zu dem Grade gestiegen war, daß die Widersacher in der Synagoge angesichts der versammelten Menge den Weg des Heils, den Paulus predigte, mit Schmähworten angriffen, hielt er es für angezeigt, den gläubigen Teil seiner Zuhörer dadurch vor der Einwirkung dieses feindlichen Geistes und geschleuderten Giftes zu bewahren, daß er sich von dem ungläubigen Judentum trennte. Er kehrte der Synagoge den Rücken, gefolgt von allen, welche der Wahrheit zugefallen waren, und beschloß, einen eigenen Predigtsaal zu mieten. Wenn dazumal jemand eine Lehre, eine Wissenschaft unter die Leute bringen wollte, so geschah es nicht wie heutigen Tages, daß man flugs ein Buch verfaßte oder lange Artikel darüber in der Tagespresse und Magazinen erscheinen läßt, sondern man hielt Vorträge in Hörsälen, unter freiem Himmel, in Gärten und auf Marktplätzen. So verfuhr auch der Apostel. Und so sehen wir ihn eines

Tages, etwa um Weihnachten, mit seinem Freunde und Handwerksgenossen Aquila, in dessen Werkstatt er sich wahrscheinlich auch hier wie vordem in Korinth seinen Unterhalt erarbeitet, durch die Straßen der Stadt wandern und nach einem geeigneten Lokale Ausschau halten. In einem Lehrsaal, der einem gewissen Tyrannus gehörte und eine stattliche Zuhörererschaft fassen konnte, finden sie ein solches. Zwei Jahre lang blieb dasselbe der Schauplatz einer großartigen, reichgesegneten Predigtthätigkeit. Es ist das erste öffentliche Predigtlokal der christlichen Kirche, von welchem die Geschichte berichtet.

Wie weiße der Apostel gehandelt, wurde bald offenbar. Gegen die Juden und ihre Synagoge herrschten unter den Heiden viele Vorurteile und entschiedene Abneigungen. Da man nun, um Paulum zu hören, nicht mehr zu ihnen zu gehen brauchte, strömten heidnische Zuhörer um so zahlreicher herbei. Bald gehörte die Schule des Tyrannus zu den besuchtesten Hörsälen der Stadt. Wie in Korinth stammten wohl auch hier die Zuhörer aus den verschiedensten Ständen und Volksschichten: Handwerker, Arbeiter, Männer und Frauen aus vornehmen Kreisen und zahlreiche Sklaven. Über den Inhalt der Predigten, die Paulus hier hielt, teilt uns Lukas nichts mit. Ist auch nicht notwendig, hat er uns doch ein für allemal das große Thema angegeben, das er allen seinen Predigten und Reden zugrunde legte, wenn er zu den Korinthern sagt: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten“ (1. Kor. 2, 2). Den Worten des Demetrius indessen entnehmen wir, daß er sich nicht scheut, die allberehrte Göttin Diana aufs schärfste anzugreifen und seinen Zuhörern in Anlehnung an Jes. 40, 18 zuzurufen: Götter, die mit Händen gemacht sind, sind gar keine Götter (Act. 19, 26. 27). Eure Religion ist eitel, eure Gotteserkenntnis verfinstert, euer Leben von Gott entfremdet. So unwissend seid ihr geworden, daß ihr in eurem Dianadienst die schändlichste Unzucht, die schmähllichste Unsauberkeit treibt, dabei nur am Gelde hängt und euch durch eure Lüste selbst verderbet (Eph. 4, 17 ff.). Und er stellt dann dieser erbärmlichen, trostlosen, schändlichen Religion gegenüber die himmelweite, abgrundtiefe, selige Gnade Gottes, die in Christo Jesu erschienen ist allen Menschen. Diese Gedanken, die er an die Epheser schreibt, hat er ihnen gewiß zuvor auch mündlich zugerufen.

Die Arbeit, die der Apostel, der jetzt etwa 55 Jahre zählen mochte, bewältigte, ist erstaunlich. Wie klein, wie unnützlich kommen wir uns diesem Gewaltigen in Israel gegenüber vor! Versuchen wir einmal an Hand der Andeutungen in der Apostelgeschichte und seinen eigenen Briefen das, was er geleistet, uns kurz zu vergegenwärtigen.

Zunächst galt es für ihn, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, denn er wollte den Segnern des Evangeliums jede Möglichkeit vorwegnehmen, ihm unlautere Absichten unterzuschleiben. Er nahm deswegen von seinen Gemeinden nicht einen Groschen an. Lieber wollte er sterben, als daß ihm jemand diesen Ruhm sollte zunichte machen (1. Kor. 9, 4–15). Was er sich von seinen Gemeindegliedern geben ließ, bezahlte er bar. Nur bei den Philippern machte er eine Ausnahme. So saß er denn, so oft er

am Tage eine freie Stunde hatte, emsig in der Werkstatt am Webstuhl beschäftigt (2. Thess. 3, 8). Konnte er das am Tage nicht, nahm er die Nacht dazu (1. Thess. 2, 9). Galt es doch noch mehr zu erwerben, als was er gerade für seine Person benötigte. Wenn Timotheus, Titus oder andere Gehilfen von ihren Posten, auf welche er sie entsandt hatte, zurückkehrten, mußte er sie mitversorgen, wohl auch das nötige Reisegeld aufbringen (Act. 20, 34 f.). Und wenn er seine Christen ermahnt, sie sollen sparen, damit sie etwas hätten den Dürftigen zu geben, so ist er ihnen auch darin mit leuchtendem Beispiele vorangegangen. Er nahm nicht nur nichts von seinen Gemeinden, er gab ihnen noch. Es war seine Freude, von den menigen, fauerverdienten Groschen den Armen und Notleidenden mitzuteilen, und zeigte durch sein Vorbild, wie wahr jenes Wort des Herrn ist: „Geben ist seliger, denn nehmen“ (Act. 20, 35).

Dann kam seine Predigtthätigkeit, die er Tag für Tag ununterbrochen ausübte (Act. 19, 9). Stundenlang predigte er, hatte Unterredungen mit den Zuhörern und Unterricht mit den Katechumenen. Wer das schon getan, der weiß, wie sehr dadurch Leib und Geist matt werden. Dann die Sorge um die einzelnen Seelen, die seinen Rat und Zuspruch brauchten. Es gab Schwache, es gab Wankelmütige, Angefochtene, Kranke. Die durfte er nicht sich selbst überlassen (Act. 20, 31). Unermüdlieh ging er ihnen nach, Straße auf, Straße ab, von Haus zu Haus, durch die ganze Stadt. Er freute sich mit den Fröhlichen und weinte mit den Weinenden. Wenn andie Feierabend hatten, war er lange noch nicht fertig. Dann kamen zu ihm in die Herberge solche, die irgendein besonderes Anliegen hatten und ihm ihr Herz ausschütten wollten, wie wir das aus seinen Worten ersehen: „Ohne was sich sonst zuträgt, nämlich, daß ich täglich werde angelaufen“ (2. Kor. 11, 28). War endlich der letzte Besucher zu vorgerückter Stunde gegangen, dann hatte er seiner fernen Gemeinden zu gedenken. Wenn er sagt: „Ich trage Sorge für alle Gemeinden“, so war das in erster Linie eine Sorge der Fürbitte ohne Unterlaß. Hatte er über seine Gemeinden mit Gott geredet, so redete er dann noch oft zu ihnen durch Briefe. Bis in die spätesten Nachtstunden, oftmals wohl gar bis das Licht des neuen Tages heraufdämmerte, sehen wir ihn im Geiste beim trübe brennenden Öllämpchen über dem Pergament sitzen und jene Briefe verfassen, die uns nicht nur solch tiefe Blicke tun lassen in sein großes, weites Apostelherz, sondern uns vor allem Jesum Christum so vor Augen malen, daß wir nicht anders als mit dem Verfasser derselben in seligem Staunen ausrufen können: „O welche eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntnis Gottes!“ (Röm. 11, 33). — Briefe, so tief, wie sonst keine von menschlicher Feder geschrieben wurden, so inhaltsreich, daß diesen Schacht noch niemand erschöpft hat, daß jedes Jahrhundert daraus aufs neue die köstlichsten Schätze hebt. Wie viel Zeit auch nur die bloße Niederschrift in Anspruch nahm, können wir uns vorstellen. (Vergleiche hierzu Röm. 16, 22, wonach der Römerbrief dem Tertius in die Feder diktiert wurde.)

Es ist ein ergreifendes Bild, das er selbst, seine Wirkksamkeit kurz summierend, zeichnet, wenn er in seinem Abschiedsgruß an die Ältesten von Ephesus sagt: „Ihr wiisset, wie ich vom ersten Tage an, da ich nach Asien

gekommen, allezeit bei euch gewesen bin. Ich habe dem Herrn gedient mit aller Demut und mit vielen Tränen und Anfechtungen, die mir sind widerfahren von den Juden, die mir nachstellten. Ich habe nichts verhalten, das da nützlich ist, daß ich euch nicht verkündigt hätte und euch gelehret öffentlich und sonderlich; und habe bezeugt beide den Juden und Griechen die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Darum seid wacker und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe drei Jahre, Tag und Nacht einen jeglichen mit Tränen zu ermahnen. Ich habe euer keines Silber noch Gold noch Kleid begehret. Denn ihr wisset selbst, daß mir diese Hände zu meiner Notdurft und derer, die mit mir gewesen sind, gedienet haben. Ich habe es euch alles gezeigt, daß man also arbeiten müsse und die Schwachen aufnehmen und gedenken an das Wort des Herrn Jesu, das er gesagt hat: Geben ist seliger denn nehmen.“

So hat der Apostel, mit Einsetzung seiner ganzen Person, mit allen Kräften Leibes und der Seele gearbeitet und das unter Erzdulbung ungezählter Kämpfe, Anfechtungen, Leiden und Verfolgungen aller Art. Von Ephesus aus schreibt er darüber an die Korinther: „Ich halte aber, Gott habe uns Apostel für die Allergeringsten dargestellt, als dem Tode übergeben. Denn wir sind ein Schauspiel worden der Welt und den Engeln und den Menschen. . . . Bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und Durst und sind nackt und werden geschlagen und haben keine gewisse Stätte und arbeiten und wirken mit unseren eigenen Händen. Man schilt uns, so segnen wir, man verfolgt uns, so dulden wir's, man lästert uns, so flehen wir; wir sind stets als ein Fluch der Welt und ein Pöppel aller Leute.“ (1. Kor. 4, 9–13.)

Die mit solch großer Treue und mit völliger Hingabe vollbrachte Arbeit seines frommen und getreuen Knechtes hat denn der Herr der Kirche auch mit herrlichem Segen gekrönt. Eine Bewegung ging durch alle Kreise und Volksschichten, Pauli Wirken beeinflusste das ganze Leben der Stadt. Ja, die ganze Provinz Asia wurde in diese Bewegung hineingezogen. Nach Ephesus strömten fortwährend Leute aus den verschiedensten Gegenden des Inneren Kleinasiens, teils des Handels, teils des Dianadienstes wegen. Da konnte es nicht fehlen, daß Juden und Griechen aus der näheren und ferneren Umgegend in Verührung mit Christen kamen, deren Zahl in der Stadt ja von Tag zu Tag wuchs. Sie wurden von diesen auf den gewaltigen Lehrer aufmerksam gemacht, der eine neue, seltsame Lehre verkündigte, und dessen Name bereits das Tagesgespräch in Ephesus bilde. Sie suchten den Hörsal des Tyrannus auf, und viele von ihnen, von der Kraft des Evangeliums ergriffen, wurden an den Herrn Jesum gläubig, trugen die frohe Botschaft von Christo nach Hause und legten so in ihrer respektiven Heimat den Grund zu neuen Christengemeinden. Immer neue Gemeinden tauchen auf, deren Namen wir oft nur gelegentlich aus einer kurzen Bemerkung in den Episteln erfahren, ohne daß uns die Apostelgeschichte etwas über ihre Entstehung mitteilt.

Der Apostel konnte die ins Riesige wachsende Arbeit nicht allein bewältigen. Er umgab sich deswegen mit einem Stab apostolischer Gehilfen. Da waren außer seinem alten Freunde Aquila der wohlbekannte Timotheus

von Verbe, Crastus der frühere Stadttrentmeister von Korinth (Act. 19, 22), Gajus und Aristarchus aus Mazedonien (Act. 19, 29), Epaphroditus (Kol. 1, 7; 4, 12) und Sophrenes, der mit an der Spitze des von Ephesus geschriebenen Korintherbriefes steht. Mit diesen sieben geistvollen Männern beriet er das Wohl und Wehe aller Gemeinden, er setzt darum auch in seinem ebenfalls in Ephesus verfaßten Galaterbrief in den vorausgehenden Gruß nicht allein seinen eigenen Namen, sondern auch den aller Brüder, die bei ihm sind (Gal. 1, 2).

Von den Gemeinden, die von Ephesus aus gegründet wurden, sind zu nennen Kolossä, wohin er, wohl auf Bitten der durch seine Predigt bekehrten und dorthin zurückgekehrten Christen, den Epaphroditus gesandt hatte (Kol. 1, 7; 4, 12. 13), Laodicäa und Hierapolis; ferner die anderen in der Offenbarung genannten Gemeinden Sardes, Smyrna, Pergamus, Thyatira und Philadelphia. Die ganze Provinz Asia wurde mit einem Netz von Gemeinden bedeckt. So finden wir selbst in dem nördlichsten Teil derselben, in dem schon auf der zweiten Missionsreise erwähnten Troas eine Gemeinde, woselbst der Apostel damals nur vorübergehend weilte.

Wie mächtig und offenbar Gott der Herr sich zu dem von Paulo verkündigten Evangelio bekannte, ersehen wir auch daraus, daß er nicht bloß durch den Mund, sondern auch durch die Hände des Apostels wirkte. Nicht nur auf die Predigt legte der Herr seinen Segen, daß sie siegreich die Herzen durchdrang, die Mächte des Unglaubens und Uberglaubens überwand, auch die Hände des Apostels durchströmte er mit wunderbaren Heilskräften, daß durch sein Handauflegen Kranke genasen. Ja selbst Pauli Schweißtücher und Arbeitsschürzen (Koller) legte man Leidenden auf, und sie wurden gesund. Wir sehen hier die Erfüllung des Wortes Jesu auch im buchstäblichen Sinne: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen“ (Joh. 7, 38). Das waren in der Tat unerhörte Wunder, die auf alle einen gewaltigen Eindruck machten. Der Herr zerriß damit die Bande der lügnerischen Zeichen und Wunder der jüdischen und heidnischen Schwarzkünstler, die gesprengt werden mußten, sollte das Evangelium in immer weiteren Kreisen Eingang gewinnen. Es hat einmal ein Mann Gottes irgendwo gesagt: „Die Zeichen und Wunder, die Gott am Morgen der christlichen Kirche durch seine Knechte verrichtete, waren die Kirchenglocken, die er läuten ließ, um die Menge herbeizurufen, sein seligmachendes Wort zu hören.“ So war's auch in Ephesus. Gegen solche wahrhaft göttlichen Wunder mußten die durch die ephesinischen Zaubersprüche bewirkten Zeichen als ein Gaukelspiel des Fürsten der Finsternis offenbar werden und jedermann erkennen, daß Paulus der Diener Gottes des Allerhöchsten und das von ihm verkündigte Evangelium die ewige Wahrheit sei.

„Die Heilung Kranker mittelst Kleidungsstücke des Apostels ist etwas ganz Außerordentliches. Wenn solches auch, wie deutlich zu ersehen, nicht von dem Apostel angeraten, geschweige denn gefördert wurde, so muß er doch darum gewußt und es geduldet haben. Es ist aber dieses Tun durchaus nicht mit dem Reliquiendienst der Papstkirche auf gleiche Stufe zu stellen, weil offenbar nicht den Tüchern und Schürzen an sich innewohnende

Heil- und Wunderkräfte zugebracht wurden, so daß dieselben von da an jedermann hätten zur Genesung verhelfen können. — Der Reliquiendienst der Römlinge ist ja nichts anderes als ein toter Götzendienst, weil er das Heil und die Hilfe aus einer toten Hand erwartet, und weil er es hinnimmt mit einer toten Hand. In Ephesus dagegen war die Heilung durch die lebendige Persönlichkeit des Apostels bedingt, und nur unmittelbar von ihm selbst hinweg, werden jene Tüchlein Mittel seiner Wunderkraft. Ohne Zweifel war auch der Glaube jener Kranken, wie bei dem blutflüssigen Weib, nicht nur die Bedingung ihrer Empfänglichkeit, sondern auch der erste Beweggrund zu jenem Verfahren selbst, bei welchem sicher zugleich der Name Jesu in gläubigem Seufzen angerufen wurde. Es haben aber diese Geschehnisse in Ephesus noch eine andere Bedeutung. Gerade in jenen Tagen begannen die jüdisierenden Christen, die Paulo die erlittene Niederlage in Jerusalem nicht vergessen konnten, die Wühlarbeit gegen den Apostel aufs neue. Sie waren bereits nach Galatien gekommen, ja in Korinth aufgetaucht, und es stand zu erwarten, daß sie ihren Weg auch nach Ephesus finden würden. Sie suchten seine Autorität in seinen Gemeinden dadurch zu untergraben, daß sie sein Apostolat als nicht dem der anderen ebenbürtig hinstellten. Und je tiefer man Paulus herabsetzte, um so höher erhob man Petrus. Die gesegnete, über alle Maßen erfolgreiche Wirksamkeit Pauli mußte durch solch heimtückisches Tun ungemein gehindert werden, wenn nicht gar zum Stillstand kommen, sollten diese Wühlereien noch weiter um sich greifen. Da tritt denn der Oberhirte der Kirche selber als Zeuge für die Ebenbürtigkeit des Paulus mit Petrus ein, indem er ihn mit derselben Wunderkraft wie diesen begabt. Ja, zu Ephesus geschehen noch größere Dinge als einst zu Jerusalem, und was einst des Petrus Schatten zu wirken vermochte, das richten jetzt des Paulus Schweißtüchlein und Woller aus (Act. 5, 15), denn Ephesus, der Mittelpunkt der das Evangelium gläubig annehmenden Heidenwelt, ist nun höher geachtet als Jerusalem, welches seiner großen Masse nach den Heiland verworfen hat, und Petrus, als Apostel an die Beschneidung (Gal. 2, 8) muß zurücktreten gegen Paulus, den Apostel an die Vorhaut“ (Dr. Lechler).

Die Zauberer von Ephesus sahen mit Meid auf die Erfolge des Apostels. Seine Macht, das erkannten sie, lag in dem Namen Jesu. So wollten sie es auch einmal damit probieren. Sieben Brüder, Söhne des jüdischen Oberpriesters Ekebas, die sich besonders auf den Exorzismus verlegt hatten, erdreisteten sich daher eines Tages, den Namen Jesu als Zauberformel zu gebrauchen, um den bösen Geist von einem besessenen Menschen auszutreiben. So sprechen sie über ihn: „Wir beschwören euch bei Jesu, den Paulus predigt.“ Den Namen, den sie als ungläubige Juden verworfen und haßten, ließen sie jedoch als Zaubermittel, um damit einen schändlichen Vorteil zu erlangen, gelten. Allein der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht. Es ergeht diesen Lasterern wie jenem Knaben, der eines Helden Schwert aus der Scheide zieht und sich selbst damit verwundet, weil er es nicht recht zu gebrauchen vermag. „Jesum kenne ich wohl, und Paulum weiß ich wohl, wer seid ihr aber?“ spricht der Dämon durch den Mund des Besessenen. Damit sprang dieser auf die

Beschwörer, ward ihrer mächtig und warf sie unter sich, also, daß sie nackend und verwundet aus demselbigen Hause entflohen. Bestürzung und Furcht kam über die ganze Stadt, nicht sowohl vor den bösen Geistern als vielmehr vor dem Jesus, von dem selbst der Teufel hat Zeugnis ablegen müssen, und der durch die von Paulo verrichteten Wunder mächtiglich erwies, daß ihm alles, auch die bösen Geister, untertan sein müssen. Sowohl die jüdische wie die heidnische Zauberei war öffentlich geschlagen und vor aller Welt kundgetan, daß der Apostel nicht durch ein Geheimmittel, sondern kraft seiner Vollmacht im Namen des erhöhten Herrn seine Taten vollbrachte. In ganz Ephesus war nach solchen Erfahrungen der Name Jesu bei Juden und Griechen in aller Munde und ward hoch gelobet (Act. 19, 17).

Viele Christen, die auch nach ihrer Befehrung nicht völlig von der Zauberei gelassen, sondern im geheimen noch irgendwie mit ihr in Verbindung gestanden hatten, kamen nun und beichteten solches dem Apostel (Act. 19, 18). Und eine Menge derer, die bisher die vorwichtige Kunst öffentlich als Gewerbe betrieben, brachten ihre Zauberbücher zusammen, machten auf einem öffentlichen Platze einen Scheiterhaufen daraus und verbrannten sie. Es ist aus der Missions- und Kirchengeschichte bekannt, daß das Gebiet des Aberglaubens und der Zauberei, mit denen die Boten des Evangeliums aller Zeiten und Länder zu kämpfen haben, von dem Geiste des Evangeliums am schwersten erobert wird. Jahrzehnte, ja Jahrhunderte nachdem ein Volk dem Christentum angehört, tauchen noch Spuren der ihren heidnischen Vorfahren eigentümlich gewesenenen Formen des Aberglaubens und der Zauberei in ihrer Mitte auf. Wenn uns nun St. Lukas durch den Heiligen Geist hier den genauen Wert der in Ephesus durch die ehemaligen Zauberer freiwillig verbrannten Schriften — 50,000 Groschen, Drachmen gleich 10,000 Dollar — angibt, so soll uns damit einmal veranschaulicht werden, wie gewaltig die Wirkung des gepredigten Evangeliums im Verein mit den geschenehen Wundern, besonders dem Ereignis mit den sieben Hohepriesterjöhnen, unter allen Volksschichten gewesen, zum andern soll damit angedeutet sein, daß jedes dieser Zauberbücher für den einzelnen Besizer ein Kapital repräsentierte, daher, wenn er es auch nicht mehr für sich gebrauchen wollte, er es doch leicht an andere hätte verkaufen können; denn die Ephesia grammata standen weit und breit in hoher Geltung, und es war stets eine große Nachfrage danach. Wir sehen, wie aufrichtig also diese Buße, wie rein und gründlich diese Entfündigung war, welche lieber auf einen namhaften Gewinn verzichtet, um nur ja nicht Anlaß zum Irgegnis und zur Verführung zu geben. Dieser Flammenstoß bisher heilig gehaltener Schriften war vor ganz Ephesus ein mit Feuerzügen geschriebenes Zeugnis, daß das alte Heidentum mit seinem Götzendienst unter der Wirkung der Predigt des Evangeliums in seinen Grundfesten zu wanken begann, während das Wort des Herrn immer mehr zu einer Großmacht wurde. Wie auch St. Lukas ausdrücklich bezeugt: „Also mächtig wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand“ (Act. 19, 20).

In Anbetracht dessen konnte Paulus nun fröhlichen Geistes an das Scheiden von Ephesus und an die Inangriffnahme neuer Gebiete im fernen Westen denken. Oft sprach er mit seinen Freunden über diesen Plan:

„Wenn ich in Jerusalem gewesen, muß ich auch Rom sehen“ (Act. 19, 24). Er wollte nämlich vorerst eine Rundreise zu seinen Gemeinden in Mazedonien und Asaja machen, um die versprochene Kollekte für die arme Gemeinde in Jerusalem einzusammeln. Hatte auch ein Teil dieser Gemeinde das Band zwischen ihm und der Urgemeinde durch nichtswürdige Mittel zu lockern, wenn nicht böllig zu durchschneiden versucht, so wollte er es an seinem Teile jetzt erst recht fest knüpfen durch eine möglichst große Liebesgabe seitens der so viel angefochtenen Heidenkirche. Zu Anfang des Jahres 57 sandte er zu dem Ende Timotheus und den in Geldsachen bewanderten früheren Stadtschatzmeister von Korinth, Erastus, nach Mazedonien und Griechenland, um diese Sammlung vorzubereiten. Er selber gedachte gegen Pfingsten nachzureisen.

Schon waren alle Zurüstungen für seine Abreise getroffen, da brach ein Sturm gegen den Apostel los, der um Haaresbreite den Schauplatz seiner so langen und so überaus gesegneten Wirksamkeit auch zum Schauplatz seines blutigen Märtyrertodes gemacht hätte. Der Sturm wehte von dem Dianatempel her. Die Gilde der Goldschmiede zog ihren Hauptverdienst aus ihren beliebten Nachbildungen des Tempels und der Göttin. Es ist mit ein Hauptbeweis für den Einfluß, den Pauli Wirksamkeit auf alle Volksschichten ausgeübt hat, wenn wir hören, daß dieses schmutzhaft betriebene Geschäft, das seine Kunden in der ganzen damaligen Welt zählte, seit seiner Anwesenheit in Ephesus einen gewaltigen Rückgang zu konstatieren hatte. Immer weniger wurden die Diana-Andenken verlangt. Viele, die früher ihr Geld für diese Dinge mit Freuden ausgaben und ihre Opfer andächtig in den Tempel trugen, gingen jetzt gleichgültig oder gar verächtlich an ihm vorüber. Und dieses alles hatte dieser Paulus verschuldet. Kein Wunder, daß ihm die Goldschmiede, weil er ihnen die Geldquelle verstopft hatte, immer feindlicher wurden und endlich ihren Grimm nicht mehr zu zügeln vermochten. Der Obermeister derselben und zugleich ihr Rädelshführer, berief eine Versammlung der Meister, Gesellen und Beiarbeiter ihres Gewerbes zusammen und hielt eine feurige Ansprache an dieselbe. Darin stellte er geschickt und mit kluger Berechnung zwei Tatsachen einander gegenüber, und zieht hernach den Schluß daraus. Die erste ist der reichliche Erwerb und große Nutzen, den die Fabrikation der Diana-Andenken abwerfe; die zweite, die weit und breite Umstimmung der Leute durch Paulus und seine Bekämpfung der Anbetung der Götterbilder. Der Schluß, den er zieht, ist ein doppelter. Unserm Geschäfte droht der Ruin und, was noch ungleich schlimmer ist, das Heiligtum der Diana wird geringgeschätzt, und die Majestät der Göttin herabgewürdigt und verlästert. Aufs Haar ähnlich redeten später Tezel und der Papst, als der schändliche Ablasshandel durch das geistesmüchtige Zeugnis Dr. M. Luthers dahin geriet, daß er nichts mehr galt und einbrachte. Sie riefen auch für die gefährdete Majestät der den Weltkreis beherrschenden römischen Kirche die Leidenenschaften frommen Unterstandes in die Schranken.

Der berechnete Appell des Demetrius an den Geldbeutel seiner Berufsgenossen und das geschickte Hinüberspielen der Sache auf das religiöse

Gebiet, so daß man nicht aus Eigennutz, sondern aus purlauterer Frömmigkeit zu handeln schien, wirkte zündend auf die Zuhörer. Der Fanatismus im Bunde mit dem Geschäftsinteresse war entfesselt. Es ertönte der Ruf: Groß ist die Diana der Epheser. Erst vereinzelt, andere nehmen ihn auf, und bald brüllt's in toller Wut die ganze Versammlung: Hoch die Diana der Epheser. Das wilde Geschrei lockt andere herbei, alles drängt nach dem Marktplatz, der Agora, dem mutmaßlichen Ort dieser Versammlung. Alles schreit durcheinander. Einer erhitzt sich an andern. Demetrius und seine Zunftgenossen haben sich unterdessen unter die Menge verteilt und rufen es jedem, der es hören will, zu: Dieser Fremdling, der Paulus, hat mit seinen ewigen Reden den Tempel und die Göttin beschimpft und in den Augen der ganzen Welt herabgewürdigt. Er ist daran schuld, daß der Ruhm unserer Stadt im Verbleichen ist. Wie ein entfesselter Löwe brüllt die Menge und will ein Opfer haben. Es tönt der Ruf: Ins Theater, in die Arena! Und wie von unsichtbaren Händen gelenkt wendet sich alles dem nahen Kolosseum zu. Im Nu ist der riesige Raum, der 50,000 Personen zu fassen vermochte, bis auf den letzten Platz besetzt. Um das Volk zu befriedigen, hat man Häfcher ausgeschiedt, Paulum herbeizuschleppen. Man weiß, wo er zu suchen ist. So eilen sie lärmend zu dem Hause des Aquila; hier hat sich nun wohl das abgepielt, was der Apostel Röm. 16, 3 andeutet, wenn er schreibt: „Crühet die Priscilla und den Aquila, meine Gehilfen in Christo Jesu, welche haben für mein Leben ihren Hals dargegeben.“ Als die wilde Schar drohend an ihre Thür poltert und nach Paulus schreit, treten sie ruhig mit heiligem Mut, den nur der getroste Glaube an den allmächtigen Vater im Himmel verleiht, den Hächern entgegen, nicht achtend der Gefahr, in die sie sich selbst begeben. Durch Gottes Beistand gelingt es ihnen, die Gefahr von dem Apostel abzulenken; doch können sie nicht hindern, daß die Häfcher anstatt seiner Gajus und Aristarchus greifen und mit sich schleppen. Als Paulus davon hört, will er kurzentschlossen ins Theater eilen. Er ist nicht der Mann, sich in gefährlicher Lage ängstlich zu verstecken, wenn es gilt, das Evangelium zu verteidigen oder mit seinem Leben das Leben seiner Brüder zu decken. Das wollen das treue Ehepaar und die übrigen anwesenden Christen nicht zugeben. Ob sie ihn von seinem Vorhaben hätten abhalten können, wäre ihnen nicht von unermarter Seite Beistand geworden, ist mehr als fraglich. Es kamen einige Boten aus dem Theater herbeigeeilt, die von den Afiarchen (Luther: Oberste in Asien) abgeschickt waren. Diese Afiarchen waren die Festredner und Vorsitzter der Festversammlungen in Ephesus, aus den vornehmsten Männern der Provinz Asia dazu erwählt. In purpurnen Mänteln, das Haupt mit Blumen umkränzt, pflegten sie bei den Festversammlungen zu präsidieren. Daß der Apostel selbst unter ihnen Freunde besaß, zeigt ebenfalls, welchen Einfluß er durch sein Wirken gewonnen. Ihre Boten brachten dem Apostel die Warnung, sich unter keinen Umständen im Theater blicken zu lassen, sonst sei er verloren. Denn es mochte zu wiederholten Malen schon der Ruf erschollen sein: ad leones, ad leones. Ließen ihm das selbst die obersten Beamten sagen, so wäre es Wahnsinn, auf sein Vorhaben zu bestehen. Außerdem durfte er nach diesem Zeichen wohlwollender

Teilnahme der Afiarchen hoffen, daß sie auch für seine beiden Freunde eintreten würden.

Im Theater schrie unterdessen alles durcheinander. Die Versammlung war in Verwirrung, wußte doch die Mehrzahl nicht recht, warum sie sich zusammengeschart hatten. Eine Spannung lag über der Menge, da niemand ahnte, was in der nächsten Minute geschehen könne, und wie der Tumult enden würde. Die anwesenden Juden mochten fürchten, daß die blinde Erregung des Pöbels sich gegen sie wenden könnte, weil sie Stammesgenossen des Paulus waren (Act. 19, 33). Um solches zu verhüten, schoben sie einen der Afiarchen, Alexander mit Namen, vor. Vielleicht ist es gar Alexander der Schmied, den St. Paulus 2. Tim. 4, 14 erwähnt, und von dem er sagt, er habe ihm viel Böses bewiesen. Trifft diese Vermutung zu, so erklärt sein Handwerk, warum gerade er vorgeschoben wurde. Er soll die Interessen der Goldschmiede vertreten, und dadurch die Gunst der Menge für die Juden gewinnen, und zugleich dartun, daß sie als Juden mit Paulus nichts gemein hätten, sondern ihn ebenso haßten wie sie selber. Allein er kommt gar nicht zu Worte. Als er mit den Händen gestikulirte, um sich Gehör zu verschaffen, ruft die Menge, den Juden in ihm erkennend und einen Anhänger des Paulus vermutend, wie aus einem Munde, in schier wahnsinniger Erregung: Groß ist die Diana der Ephejer, daß daran die Grundfesten des Kolosseums erbeben.

Die Obersten der Stadt aber verloren darob ihre Ruhe nicht. Nachdem die Afiarchen dafür gesorgt, daß Paulus dem Volke nicht in die Hände fiel, beschloßen sie, den Pöbel sich einmal recht ausschreien zu lassen, ehe sie eingriffen. Als er das ausgiebig getan zwei geschlagene Stunden lang, zeigten sich deutlich die Spuren eintretender Ermüdung. Diesen Moment benutzte der Kanzler der Stadt, trat vor das Volk hin, winkte Stillschweigen und hielt nun eine Rede, die von ebenso großer staatsmännischer Klugheit als von unbestechlichem Gerechtigkeitsfinn zeugt (Act. 19, 35–40). Er sagt: Ihr Männer von Ephejus, wer in der Welt wüßte denn nicht, daß die Stadt Ephejus die Pflegerin der großen Göttin Diana und des himmlischen Bildes wäre? Das ist eine solch feststehende Tatsache, daß auch der Widerspruch einiger Fremdlinge daran nicht zu rütteln vermöge. Mit diesen klug berechneten Worten setzt er sich vorweg in die Gunst seiner gespannt aufhorchenden Zuhörer. Dann fährt er fort: Weil dem so ist, geziemt es sich, daß ihr euch mäßiget und nicht überstürzt handelt. Ihr habt diese beiden Männer hergeführt — dabei auf Gajus und Aristarchus deutend — die doch weder Tempelräuber noch Lästereur eurer Göttin sind. Hat aber Demetrius und seine Genossen einen Anspruch an jemand, so hält man Gericht, und es sind Landbögte da. Lasset sie sich untereinander verklagen. Habt ihr aber sonst ein Anliegen, so mag solches in ordentlicher Gemeindeversammlung zum Austrag gebracht werden. Droht uns doch des heutigen Tages wegen eine Anklage wegen Empörung erhoben zu werden, und wir würden, falls solches wirklich geschähe, dastehen und hätten keinen stichhaltigen Grund dafür anzugeben, um diesen Tumult zu rechtfertigen. Die Worte waren klar und überzeugend und verfehlten ihren Eindruck auf die Menge nicht. Er gibt das Zeichen, daß damit die Versammlung entlassen sei, und ruhig, als wäre

nichts geschehen, zerstreut sich die Menge. In wenigen Minuten ist es still im Theater. Paulus und seine Freunde sind für diesmal gerettet.

Was hätte nun näher gelegen, als daß der Apostel seinen längst gefaßten Voratz, um Pfingsten Ephesus zu verlassen, sofort zur Ausführung gebracht hätte. Nach dem Bericht der Apostelgeschichte scheint das auch der Fall zu sein. Gätt man aber die einzelnen Zeitbestimmungen, die sie uns an Hand gibt, gegeneinander, so findet man, daß dem nicht so ist. Wäre er schon zu Pfingsten, also gleich nach dem stattgehabten Tumulte, von Ephesus geschieden, dann hätte er nur 2½ Jahre daselbst verweilt. Denn Act. 19, 8 hören wir, daß er drei Monate in der Synagoge, und Act. 19, 10, daß er zwei Jahre in der Schule des Tyrannus gepredigt habe. Act 20, 31 aber sagt der Apostel zu den Ältesten in Ephesus: „Denket daran, daß ich nicht abgelaufen habe drei Jahre, Tag und Nacht einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen.“ Es ist daher kaum zu zweifeln, der Apostel habe aus freiem Entschluß, des vorgekommenen Aufruhrs wegen, um zu sehen, wie sich die Dinge für die Gemeinde weiter gestalten werden, oder gezwungen durch einen Gewaltakt seiner Feinde seine frühere Absicht, Pfingsten abzureisen, nicht ausgeführt oder nicht ausführen können, sondern sei noch ein weiteres halbes Jahr daselbst verblieben. Wir haben in den Episteln, die St. Paulus von Ephesus aus an andere Gemeinden gesandt, der Andeutungen genug, es sei in Ephesus nicht bei dem einen Sturme geblieben, sondern es seien andere gefolgt, und er habe dort Leiden, Verfolgungen und Kämpfe zu bestehen gehabt, von denen uns St. Lukas nichts vermeldet. Er schreibt, daß er täglich auf den Tod gefaßt sein müsse. Ja als das furchtbarste Erlebnis dieser beständigen Todesgefahr erwähnt er, daß er in Ephesus mit wilden Tieren gefochten habe (1. Kor. 15, 30–32). Man hat dieses vielfach bildlich verstanden, als meine er damit die in ihrer Leidenschaft sich wie reißende Tiere gebärdenden Menschen. Das aber ist ein Vergleich, den der Apostel sonst nie macht. Will man ihn nicht der Großsprecherei zeihen, so hat man seine Worte buchstäblich zu nehmen, daß er eines Tages seinen grimmigen Feinden in die Hände fiel, die ihn in die Arena schleppten und in den Käfig der wilden Tiere warfen, er aber durch Gottes Hand, wie Daniel in der Löwengrube, gnädig errettet wurde. Das hat sich dem Gemüthe des Apostels so tief eingeprägt, daß er noch ein Jahr danach im 2. Korintherbriefe sagt: „Denn wir wollen auch nicht verhalten, liebe Brüder, unsere Trübsal, die uns in Asia widerfahren ist, da wir über die Maßen beschweret waren und über Macht, also, daß wir auch am Leben verzagten und bei uns beschloffen hatten, wir müßten sterben“ (2. Kor. 1, 8). Das sind Andeutungen genug, die uns zu der Annahme berechtigen, es seien in Ephesus nach dem von Demetrius angezettelten Tumulte weitere schwere Ereignisse eingetreten, darüber uns alle Einzelheiten fehlen, die aber den Apostel über seine ursprüngliche Absicht hinaus dortselbst ein halbes Jahr festgehalten und ihm ein übervolles Maß qualvollster Leiden eingetragen haben. Und wie immer waren nicht die Heiden seine bittersten Feinde, sondern seine eigenen Volksgenossen, die ihm nach dem Leben trachteten und die Heiden immer wieder gegen ihn aufzustacheln suchten (Act. 20, 19). Zwar gelang es ihnen auch diesmal nicht, ihn aus dem Wege zu räumen.

Sie warteten aber auf eine passendere Zeit und einen gelegeneren Ort. Und sie fanden beides. Wir hören später, daß es gerade ephesinische Juden waren, die in Jerusalem jenen Aufruhr verursachten, der dem Apostel jahrelange Kerkerhaft und schließlich den Tod eingetragen hat (Act. 21, 27–29).

Länger als irgendwo sonst auf seinen Missionsreisen hat sich also St. Paulus in Ephesus aufgehalten. Es mag im Herbst 57 gewesen sein, ungefähr zu derselben Zeit, in der er vor drei Jahren angekommen war, als er seinen treuen Ephesern Lebewohl sagte, um in die Ferne zu ziehen, um nie wieder zu ihnen zurückzukehren. Er hatte zuerst vor, von hier aus zur See nach Korinth zu gehen und dann durch Mazedonien zu ziehen. Er änderte indessen seine Meinung, wahrscheinlich infolge der letzten Vorgänge in Ephesus, die es ihm rätlich erscheinen ließen, den unvergleichlich weiteren, aber unter den obwaltenden Umständen sicheren Landweg einzuschlagen (1. Kor. 16, 5–7). Seine Widersacher in Korinth klagten ihn dieserhalb des Wankelmutes an. Er wanderte also durch die Provinz Asia, sicherlich da und dort, wo sich ihm Gelegenheit bot, seinen Missionsberuf ausübend. So gelangte er nach Troas. Hier wartete er auf Titus, den er geraume Zeit vorher mit seinem ersten Briefe von Ephesus aus nach Korinth geschickt hatte, und der ihm hier Bericht über die Zustände in der dortigen Gemeinde erstatten sollte. Die Zeit des Wartens benutzte er, in Troas Christum zu verkündigen, und der Herr tat ihm daselbst die Türe auf (2. Kor. 2, 12, 13). Da Titus verzog, machte er seinen Abschied und setzte nach Mazedonien über. Hier unter diesen treuen Christen in Philippi, in Thessalonich, in Beröa, fühlte er sich nach den stürmischen Tagen in Asia geborgen. Nirgends fand er so viel Treue wie in seiner mazedonischen Kirche. Hier war kein Boden für die falschen Apostel der Judenchristen. über diesen Aufenthalt in Mazedonien sagt St. Lukas nur: „Und da er dieselbigen Länder durchzogen und sie ermahnt hatte mit vielen Worten, kam er nach Griechenland (nämlich Korinth) und verzog allda drei Monate.“ Dieser Aufenthalt in Mazedonien dauerte vom Winter 57 bis zum Winter 58, ein reichliches Jahr. Wir haben Fingerzeige, daß der Apostel in diesem Zeitraum Missionsreisen gemacht hat, über die uns leider alle Berichte fehlen. St. Lukas sagt nur: „Er durchzog dieselbigen Länder.“ St. Paulus erwähnt im zweiten Korintherbrief, der in dieser Zeit verfaßt ist, beiläufig einen Schiffbruch, nach, welchem er vierundzwanzig Stunden auf einem Schiffstrümmern auf stürmischem Meere umhergeworfen wurde (2. Kor. 11, 25). Im Römerbrief, der nachher in Korinth geschrieben wurde, sagt er, daß er seine Missionsreisen bis Aethrien, also bis in die Gebiete des heutigen Albanien und der Grenze Serbiens ausgedehnt habe. (Röm. 15, 19, 23). Das alles scheint sich in dem Rahmen der oben angedeuteten Zeit zugetragen zu haben.

Jedenfalls trat er in Philippi mit dem langersehnten Boten aus Korinth, Titus, zusammen. Derselbige überbrachte ihm insofern befriedigende Nachrichten, daß der von ihm überbrachte Brief die beabsichtigte Wirkung getan und die Gemeinde den unbußfertigen Blutschänder ausgestoßen habe. Es gingen jedoch noch immer Unzuchtssünden im Schwange, es käme auch Hader und Streit vor, und die Sammlung der Kollekte würde nur lässig betrieben (2. Kor. 12, 21; 9, 1 ff.). Dies bestimmte St. Paulus,

seinen zweiten Brief ebenfalls durch Titus nach Korinth zu schicken, worin er zugleich der Gemeinde seine bevorstehende Ankunft kund tat (2. Kor. 13, 10), die denn auch im Dezember 58 erfolgte. Ein Vierteljahr verweilte der Apostel daselbst, denn Ostern finden wir ihn wieder in Philippi (Act. 20, 6). Harte Kämpfe waren ihm auch in Korinth beschieden, denn mit ränkesüchtigen, hinterlistigen Feinden hatte er es zu tun, mit Mörglern, denen es nicht um die Sache, nicht um das Heil der Gemeinde und der einzelnen Seele, sondern lediglich um die eigene Person zu tun war, und die nicht mit offenem Bijer kämpften (2. Kor. 10, 6 ff.). Um so offener hat der Apostel mit ihnen gekämpft und durch Weistand des Heiligen Geistes einen vollen Sieg errungen. Der Geist der Parteiung und Zwietracht mußte weichen, die gesetzestreibereischen Jüdenchristen das Feld räumen. Es ist ein froher Ton der Siegeszuversicht, der durch den ganzen Römerbrief hindurchklingt, der bei diesem Aufenthalt des Apostels in Korinth verfaßt ist. Er sandte denselben durch die Diakonisse Phöbe von Kenchreä und will damit die dortige Gemeinde auf sein persönliches Kommen vorbereiten. Denn nach dem fernen Westen steht sein Sinn; nach Rom, ja noch darüber hinaus, nach Hispanien (Röm. 15, 24. 28).

Im Februar oder März 59 nimmt Paulus von den Korinthern Abschied, um seine Reise nach Jerusalem anzutreten. Er gedenkt sie per Schiff zu machen, gibt aber diesen Gedanken noch im letzten Augenblick auf, weil man einer Verschwörung der Juden gegen sein Leben auf die Spur gekommen war (Act. 20, 3). Die viel reisenden jüdischen Händler, mit den Kapitänen der hier ein- und ausgehenden Schiffe bekannt, könnten gar leicht einen Meuchelmörder dingen, der in dem Hafengewühl den Apostel niederstoßen und dann ohne Aufsehen zu erregen im Gedränge verschwinden konnte. Sollte das aber, dachten sie, im Hafen der vielen ihn umgebenden Freunde wegen nicht gelingen, so bietet sich auf dem Schiffe auf hoher See zweifellos einmal ein günstiger Augenblick dazu. So ist Paulus auch diesmal genötigt, den beschwerlicheren Landweg nach Macedonien zu beschreiten. Die Männer, die ihn geleiten, sind wohl die Abgesandten der Gemeinden, die ihre gesammelte Liebespende nach Jerusalem schickten. Das schriftkundige Verba war durch Sopater vertreten; das in Liebe eifernde Thessalonich durch Aristarchus und Secundus, das ferne Lykaonien durch Gajus und Timotheus, Asien durch Tychikus und Trophimus. Ein Abgesandter von Korinth scheint den Apostel nicht begleitet zu haben; obwohl er ihnen geschrieben: „Wenn ich aber kommen bin, welche ihr dafür ansehst, die will ich mit Briefen senden, daß sie hinbringen eure Wohlthat gen Jerusalem. So es aber wert ist, daß ich auch hinreise, sollen sie mit mir reisen“ (1. Kor. 16, 3. 4). Als er dies schrieb, wußte er noch nicht, daß die Spenden der mazedonischen Christen so reichlich ausfallen würden. Mit leeren Händen, oder mit einer mageren Kollekte, wäre er nicht nach Jerusalem gegangen. Haben die Korinther den Apostel selbst zu ihrem Vertrauensmanne gewählt, der ihre Gabe überbringen soll — und das ist wohl anzunehmen —, dann läßt sich hieraus am besten schließen, daß die Pietät gegen ihn wieder völlig hergestellt war. Wie sehr Paulo daran lag, daß das Opfer der heidenchristlichen Gemeinden nicht nur reichlich sei, sondern auch den Geist des Glaubens

und der Liebe atme, erfieht man aus seinen Worten 2. Kor. 9, 11–15 und Röm. 15, 26. 27. So fuhr der Apostel hin, den Heiligen zu Dienst und mit dem vollen Segen des Evangeliums (Röm. 15, 25).

Noch einmal zieht er an der mazedonischen Küste durch Beröa, Thessalonich und Philippi. In letzterer Gemeinde, von der er gesagt, daß sie nie ungehorsam gewesen, darf er gesegnete Ostern feiern (Phil. 2, 12; Act. 20, 6). Seine Gefährten waren voran nach Troas gegangen. Nach den Festtagen folgte ihnen Paulus auf dem Seewege nach, begleitet von St. Lukas, der von nun an sich nicht mehr von ihm trennte. Sieben Tage hatten sie da ihr Wesen. Der letzte Tag ihres Aufenthaltes, den sie im Hause eines gewissen Carpus zubrachten, war ein Sonntag (2. Tim. 4, 13; Act. 20, 7). Der Apostel versammelte die Gemeinde zum Abschiedsgottesdienst, und nach der Predigt blieben sie noch in traulicher Unterredung beieinander. Die trojanischen Christen konnten gar nicht genug der Worte des ewigen Lebens aus seinem Munde vernehmen. Darüber wurde es Mitternacht. Die zahlreiche Versammlung und das Licht zahlreicher Lampen bewirkte, daß die Luft in dem vollgedrängten Obergemach bei der ohnehin schwülen Frühlingstemperatur so drückend wurde, daß einer der anwesenden Jünglinge, der wohl in Ermanglung eines anderen Platzes sich auf das Fensterbrett gesetzt hatte, vom Schläfe übernommen wurde, vom dritten Stöße hinunterfiel und tot aufgehoben wurde (Act. 20, 8–12). Der Apostel eilte hinab, beugte sich über ihn, umfaßte ihn und sprach: „Machet kein Getümmel, denn seine Seele ist in ihm.“ Dann stieg er wieder hinauf, eröffnete das soweit hinausgeschobene und im angeregten Gespräch ganz vergessene Mahl und redete auch über Tisch und nachher noch viel mit ihnen, bis der Tag anbrach. Ohne auch nur einen Augenblick geruht zu haben, nahm er Abschied von der Gemeinde und wanderte allein auf dem viel kürzeren Landwege nach Assos, um dort mit seinen Reisegefährten, die er auf dem weiteren Seewege vorausgeschickt hatte, zusammenzutreffen. Es ist leicht zu begreifen, daß der heilige Apostel nach einer solch aufregenden Nacht, nach so viel leiblicher und seelischer Anstrengung der Einsamkeit und der Stille begehrte. Er erreichte zur Freude seiner Gefährten zeitig genug das Schiff, das dann noch am selben Abend seine Fahrt fortsetzte. Sie segelten zwischen den Inseln Mithlene, Chios und Samos hindurch und an Ephesus vorüber bis zum Hafen von Milet (Act. 20, 14. 15). Er hatte nicht die Absicht, nach Ephesus zu gehen, denn einmal hielt er solches nach den letzten stürmischen Auftritten daselbst nicht für ratsam, zum andern wäre es wohl mit einem kurzen Besuch nicht abgetan gewesen; ein längerer Aufenthalt aber hätte ihn verhindert, Jerusalem, wie er so gerne wünschte, vor Pflingsten zu erreichen. So schickt er einen Eilboten nach Ephesus und läßt die Ältesten der dortigen Gemeinde bitten, zu ihm nach Milet zu kommen. Der Weg konnte zu Fuß in neun bis zehn Stunden zurückgelegt werden. Sie machten sich auch ohne Zaudern auf und erreichten den Hafen noch vor Abgang des Schiffes. Nun sieht man am Strande zu Milet ein Bild sich entrollen, das zu den ergreifendsten der ganzen Kirchengeschichte zählt. Da stehen sie beieinander, St. Pauli Reisebegleiter und die Ältesten, in ihrer Mitte der große Apostel. Es liegt eine wunderbar ergreifende

Weihe über den Worten und Handlungen dieses Abschiedes. Paulus weiß, daß er seinen Ephesern zum letzten Male ins treue Auge schaut. Das erfüllt ihn mit tiefem Ernst, mit heiliger Wehmut. Vor ihm glänzt das blaue Meer, auf der Reede liegt segelfertig das Schiff, bereit, ihn nach kurzen Augenblicken in die weite Ferne zu tragen. Da spricht er noch einmal Worte zu ihnen, die, das letzte Vermächtnis eines für diese Welt Scheidenden, aus dem ganzen Ernst seiner apostolischen Verantwortlichkeit, aus der Tiefe eines in Liebe zu seiner Gemeinde entbrannten Herzens herausfließen. Als er sie an alles erinnert hat, was er unter ihnen getan und geredet und gelitten, schließt er mit den Worten: „Und nun siehe, ich, im Geist gebunden, fahre hin gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird, nur daß der Heilige Geist in allen Städten bezeuget und spricht: Wande und Trübsale warten mein daselbst. Aber ich achte der feins, ich halte auch mein Leben nicht selbst teuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesu, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes. Und nun siehe, ich weiß, daß ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet, alle die, bei welchen ich durchkommen bin und geprediget habe das Reich Gottes. Darum zeuge ich euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von aller Blut; denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte all den Rat Gottes. So habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der Heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigen Blut erworben hat. Denn das weiß ich, daß nach meinem Abschied werden unter euch kommen greuliche Wölfe, die der Herde nicht verschonen werden. Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen. Darum seid wacker und denket daran. — Und da er solches gesagt, kniete er nieder und betete mit ihnen. Es war aber viel Weizens unter ihnen allen und fielen Paulus um den Hals und küßten ihn, am allermeisten betrübt über dem Wort, das er sagte, sie würden sein Angesicht nicht sehen; und geleiteten ihn in das Schiff.“

So schied der große Missionar von Ephesus, dem er drei große arbeitsreiche Jahre seines Lebens gewidmet hatte. Er verließ damit das ganze morgenländische Arbeitsfeld, wo er alles Land, von Antiochien in Syrien bis an die Grenzen Aethriens mit dem Evangelio erfüllt hatte. Vierzehn Jahre hat er an dieses Gebiet gependet. Nach angestelltesten Berechnungen hat er auf diesen Reisen mindestens 8,500 Meilen zurückgelegt. Und was für ein Leben ist es gewesen? Er selbst sagt im Rückblick auf diese Periode: Mühe und Arbeit, Gefängnis, fünfmal blutig gepeitscht, dreimal Schiffbruch gelitten, Gefahren auf Flüssen, unter Räubern, unter falschen Brüdern, schlaflose Nächte, Hunger und Durst und Frost, weil das Nötigste fehlte (2. Kor. 11, 23). Aber welch innere Geschichte geht neben dieser äußeren Mühsal her! Er hat mehr gearbeitet als alle anderen Apostel (1. Kor. 15, 10). Darum blühen auch rings um ihn her zahlreiche Gemeinden. Wie ein beladener Baum, der unter der Last seiner Früchte niedergebeugt wird, so beugt er sich in tiefer Demut vor dem Herrn, der ihm, dem geringsten unter den Aposteln, der nicht wert ist ein Apostel zu heißen, sein Werk dennoch mehr gesegnet denn das aller anderen Apostel. Aber er hebt auch sein

Haupt voller fröhlicher Zuversicht auf den Himmel und jubelt: „Gott sei Dank, der uns allezeit Sieg gibt in Christo“ (2. Kor. 2, 14).

So segelt er denn wie ein Feldherr, der auf einem Schlachtfelde den Sieg dabongetragen, nach einer neuen Kampfesfront ab, um auch dort den Feind anzugreifen. Die Blicke der am Strande Zurückgebliebenen und ihre Gebetsseufzer folgen ihm, das Herz voll Trennungswelt, die Augen voller Tränen, bis endlich das Segel in der blauen Ferne untertaucht und ihren Blicken entschwindet. Mit ihm gehen von hier nur Lukas, Timotheus, Aristarchus und Thymiskus. Die übrigen kehren um in ihre respektive Heimat zurück, um auszuführen, was der Apostel ihnen anbefohlen.

(Fortsetzung folgt.)

Büchertisch.

Das Tausendjährige Reich. Heinrich Willkomm. 16 Seiten, 5x7¼. Preis: 15 Pfg.; in Partien billiger. — Verlag des Schriftenvereins (Märner), Zwickau, Sachsen.

Die seit dem Krieg besonders rege Tätigkeit chiliaistischer Schwärmer nötigte nüchterne Schrifttheologen zu erneuter ernster Durchforschung aller vorgebrachten Scheinargumente. Man muß es dem Verfasser des vorliegenden Heftchens Dank wissen, daß er hier eine allgemein verständliche, kurze doch gründliche Bearbeitung des 20. Kapitels der Apokalypse bietet; wenn man ihm vielleicht auch nicht in der Auffassung jeder einzelnen Aussage des Abschnitts, in der Deutung jedes einzelnen Zuges im hier gebotenen Bilde beipflichten mag. Das Resultat seiner Untersuchung faßt Herr Pastor Willkomm zum Schluß so kurz zusammen: „Das 20. Kapitel der Offenbarung St. Johannes gibt uns nicht Raum zum Träumen und Schwärmen von einem Tausendjährigen Reich hier auf Erden, das vor dem jüngsten Tag noch kommen soll. Es ruft uns vielmehr auf zum Dank für das uns in der neutestamentlichen Kirche im Glauben zu eigen geschenkte Heil. Es predigt uns aber auch, wie die ganze Schrift sonst, das ‚Wachet!‘ des Herrn, der, nachdem er uns das Heil erworben, noch einmal erscheint am jüngsten Tage, den einen zur ewigen Verdammnis, denen aber, die hier zu seinem Reich gehören, zum ewigen Leben.“ M.

Aufruf zur Vorausbestellung und Unterstützung. — Gerne geben wir in folgendem Fall einem Aufruf zur Vorausbestellung in unsern Spalten Raum.

Pastor Lic. Wilhelm Moeller, Raditz (Elbe), der den Lesern unserer Zeitschrift aus einer längeren Besprechung seines Buches über die „Einheit und Echtheit der 5 Bücher Moses“ (siehe Jahrg. 28, S. 290 ff.) wohl bekannt ist, beabsichtigt, im Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau, eine „Einleitung in das Alte Testament“ herauszugeben. In Schweden er-

scheint das Buch in diesem Jahr (1933), aber „ob eine Ausgabe in deutscher Sprache erscheinen kann, hängt davon ab, ob Vorausbestellungen, Vorauszahlungen und freiwillige Spenden in genügender Höhe eingehen, um den Druck wagen zu können. Das Buch wird etwa 20 Bogen (320 Seiten) umfassen. Der Preis würde sich bei Vorausbestellung etwa stellen auf RM. 13.— geheftet, RM. 14.50 gebunden, nach Erscheinen im Buchhandel auf RM. 16.— geheftet, RM. 17.50 gebunden.“

über den Charakter des Buches spricht sich ein Prospekt folgendermaßen aus: „Das Buch will von einer krankhaften Betrachtung des Alten Testaments zu einer gesunden zurücklenken und dazu helfen, daß das Studium mit Freude und Vertrauen getrieben werde. Es geht der Textzersplitterung und einer liberalistischen Dogmatik mit allem Ernste zu Leibe. Dem Aufbau der einzelnen Bücher ist besondere Sorgfalt gewidmet. Parallelismus und Symmetrie, wie sie mein Sohn in den Psalmen aufwies, spielen in weitem Maß eine Rolle. Im Pentateuch sind meine durch frühere Arbeiten gewonnenen Ergebnisse übersichtlich zusammengefaßt, die sich auf die Beurteilung der Kultusgesetzgebung, auf das Deuteronomium als Hebel der ganzen Pentateuchfrage, auf Quellenscheidung, Einheit und Echtheit erstrecken. In den prophetischen Geschichtsbüchern tritt gegenüber der üblichen Auffassung eine große Vereinfachung ein. Im Prophetenkanon ist der Verfasser ein Ende bereitet. Dadurch, daß Joel an der Spitze steht und von da bis Maleachi die Reihenfolge der kleinen Propheten bis ins einzelne hinein als zeitlich zutreffend erwiesen wurde, ist Übersicht und Ordnung eingeführt. Mit der symbolischen Auffassung Joels ist ein wichtiger Anfang der Schriftprophetie gegeben und zugleich die Entstehung der Unheils- und Heilsprophetie in Israel sichergestellt. Entlehnung von außen wurde auch bei den Sprüchen Salomos als unmöglich erwiesen. über Jes. 40 ff., Daniel, Prediger, Kanon wird gegen die Kritik entschieden.“

Es wäre sehr zu wünschen, daß das Erscheinen des Buches möglich gemacht würde. M.

Martin Luther, the Reformer. A children's vesper service in commemoration of the four-hundred-fiftieth anniversary of Luther's birth. Prepared by W. G. Polack. 16 pages, 5x7½. Price: 5c per copy; doz., 50c; hundred, \$3.50.

Luther, the Gift of God. A children's service in commemoration of the four hundred fiftieth anniversary of Dr. Martin Luther's birthday, November 10, 1483. By Herman Voigt. 14 pages, 6x9. Price: 8c per copy; doz., 72c; hundred, \$4.50.

Both of these programs were put on the market by the Concordia Publishing House.

The one by Prof. Polack throughout, in its liturgical parts, in its recitations, in its hymns, throbs with joy and thanksgiving for the pardoning mercy of God procured for us by Christ, assured to us in Word

and Sacrament, restored to the Church in its original purity through the work of the Reformation. It is a pleasing program, presenting in a simple but artistic style the vital issues in Luther's life and times.

A commendable feature of the second program, by Teacher Voigt, is the fact that it employs, with one exception, Luther's own hymns; another, that it uses Luther's explanation of the second Article for a brief statement of his teaching regarding redemption, although we deplore that the clause on the two natures of Christ was omitted. — Leaving out of consideration the last question (No. 73), which explains what we should do as Christians who have received the blessings of the Reformations, the program culminates in the last but one (No. 72) by pointing to Lincoln's Emancipation Proclamation. After a French historian's praise of Luther had been cited in question No. 53: "Luther was the first to proclaim the great principles of humanity and religious liberty; he was far beyond his own age and even beyond many of the reformers in toleration," the following question (No. 54) asks: "In which booklet did Luther proclaim this liberty?" and supplies the information: "In his booklet 'The Freedom of a Christian Man'." These questions and answers are in keeping with the general tenor of the program. To cite only one more instance, in questions No. 8 and No. 12 the "appalling conditions that existed" (No. 5) are traced to the fact that the people "were kept in ignorance", and that "independent thinking was not permitted" in the schools.

This program will not serve to deepen an appreciation of the blessings of the Reformation. M.

A Short Exposition of the Prophecy of the Seventy Weeks. By Philip Mauro. 40 pages, 5x7½. Paper covers. Price, 25c. — Wm. B. Eerdmans Pub. Co., Grand Rapids, Mich.

It is a pleasure to see Mr. Mauro, who has been active as a Fundamentalist writer for a quarter century, take his stand four-square on the Bible as the inspired Word of God, unperturbed by any contentions of negative criticism. To mention an instance from the present pamphlet. To Mr. Mauro Deutero-Isaiah is simply Isaiah, who wrote his book by divine inspiration two centuries before the return from the Babylonian Exile. The mention of Cyrus by name is not proof that the passage is spurious, nor does it indicate post-exilic origin of the book. See pp. 10 and 11. — Whether one accepts all of Mauro's results, one of his main propositions seems to be well established, viz., that the seventy weeks are to be understood as consecutive, without a break of indefinite duration between the 69th and the 70th. M.

Brief Statement of the Doctrinal Position of the Missouri Synod. 22 pages, 5x7½. Price: 8c per copy; dozen, 72c; hundred, \$5.00.

This is an all English edition of the official bilingual Statement, reviewed in these columns in the April number of this year, p. 156. M.

Report of the Sixteenth Regular Convention of the Norwegian Synod of the American Ev. Lutheran Church. Held in Bethany Ev. Luth. Congregation, Dr. S. C. Ylvisaker, Pastor, Bethany Lutheran College, Mankato, Minn., June 14-20, 1933. 56 pages. Paper covers. Price, 30c. — Order from Rev. S. E. Lee, 3955 York Ave., Robbinsdale, Minn.

This document contains the material usually found in synodical reports. The reviewer would, however, call special attention to the timely and instructive essay on "Christian Burial", delivered by Pastor Justin A. Petersen. M.

Convention Year Book of the Forty-first International Convention of the Walther League. Chicago, Ill., July 16-21, 1933. Containing Complete proceedings, reports, sermons, addresses, and many matters of interest pertaining to the convention at Chicago and A Century of Progress. Erwin Umbach, Editor. 118 pages, 6x9. Paper covers. Price, \$1.00. — Order from Walther League, 6438 Eggleston Ave., Chicago.

Of special interest and importance is the reorganization of program and administration, made in the "interest of greater efficiency and wider service to the Church of to-morrow", as recorded on p. 101 f. The editor in the foreword says regarding these changes: "The business transacted was of such a kind that the future program of the League will be vitally affected, and outstanding changes were inaugurated here that will continue to make themselves felt for many years to come." M.

* * * * *

Alle hier angezeigten Sachen sind durch unsere Buchhandlung, Northwestern Publishing House, 935-937 N. Fourth St., Milwaukee, Wis., zu beziehen. M.